AUS ALTER UND NEUER ZEIT: VORTRÄGE UND AUFSATZE

Friedrich von Weech

Digitized by Google

Harvard College
Library

FROM THE FUND BEQUEATHED BY

Archibald Cary Coolidge

Class of 1887

PROFESSOR OF HISTORY
1908–1928

DIRECTOR OF THE UNIVERSITY LIBRARY
1910–1928

L. 22. XII. 78.

Aus alter und neuer Zeit.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dr. E. [illegible]hlin.

Aus alter und neuer Zeit.

Vorträge und Aufsätze

von

Friedrich von Weech.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1878.

Digitized by Google

Ger 295.145

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen, wie alle anderen Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Heinrich von Treitschke

in treuer Freundschaft

gewidmet.

Digitized by Google

Gestatten Sie mir, lieber Freund, Ihnen durch diese Blätter die Jahre in die Erinnerung zurückzurufen, in welchen wir in dem Breisgauischen Freiburg manche schöne und anregende Stunde zusammen verlebten.

Ich habe damals, da wir noch kaum zu hoffen wagten, das viele Große und Herrliche, das wir seitdem erlebt, verwirklicht zu sehen, viel von Ihnen gelernt, vor Allem das unentwegte Vertrauen auf eine große und glückliche Zukunft unseres Vaterlandes, den unerschütterlichen Glauben an den nationalen Beruf des preußischen Staates und an dessen Fähigkeit, diesen hohen Beruf zu erfüllen, ein Vertrauen und einen Glauben, die mich auch heute, in den Tagen schwerer Prüfung, die über die deutsche Nation verhängt sind, getrosten Muthes den kommenden Dingen entgegensehen lassen.

Sie werden in diesen, im Laufe von funfzehn Jahren entstandenen Vorträgen und Aufsätzen manchen Gedanken niedergelegt finden, der an unsere damaligen Gespräche anklingt.

Digitized by Google

Einzelne dieser Arbeiten sind noch in jenen Tagen unseres akademischen Zusammenwirkens niedergeschrieben, andere zu der Zeit, da Ihnen, wie mir, hier in Karlsruhe durch die Liberalität des Freiherren von Roggenbach gegönnt war, die Akten des auswärtigen Ministeriums für unsere Studien einzusehen, wieder andere sind dem Gedächtnisse von Männern gewidmet, denen wir Beide näher treten zu dürfen so glücklich waren und für welche wir die gleiche hohe Verehrung hegten.

So darf ich denn hoffen, daß Sie dieser Sammlung ein freundliches Wohlwollen nicht versagen werden. Möchte sie es auch bei Jenen finden, deren Urtheil nicht durch persönliche Beziehungen zu meinen Gunsten beeinflußt ist!

Karl Hillebrand hat sich jüngst in der Vorrede zu seinen „Profilen" so eingehend über die Sammlung von Aufsätzen, die früher in verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen erschienen waren, geäußert, daß es wohl überflüssig ist, dieses Thema auch hier zu erörtern. Ich kann nur wünschen, daß die vorliegende Sammlung zu jenen gehört, denen dieser scharfe und geistvolle Kritiker das Recht der Existenz zugesteht.

Karlsruhe, im Juni 1878.

Friedrich von Weech.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Kaiser Ludwig der Baier und Papst Clemens VII. 1
Nürnberg im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert 41
Burkhart Zink, der Chronist von Augsburg 67
Die Markgräfinnen Maria Victoria und Karoline Luise von Baden 94
Französische Zustände während der hundert Tage und während der Occupation 117
Die Anfänge des constitutionellen Lebens in Baden 164
Eindrücke der Julirevolution in Deutschland 228
Karl von Rotteck. Zum hundertsten Jahrestage seiner Geburt . . 241
Metternich und Hüetlin 255
Johann Friedrich Böhmer 263
König Maximilian II. von Baiern 284
Karl Mathy 295
Ludwig Häusser 308
Robert von Mohl 317
Eduard Devrient 328
G. F. Lessings Disputation Luther's mit Eck 335
Die freiwillige Hülfsthätigkeit unter dem rothen Kreuze und die Friedensarbeit der Hülfsvereine 343
Die Eröffnung der Universität Straßburg 370

Digitized by Google

Digitized by Google

Kaiser Ludwig der Baier und Papst Clemens VI.

Am 25. April 1342 starb Papst Benedict XII. Am 7. Mai wurde der Erzbischof von Rouen zu seinem Nachfolger gewählt, Peter Roger, einem Rittergeschlechte aus Malmont in der Diöcese von Limoges entsprossen, Benedictinermönch, dann Magister der Theologie zu Paris, Abt von Fescan, Bischof von Arras, bevor er den Stuhl von Rouen bestieg, Erzbischof von Sens, von Benedict XII. unter dem Titel der H. Nereus und Achilleus zum Cardinal erhoben. Nach dem Berichte eines sonst zuverlässigen und milden deutschen Erzählers ein Freund der Weiber, nach Ehre und nach Macht lüstern, geneigt die Seinen zu fördern, aus Geldgier selbst vor der „Schmach der Simonie" nicht zurückschreckend; im Uebrigen aus ganzer Seele Franzose und der französischen Politik ein natürlicher Verbündeter. Dem deutschen Kaiser, der ihm in der schwierigen Lage einer unabwendbar herannahenden Krisis gegenüberstand, war er von früher her schon wenig geneigt. Noch als Erzbischof von Rouen soll er zu Paris in Gegenwart der Könige von Frankreich und Böhmen den Namen des Baiern benutzt haben, um

Digitized by Google

dessen Träger lächerlich zu machen. Der luxemburgischen Familie dagegen hing er mit wohlwollendster Gesinnung an. Als ihn einst der Markgraf Karl von Mähren besuchte, prophezeite er diesem seine Erhebung zur römischen Königswürde. „Du wirst noch früher Papst werden," antwortete artig der Sohn des böhmischen Johann. Das letztere war nun eingetroffen. Es galt, die andere Voraussagung ebenfalls zur Wahrheit zu machen. Der Papst strebte diesem Ziele bald rüstig zu. Eine seiner ersten Regierungshandlungen war darauf gerichtet, das Ansehen und die Macht Kaiser Ludwigs zu untergraben.

Am 19. Mai ließ er sich unter dem Namen Clemens VI. krönen. Zwei Tage nachher ergingen die Notificationsschreiben an alle Welt, nur nicht an Ludwig. Zwei Monate später erscheint dessen Name in einem päpstlichen Briefe an den Cardinal-Legaten Wilhelm Curte in Italien. Aber es ist keine freundliche Erwähnung. Man habe erfahren, heißt es, daß Ludwig, der Ketzer und störrige Widersacher der Kirche, durch Tirol den Weg nach der Lombardei zu gewinnen denke. Der Legat wird angewiesen, alle Maßregeln zu ergreifen, um dies zu hindern.

Was hatte Ludwig dieser offenen Feindseligkeit entgegenzusetzen? So viel wir sehen können, erhebt er sich nicht über das Maß politischer Klugheit, das er bisher eingehalten. Er sucht in kleinlichen Demonstrationen dem päpstlichen Stuhle seine Abneigung zu versinnbildlichen, aber sein Herzenswunsch bleibt vor wie nach: Versöhnung mit der Kirche. Er hatte einen harten Stand im Reiche. Nie hatte er es vermocht, durch Thatkraft und entschlossenes Handeln den Fürsten Furcht und Achtung einzuflößen. Was in dem Kirchenstreite zu seinen Gunsten geschehen war, hatte doch nie seine persönliche Initiative zu Stande gebracht, war nie seinetwegen gethan worden.

Digitized by Google

Der auch in diesen verfahrenen Zeiten noch ehrenwerthen Gesinnung der Mehrzahl der Fürsten war es zu danken, daß kein Ausländer auf den deutschen Thron erhoben wurde, daß der Willkür der Avignonischen Päpste mehr als einmal ein kräftiges deutsches Wort entgegentrat. Selbst das große Ereigniß des Jahres 1338, selbst der Kurverein war abgeschlossen worden, ohne daß man eine directe leitende Thätigkeit des Kaisers bei den vielfachen Vorbereitungen und Einleitungen zu der wichtigen Erklärung nachweisen könnte. Die hervorragenden Fürsten des Reiches, der energische Erzbischof von Mainz an der Spitze, führten das überraschende Auftreten in Rense herbei. Die Rechte des Reiches und der Kurfürsten galt es vor allem im Principe zu wahren, die Person Ludwigs war dabei von untergeordneter Bedeutung. Aber doch stand dem Kaiser damals treue, anhängliche Gesinnung im Reiche zur Seite. Eine Anzahl von Bischöfen und Städten hatte schon im März desselben Jahres eine Gesandtschaft nach Avignon abgeordnet, die bestimmt war, dem Papste den Wunsch nach Versöhnung dringend ans Herz zu legen. Jetzt war das anders geworden. An die Stelle der Sympathie mit Ludwig war in den Seelen der deutschen Fürsten Erbitterung getreten, nachdem Ludwig durch die rechtswidrige Vermählung der Erbin von Tirol mit seinem Sohne dieses Land dem Hause Luxemburg entrissen und an das seinige gebracht hatte. Allerdings wissen wir jetzt, daß in dieser Sache manche unbegründeten Anklagen gegen ihn erhoben worden sind. Ludwig hat nicht die Ehe der Margaretha Maultasch mit dem jungen luxemburgischen Johann aus kaiserlicher Machtvollkommenheit getrennt, er hat auch nicht den durch das canonische Recht geforderten päpstlichen Dispens wegen der zu nahen Verwandtschaft der Erbin mit seinem Sohne durch einen kaiserlichen ersetzt; er hat einfach, die canonischen Hinder-

Digitized by Google

nisse nicht beachtend, das neue Ehebündniß durch einen ihm ergebenen Priester einsegnen lassen. Aber auch davon war die öffentliche Meinung wenig erbaut; sie sah ein Gottesgericht in dem Tode des Bischofs von Freising, der, bestimmt die Trauung vorzunehmen, bei dem Ritt über den Jaufen gestürzt und verunglückt war. Die Fürsten betrachteten den Fall noch aus einem anderen Gesichtspunkte: ein so willkürliches Verfahren, mußte ihnen allen präjudiciell erscheinen. „Wegen seiner Handlungsweise gegen des Königs von Böhmen Sohn" — darf damals ein Chronist schreiben, der wohl die Stimmung in fürstlichen Kreisen kennen konnte, — „begann der gute Geruch, in dem der Kaiser stand, sich in Gestank zu verwandeln." Er müsse des Reiches entsetzt werden, konnte man dort und da hören, und schon trug man sich mit Gerüchten über seinen Nachfolger. Rudolf, seines Bruders Sohn, wollte man wissen, der sich in dem nämlichen Jahre in Spanien in heißen Kämpfen gegen die Saracenen die Sporen verdient, sei nur durch seine Pietät gegen den Oheim abgehalten worden, die angebotene Krone anzunehmen. Doch nicht alle Fürsten dachten so, wie der Abt von Victring, dessen Worte wir eben anführten. Von Heinrich von Mainz wissen wir, daß er gerade in dieser kritischen Zeit einen Vertrag mit Kaiser Ludwig abschloß, des Inhaltes, „daß sie ihr beider Leben lang bei einander sollen bleiben und sich nicht scheiden." Noch mehr, das geht aus allem hervor, als an seinen Beziehungen zu den Reichsfürsten lag dem Kaiser an seiner Stellung zu der Curie. Im November 1342 schickte er an den neuen Papst seine erste Gesandtschaft: seinen Kanzler, den Grafen Albert von Hohenberg, den Bamberger Propst Markward von Randeck, den Deutschordensmeister Wolfram von Nellenburg und seinen Geheimschreiber, Meister Ulrich Hangenohr, Hofmaier von Augsburg. Die Gesandten gingen zunächst

Digitized by Google

nach Paris. Erst von dort, mit Briefen des Königs von Frankreich versehen und von seinem Kanzler und dem Grafen Ulrich von Savoyen begleitet, begaben sie sich zum Papste nach Avignon. Es ist schwer, die Rolle festzustellen, welche der König von Frankreich bei diesen, wie bei den früheren Verhandlungen Ludwigs spielt. Daß sie eine zweideutige war, sieht man auf den ersten Blick. Er förderte den Kaiser, wie es scheint, gerade so weit in seinen Bestrebungen, als hinreichte, um ihn von einer neuen Annäherung an England fern zu halten; auf der anderen Seite schien ihm die Erwerbung der deutschen Krone für sich selbst oder ein Mitglied seines Hauses so erwünscht, daß er es sich nicht versagen mochte, beim Papste einer völligen Aussöhnung mit Ludwig entgegenzutreten. Wir werden später sehen, daß dieses zweideutige Spiel sich doch schließlich gegen ihn selbst kehrte. Alle Berichte sind darin einig, daß seine Vermittelung auch diesmal keine aufrichtig gemeinte war. Die Gesandten wurden lange hingehalten, der vornehmste von ihnen, der Graf von Hohenberg, durch Versprechungen von Ludwig abtrünnig gemacht, und als die treu gebliebenen Botschafter nach Deutschland zurückkehrten, beschuldigten sie laut den König von Frankreich als Urheber ihres Mißerfolges. Nichts geringeres war gefordert worden, als daß Ludwig, seiner Irrthümer geständig, Tirol herausgebe und der Kaiserwürde entsage. Man sieht, daß neben dem französischen auch das luxemburgische Interesse eben so stark wie die Forderungen der Kirche betont worden war; in Deutschland, erzählt der Minorit von Winterthur, sagten Manche, noch mehr als der König von Frankreich habe dieses Mal die Rachsucht Luxemburgs den Frieden verhindert.

Als auf jene Eröffnung die kaiserlichen Gesandten geantwortet hatten, lieber wolle sich ihr Herr der Gnade der gött-

Digitized by Google

lichen Vorsehung überlassen, erfolgte sofort ein neues angriffsweises Vorgehen gegen Ludwig. Am 12. April 1343 wurden die Processe Johanns XXII. gegen den Kaiser erneuert. Alle die Vorwürfe, welche jemals von Seiten der Curie gegen ihn geschleudert worden waren, wurden in einem Rundschreiben an die hervorragendsten Bischöfe des Abendlandes wiederholt; ihnen ward als neue Beschwerde die Klage über das Verfahren in Tirol hinzugefügt. Zum Schlusse aber erging an Ludwig die Mahnung, innerhalb dreier Monate, die ihm als peremptorischer Termin gesetzt wurden, sich aller Verwaltung des römischen König- und Kaiserthums zu enthalten, Namen und Titel des Kaisers, des Königs, des Herzogs und jeder sonstigen Würde abzulegen, nichts von all dem ohne päpstliche Genehmigung wieder anzunehmen, alle Begünstigung der Ketzer zu unterlassen und zu sorgen, sowohl daß die von ihm in kirchliche Stellen Eingesetzten sofort daraus entfernt, als daß Lehen und Würden Jenen restituirt würden, denen er sie genommen. Nicht genug. Er sollte auch das über Deutschland verhängte Interdict anerkennen und respectiren, reumüthig zur Kirche zurückkehren und für alle ihr zugefügten Unbilden Genugthuung leisten, endlich persönlich vor dem Papste erscheinen und dort die Bedingungen völliger Versöhnung entgegennehmen, die der Papst ihm vorzulegen belieben würde. Wenn er sich weigere, sollten noch schärfere kirchliche Strafen über ihn ergehen.

In Avignon ward die Bulle an die Kirchenthüren befestigt, überall in Deutschland sollte sie jeden Sonn- und Feiertag von den Kanzeln verlesen werden, „damit — wie es in dem Schreiben an Baldewin von Trier heißt — Ludwigs entsetzliche und von der ganzen Christenheit zu verabscheuende Thaten klar und deutlich zur Kenntniß der Gläubigen kämen.“ — Das waren nur die kirchlichen Vor-

Digitized by Google

bereitungen zu einem großen politischen Schachzuge. Denn die nächsten Briefe, die von der Curie ausgingen, waren rückhaltlos im Sinne einer luxemburgischen Vergeltungspolitik geschrieben. Am 1. August erging an Baldewin von Luxemburg, den Erzbischof von Trier, ein vertrauliches Schreiben von Papst Clemens, des Inhaltes: es sei zu erstreben, daß ein frommer, der Kirche ergebener, mit allen zur Führung des Scepters nöthigen Eigenschaften ausgestatteter Fürst an die Spitze des römischen Reiches gestellt werde; Baldewin solle Ort und Zeit der Wahl bestimmen. Es kann kein Zweifel sein, wen der Papst bereits jetzt im Auge hatte; daß er sich gerade an Baldewin wandte, ist Beweis genug dafür, daß er nicht etwa an den König von Frankreich, sondern an jenen Fürsten dachte, dem er ehedem die erste Krone der Christenheit vorausgesagt hatte. Aber zur Ausführung dieses Planes war es noch zu frühe. Baldewin war ein besserer Diplomat als Clemens. Er nahm bereitwillig die Gunstbezeugung an, die fast gleichzeitig mit jenem Schreiben in der päpstlichen Kanzlei ausgefertigt wurde, die Verleihung eines Ablasses an Alle, die zu dem Bau der stattlichen Moselbrücke bei Coblenz, einem Lieblingswerke des Erzbischofes, beitragen würden. Aber die Aufforderung des Papstes ließ er unerfüllt. Wir wissen nicht, ob er in seiner Antwort Clemens die Lehren des deutschen Reichsrechtes auseinandersetzte, die sich doch nicht wohl mit Einem Schlage umstürzen ließen, oder ob er nur darauf hinwies, daß es noch nicht an der Zeit sei, Karl von Mähren auf den Thron des großen Karl zu erheben. Aber das scheint sicher, daß Kaiser Ludwig von der drohenden Gefahr unterrichtet wurde. Denn aus dem Monat September 1343 stammen Briefe an Clemens und die Cardinäle, in denen er abermals Unterhandlungen anbahnt. Ein päpstlicher Gesandter war indessen an Ludwigs Hofe gewesen, Cal. de Jadech.

Digitized by Google

Aus dessen Eröffnungen will der Kaiser wohlwollende Gesinnungen des Papstes erkannt haben. In dieser Voraussetzung schreibt er ihm jetzt einen Brief in gedrückter, fast demüthiger Stimmung. Nur als römischer König redet er in dem Documente. „Wie ein Säugling sich sehnt nach der Mutter Brust," sagt er, „so lechzt mein Herz nach der Gnade Ew. Heiligkeit und der Kirche." Und die Cardinäle bittet er, sie möchten bei dem Papste seine Wiederaufnahme in den Schooß der Kirche befürworten. So groß sei sein Vertrauen auf den Papst, heißt es an einer anderen Stelle, daß er sich ganz dessen Anordnungen und Bestimmungen über seine Person, seinen Stand, seine Freiheit anheimgeben wolle.

Die Gesandten — Markward von Randeck, der Augsburger Propst Eberhard von Tumnau und Meister Ulrich Hangenohr, zu denen sich in Frankreich noch der Delphin Humbert von Vienne gesellte, der an diesen Versöhnungsversuchen ein besonders lebhaftes Interesse nahm — erhielten sehr ausführliche Instructionen. Der Kaiser genehmigte einen Entwurf, der ihm von Avignon aus zugegangen und im Wesentlichen nur eine Wiederholung der schon im Jahre 1336 von der Curie an ihn gestellten Forderungen war, über die man damals zu keiner Vereinbarung hatte gelangen können. Der Umstand, daß Clemens VI. die von seinem Vorgänger gestellten Bedingungen der Unterwerfung nicht noch verschärft hatte, mochte in dem Kaiser die Hoffnung erweckt haben, daß dies das äußerste Maß von Zugeständnissen sei, das der Papst fordern würde, und so sah er wohl über die Bedenken hinweg, die sich ihm bei der Ausfertigung dieses Actenstückes aufdrängen mußten. Ein Zeitgenosse nennt die päpstlichen Zumuthungen übertrieben streng und schimpflich und will wissen, man habe in Avignon nicht geglaubt, daß Ludwig, selbst wenn er noch so schwachen Geistes sei, auf sie eingehen werde.

Digitized by Google

Der Papst hatte ihm 28 Artikel vorlegen lassen. Diese bildeten die Grundlage seiner Vollmacht an die Gesandten. Zunächst erhielten sie den Auftrag, in des Kaisers Namen, nöthigenfalls eidlich, zu versprechen, was die früheren römischen Könige oder deren Bevollmächtigten zu ihrer Zeit übernommen hatten. Hierauf sollten sie ihn entschuldigen wegen der Ernennung des Gegenpapstes Peter von Corvara, wegen seiner Unterstützung des Galeazzo Visconti und der Brüder desselben, wegen seiner Beziehungen zu den ungehorsamen Minoriten Michael von Cesena, Franz von Marchia, Wilhelm Occam, Heinrich von Thalheim, Bonagratia und anderen ihrer Gesinnungsgenossen und Anhänger. Namentlich bei diesem letzten Punkte liegt das Demüthigende für Ludwig in der Motivirung seiner Entschuldigung. Er habe ausdrücklich erklärt, läßt man ihn sagen, daß er ihren Worten nicht zustimmen wolle, wenn in ihrer Appellation etwas liege, was gegen den Glauben oder die kirchliche Entscheidung verstoße; er habe stets geglaubt und glaube noch in Betreff der Armuth Christi, was auch Papst Johannes und Papst Clemens und das Consistorium der Cardinäle und die römische Kirche glauben; als Kriegsmann verstehe er nichts von der Wissenschaft der Minoriten und von ihren gelehrten Subtilitäten, er habe diese nie weiter glauben noch begünstigen wollen, als soweit sie mit dem christlichen Glauben übereinstimmten; er habe die Minoriten besonders deshalb um sich gehabt, um sie zu günstiger Zeit und Gelegenheit wieder in den Schooß der Kirche zurückzuführen und nur als Gegner seines Feindes, Johanns XXII., um dessen Angriffen gleiche Waffen entgegenzusetzen, ferner weil man ihm gesagt habe, sie seien gute Kleriker und Männer von großer Gelehrsamkeit, und weil sie Vieles über die Aufrechterhaltung der Rechte des Reiches gesprochen hätten, was er als Ritter und Laie geglaubt habe.

Digitized by Google

Etwa mit denselben Gründen sollte sein Umgang mit Marsil von Padua und mit Johann von Gand entschuldigt werden. In Betreff des ersteren ward noch besonders auf dessen tüchtige ärztlichen Kenntnisse hingewiesen. Die Schmähungen in einer früheren Appellation gegen die Aussprüche Johanns XXII. werden damit entschuldigt, daß Ludwig den Wortlaut derselben gar nicht gekannt, den ein Notar Ulrich der Wilde verfaßt habe, aus Mißgunst gegen ihn und um Zwietracht zu stiften. Die Gesandten werden ferner bevollmächtigt, Ludwig zu entschuldigen wegen seiner Nichtbeachtung des Interdictes, wegen der Einsetzung Unwürdiger in kirchliche Stellen und der Vertreibung der vom h. Stuhl ernannten Inhaber, endlich wegen der ungesetzlichen Weise, in welcher er zu Rom die kaiserliche Salbung und Krönung empfangen habe. Es folgte diesen Bekenntnissen eine Reihe durch die Gesandten eidlich zu bekräftigender Versprechen und Bitten: Versprechen, alle diese Erklärungen zu wiederholen, wann und wo der Papst befehle, den Kaisertitel abzulegen und nicht wieder zu gebrauchen, außer mit päpstlicher Genehmigung, eine Pilgerfahrt über das Meer zu unternehmen, deren Dauer der Papst bestimmen solle, nicht minder nach päpstlicher Bestimmung Kirchen und Klöster zu bauen, Almosen zu geben, Wallfahrten zu veranstalten, alles Unrecht gegen die Kirche gut zu machen und seiner Unterwerfung vor aller Welt lauten Ausdruck zu geben, sich der begangenen Verbrechen gegen die Kirche nicht wieder schuldig zu machen, alle von der Kirche Verurtheilten, zuvörderst die Minoriten, von seinem Hofe zu entfernen und nach Kräften allem Unglauben und Schisma entgegenzutreten. Es sollten sich auch die Fürsten und der Adel des Reiches für die Absolution Ludwigs und die Aufhebung der päpstlichen Processe und Interdicte verwenden. Die Bitten aber gingen dahin, daß der Papst Gnade ergehen

Digitized by Google

lassen, die Erklärungen Johanns, Benedicts und seine eigenen annulliren, das Interdict aufheben und alle um Ludwigs willen Gebannten rehabilitiren möge. Zum Ueberflusse wurde den Gesandten auch noch Vollmacht ertheilt, diese Artikel nach ihrem Gutdünken im Laufe der Verhandlungen zu ändern, damit zusammenhängende Gegenstände ohne weitere Specialvollmacht zu erledigen, woran sich zum Schlusse die Zusicherung knüpfte, während der Dauer der Verhandlungen keinen Bevollmächtigten abzuberufen, die Abmachungen der Gesandten jedenfalls zu ratificiren und nichts davon zurückzunehmen. Ein körperlicher Eid Ludwigs auf das Evangelium, wie er sonst bei Fürsten gar nicht gebräuchlich war, sollte am Ende der Unterhandlung eine besondere Bürgschaft für seine Vertragstreue bilden und seiner Demüthigung die Krone aufsetzen.

Das waren die Vollmachten, mit denen sich die Gesandten des Kaisers Ende September auf den Weg nach Avignon begaben. Es ist kaum ein Zweifel, Ludwig hoffte zuversichtlich, durch diese Nachgiebigkeit die so sehnlich gewünschte Versöhnung zu erhalten. Da war es für ihn von hoher Bedeutung, auch in Deutschland keinen Feind mehr zu haben. Seine natürlichen Gegner waren seit der Tiroler Katastrophe die Luxemburger. Mit König Johann waren bereits seit geraumer Zeit Unterhandlungen im Gange. Er wollte sich in Tirol in die vollendete Thatsache finden, wenn nur der Kaiser seinem jüngsten Sohne Wenzel eine Tochter mit 240,000 Mark Mitgift zur Ehe gäbe und der Brandenburger den vertriebenen tirolischen Johann mit der Lausitz entschädige. Beneš von Weitmil, der dies erzählt, will auch wissen, König Johann habe damals in Avignon Ludwigs Bestrebungen unterstützt. Aber dies ist unwahrscheinlich, denn nach dem Briefe des Papstes an Baldewin ist es kaum denkbar, daß

Digitized by Google

der ehrgeizige Luxemburger die Erwerbung der Kaiserkrone für sein Haus wieder aus den Augen gelassen hätte. Ich glaube eher, daß die Verhandlungen mit Ludwig abgebrochen wurden, als sich dem Böhmenkönige in Avignon jene glänzende Aussicht eröffnete. Dagegen knüpfte der Kaiser nun mit dem Markgrafen Karl von Mähren an, der von jenen päpstlichen Schritten zu seinen Gunsten noch keine Kenntniß hatte. Er wollte eine vollwichtige Entschädigung für den verjagten Bruder, war dagegen sehr gleichgiltig gegen des Vaters Wünsche für den jungen Wenzel. Von Cham und Tauß an der Grenze Baierns und Böhmens wurde im Januar 1344 zwischen Ludwig und Karl unterhandelt. Eine persönliche Begegnung hatte, trotz der Nähe beider Orte, noch nicht stattgefunden, aber die Verhandlungen nahmen einen sehr erfreulichen Charakter an, ein definitiver Abschluß stand unmittelbar bevor. Da trafen plötzlich in Tauß Boten König Johanns ein, die dem überraschten Karl statt der Aussichten auf einen kleinen Ländererwerb die glänzende Hoffnung auf die deutsche Königskrone eröffneten. Er war keinen Augenblick unschlüssig. Er brach die Verhandlungen ab und reiste in der härtesten Winterkälte quer durch Deutschland nach Luxemburg, von da mit dem Vater nach Avignon.

Noch bevor die beiden dort ankamen, fand in öffentlicher und feierlicher Sitzung des Consistoriums in Gegenwart des Papstes die Schlußverhandlung mit Ludwigs Gesandten statt. Am 16. Januar 1344 trug Markward von Randeck in dieser glänzenden Versammlung den Auftrag seines Gebieters vor, indem er mündlich den Inhalt der Instructionen Ludwigs an seine Bevollmächtigten zur allgemeinen Kenntniß brachte. Hierauf befahl der Papst die Verlesung von Ludwigs Brief und nahm die Erklärung der Gesandten von der völligen Unterwerfung ihres Herren, sowie den Schwur derselben auf

Digitized by Google

unwandelbares Festhalten an den geleisteten Versprechungen entgegen. Die Demüthigungen, denen Ludwig sich unterwarf, die Zugeständnisse, die er machte, schienen selbst dem Papste und den Cardinälen unerwartet weit zu gehen. Sie fragten sich unter einander, ob der Mann mit Blindheit geschlagen sei? Sie waren wahrscheinlich gar nicht vorbereitet auf eine so unbedingte Unterwerfung. Sie hatten doch wohl irgend einen Vorbehalt erwartet, an den sich die Motivirung der Abweisung hätte anlehnen können. Noch größer war freilich Erstaunen und Bestürzung der Gesandten, als die Antwort des Papstes erfolgte, welche alles unentschieden ließ und den Bescheid wieder in weite Ferne hinausschob. Er beabsichtige zwar, erklärte Clemens VI., mit Ludwig so milde zu verfahren, wie es ihm nur immer mit der Ehre der Kirche vereinbar scheine, sei jedoch nicht in der Lage, eine sofortige und vollständige Lossprechung ertheilen zu können. Also begannen denn die Verhandlungen von neuem. Während sie fortgesetzt wurden, erschienen König Johann und sein Sohn in Avignon. Vielleicht unter ihrem Einflusse kam ein zweites Formular zu Stande, das die Gesandten Ludwig vorlegen sollten [1]). War jenes erste, das er noch als eine mögliche Grundlage der Versöhnung betrachtet hatte, erniedrigend für seine Person, so bedrohte dieses zweite die heiligsten und ältesten Rechte des Reiches. Zu den Bedingungen des ersten kamen noch folgende weitere hinzu, deren wesentlichstes und den Reichsrechten präjudiciellstes Merkmal war, daß neuerdings nicht nur die Giltigkeit der kaiserlichen, sondern auch der königlichen Würde Ludwigs in Frage gestellt wurde. Nicht nur was er als Kaiser, auch alles was er als König verliehen, erlassen, geschenkt, ausgesprochen, sollte ungiltig sein, und der Gnade des

[1]) Die beiden Formulare stehen bei Gewold, Defensio Ludovici IV. S. 181—208.

Digitized by Google

Papstes sollte überlassen werden, Einzelnes davon wieder herzustellen. Es wurden nun auch die Verhältnisse Italiens Gegenstand der päpstlichen Forderungen. Ludwig solle in dem Kirchenstaate und in allen übrigen Besitzungen der Kirche in Italien und außerhalb desselben keine Herrschafts- und Vogteirechte ausüben; er solle ferner versprechen, die Kirche zu erhalten, zu ehren, zu vertheidigen, Unglauben und Schisma auszurotten, die Ketzer und ihre Anhänger zu vernichten, kein Bündniß mit Ketzern oder Feinden der Kirche einzugehen, alle von irgend jemand der römischen Kirche oder anderen Kirchen ertheilten Privilegien zu erhalten, besonders die der Kirche von den Kaisern Constantin, Karl, Heinrich, Otto IV., Friedrich II., Rudolf und dem letzten Heinrich gegebenen Privilegien, ihre Freiheiten, Geistlichen, Beamten, Güter und Rechte zu schützen und ihre Vasallen nicht zu bekriegen. Wenn er dies alles nun versprochen und eidlich bekräftigt habe, später aber sein Wort bräche, so solle er ohne Weiteres in den Bann fallen. Dasselbe Schicksal solle ihn treffen, wenn er nicht auf eine päpstliche Aufforderung hin innerhalb dreier Monate alles wieder herstelle und herausgebe, wodurch er die Kirche geschädigt und was er sich gewaltsam angemaßt habe. Nach sechs Monaten solle dann über alle seine Länder und die seiner Anhänger das Interdict verhängt werden, nach neun Monaten solle abermals eine Mahnung an ihn ergehen; bleibe sie erfolglos, so werde nach zwölf Monaten zu so strengen Strafen gegen ihn vorgeschritten werden, daß man ihm darauf hin alle Würden und alle Herrschaft absprechen könne. Er solle ferner zusagen, nicht gegen die vorgenannten Versprechungen zu handeln, oder Andere dagegen handeln zu lassen; wenn es aber etwa doch geschehe, solche Handlungen sofort zu widerrufen. Es wurde ferner gefordert, daß er alle Verordnungen, die Kaiser Heinrich oder

Digitized by Google

er selbst in Rom oder in sonstigen Gebieten der Kirche erlassen habe, zurücknehme und alle empfangenen Eide erlasse, wenn durch dieselben die Rechte des päpstlichen Stuhles irgend wie berührt würden. Er solle auch nichts thun, anordnen und befehlen, weder unter kaiserlichem noch königlichem Namen, bevor nicht der Papst ihm dazu wieder ausdrücklich die Ermächtigung gegeben habe.

Darum nun solle Ludwig ausdrücklich bitten, daß der Papst ihm die Erlaubniß zu geben geruhe, nach erfolgter Absolution von den Bannsprüchen und Processen wieder die Regierung führen zu dürfen. Dafür aber solle er sich verpflichten, nie wieder selbst nach Italien zu kommen, noch dort etwas zu befehlen oder befehlen zu lassen ohne specielle Genehmigung des päpstlichen Stuhles. Er solle schwören, fortan keinen Eid abzulegen, kein Versprechen zu geben, keine Verhandlung zu führen, wodurch den hier gemachten Zusagen irgend eine Beeinträchtigung erwachsen könnte; wenn er sich aber soweit vergäße, dies doch zu thun, so sollen derartige Versprechungen werthlos sein. Die in kirchliche Würden von ihm Eingesetzten solle er derselben auf die erste Mahnung des päpstlichen Stuhles entheben, dagegen die vom Papste zu Ernennenden einsetzen und in ihren Aemtern schützen.

Diese Versprechungen, die eidlichen Bekräftigungen, die Drohungen für den Fall der Nichterfüllung — das alles genügte dem Papste nicht. Er stellte noch weitere Zumuthungen an Ludwig, welche geradezu darauf berechnet waren, den geringen Halt, den dieser noch an den deutschen Fürsten hatte, zu untergraben. Aber das Aergste war, daß Ludwig selbst den entscheidenden Stoß gegen seine Herrscherstellung führen sollte.

Es wurde nämlich nichts geringeres von ihm verlangt, als daß er nach besten Kräften dazu thue, daß die Fürsten, die Prälaten und der hohe Adel des Reiches schwören und sich mit

Digitized by Google

Brief und Siegel verpflichten, ihm, wenn er das hier Versprochene oder etwas davon nicht halte, nicht mehr zu helfen, sondern sich gegen ihn auf die Seite der Kirche zu stellen. Noch mehr. Er sollte alle Fürsten der Eide, durch die sie ihm verpflichtet seien, entbinden für den Fall, daß er der Kirche entgegentreten würde. Damit aber über die päpstliche Tendenz gar kein Zweifel mehr bestehen könne, erschien auch noch zum Schlusse die Forderung, daß bei etwaigen Zweifeln, die sich über die Erklärung dieser oder jener Stelle des Vertrages erheben würden, dem Papste und seinen Nachfolgern das Recht einer authentischen Interpretation zustehen solle, der sich die andere Partei zu fügen habe. Selbst diese Artikel erschienen übrigens in Avignon noch der Erweiterung und Verschärfung fähig. Es wurde ausdrücklich bedungen, daß die Gesandten instruirt werden sollten, auf jede derartige Aenderung ohne Weiteres einzugehen. Auch bei der Führung dieser neuen Unterhandlungen sollte Ludwig keinen seiner Gesandten abberufen dürfen, und kein Widerruf sollte Giltigkeit haben, wenn ihn nicht der Papst ratificirte.

Für eine Schlußverhandlung auf Grund dieser neuen Basis wurde zuerst der 3. September, später der 2. Februar des nächsten Jahres (1345) bestimmt, und der Papst verfehlte nicht, seinen Schützling Karl von Mähren, der im April oder Mai Avignon wieder verlassen hatte, beide Male von diesen Terminen in Kenntniß zu setzen, deren unzweifelhafter Ausgang seine Bestrebungen nothwendig fördern mußte. Als nun die Gesandten Ludwigs ihrem Herren die neuen päpstlichen Artikel vorlegten, erkannte er sofort die Umöglichkeit, auf dieser Grundlage die Verhandlungen fortzuführen. Jedenfalls schien es ihm unthunlich, dies selbst nur zu versuchen, ohne eine Willensäußerung der bedeutendsten Glieder des Reiches veranlaßt zu haben. Er ließ daher Abschriften anfertigen

Digitized by Google

und versandte sie an die Fürsten, besonders die Kurfürsten und die großen Städte des Reiches, indem er sie zu einem allgemeinen Reichstage nach Frankfurt einlud. Die Artikel konnten nicht verfehlen, überall, wo sie bekannt wurden, das größte Aufsehen zu erregen, die lebhaftesten Bedenken wach zu rufen. Da und dort rüstete man sich, auf dem Reichstage mit schriftlichen Gutachten aufzutreten. Es ist glaublich, daß solche besonders von den geistlichen Höfen ausgingen, wo sich durchschnittlich mehr Gelehrsamkeit, politischer Sinn und Kenntniß der Reichsrechte fand als bei den weltlichen Fürsten. Ich habe vor einigen Jahren drei solcher Gutachten abdrucken lassen [1]), die sich in den Archiven von Darmstadt und Straßburg vorfanden. Die Heimath der beiden in lateinischer Sprache geschriebenen ist höchst wahrscheinlich Mainz; in den Papieren des Mainzer Decans Rudolf Loße haben sie sich gefunden. Ich vermuthe, daß Erzbischof Heinrich, dieser thätigste Anhänger Ludwigs, gegen den erst noch am 17. October 1343 eine ernstliche Verwarnung von Avignon ergangen war, sogar persönlichen Antheil daran hat. Ihm möchte ich die Zusätze vindiciren, welche das erste lateinische Gutachten auszeichnen, die überall in ihren Anschauungen der Verhältnisse weiter gehen und rücksichtsloser sprechen als der Context. Das dritte Gutachten ist in deutscher Sprache abgefaßt, vielleicht zur Orientirung der Fürsten und Städteboten, die der lateinischen Sprache nicht mächtig waren. Alle drei halten fest an den Gesichtspunkten, welche der Kurverein von Rense aufgestellt hatte. Es wird nicht unnöthig sein, näher auf einzelne Punkte der kurfürstlichen „Bedenken" einzugehen. Das zweite der lateinischen Gutachten unterwirft auch ein paar Forderungen der ersten Artikel seiner Kritik.

[1]) In meiner Schrift: Kaiser Ludwig der Baier und König Johann von Böhmen. München 1860. S. 126—136 vgl. S. 94 Anm 412.

Digitized by Google

Es erklärt einige Punkte derselben den Fürsten und dem Reiche präjudiciell und daher durchaus nicht zur Annahme geeignet. Namentlich den, daß Ludwig auch um Aufhebung und Nachlaß der ungerechten Urtheilssprüche Papst Johanns XXII. bitten solle, ferner den anderen, daß er Reue über seinen Aufenthalt und seine Regierungsthätigkeit in Italien gegen desselben Papstes Gebot ausdrücke, da er doch gar keine Verpflichtung gehabt habe, diesem Gebote zu gehorchen. Es führt ferner die Unzulässigkeit einer Fürbitte für Ludwigs Restitution aus, weil die Fürsten damit die Rechtsgiltigkeit der päpstlichen Processe anerkennen würden. Es protestirt endlich gegen das persönliche Erscheinen Ludwigs vor dem Papste und eine Wiederholung der in den Artikeln niedergelegten Bekenntnisse, Versprechungen und Eide. Denn der Papst möchte daraus den Schluß ziehen, daß von nun an in alle Zukunft jeglicher deutsche König dieselben Eide schwören müsse, wie dieser sein Vorgänger. — Viel ausführlicher gingen die Gutachten auf die Artikel des zweiten „Procuratorium" ein. Gleich der erste mißfiel den Kurfürsten, da in demselben nur ganz allgemein von Wiederholung der Schwüre der Vorgänger Ludwigs die Rede sei, eine genauere Specificirung des Inhaltes aber fehle. Man möge doch nicht die Constitution Clemens' V. „Romani principes" vergessen, welche aus früheren Eiden die Eigenschaft des Kaisers als „der kirichen lehen man" deducire. Ungleich bedenklicher erscheint demselben deutschen Gutachten die Bestimmung, daß Ludwig auch jene seine Worte und Thaten widerrufen und rückgängig machen solle, die er als deutscher König gegen Johann XXII. gesprochen und gethan habe. In den Processen Johanns aber, wird nun ausgeführt, auf die Ludwig geantwortet habe, sei das durch seine, wenngleich in Uneinigkeit erfolgte, Wahl begründete Recht Ludwigs auf die Königswürde angezweifelt

Digitized by Google

worden. Der Verfasser des Gutachtens sucht diese päpstliche Rechtsansicht zu entkräften. Er erörtert, daß die zwiespältige Wahl dem Papste kein Recht einer Prüfung oder eines Einspruches eröffne. Denn das Gewohnheitsrecht habe für diesen Fall den König von Böhmen zum Obmann bestimmt; auf wessen Seite dieser stehe, der solle sich König nennen und als König regieren. Gerade bei diesem Punkte, heißt es dann weiter, könne man den übeln Willen des Papstes erkennen; denn wenn dessen Auslegung erst Anerkennung finde, so sei zu fürchten, daß der Papst allezeit sich wenigstens einen der Kurfürsten dienstwillig, dadurch die Wahl zu einer zwistigen mache und also in alle Wege das Reich in seiner Hand habe. Das eine lateinische Gutachten verwirft den Artikel rundweg, und ein Zusatz verweist darüber auf die Beschlüsse von Rense; gegen diesen Punkt, die Bestreitung auch der Rechte Ludwigs als König, erklären sich die Fürsten vor allem und mit größter Entschiedenheit. Diesem Satze der „Bedenken" fügt der Glossator des Gutachtens, man möchte sagen leidenschaftlich erregt, die Worte an: (dieser Artikel) „et sit et erit et est preiudicialis".

Ganz von demselben Gesichtspunkte gehen die Gutachten aus, wenn sie gegen eine Rehabilitirung Ludwigs durch den Papst, gegen eine Wiederverleihung der Regierungsfähigkeit protestiren.

Das Versprechen, in dem Gebiete der römischen Kirche keine Hoheitsrechte auszuüben, findet das deutsche Gutachten ganz angemessen, wenn nachgewiesen werde, daß die in dem betreffenden Artikel angeführten Gebietstheile wirklich der Kirche gehören; das lateinische dagegen vermißt nicht nur diesen Nachweis, sondern findet überhaupt die Forderung präjudiciell. Ganz ungerechtfertigt erscheint dagegen dem deutschen Gutachten die Forderung, daß Ludwig auch andere

Digitized by Google

Kirchen außer der römischen schützen solle, dem lateinischen, daß der Papst in den Artikeln als des Kaisers Herr aufgeführt werde, da doch die beiden Gewalten völlig getrennte (und also coordinirt) seien. Diese Bezeichnung aber scheine dem päpstlichen Anspruche Ausdruck zu verleihen, daß der Kaiser sein Vasall und zu einem Lehenseide verpflichtet sei. Gegen eine solche Auslegung verwahrte sich in einer eigenen Anmerkung der Erzbischof Heinrich von Mainz. Gegen die Art, Termine zu setzen, erhob das deutsche Gutachten nicht minder seine Bedenken, besonders im Hinblicke auf das notorische Streben der Päpste, solche Präcedenzfälle für die Zukunft auszubeuten. Noch weniger will sich das deutsche Gutachten mit der Anschauung befreunden, daß der Herr des Reiches die Regierung nicht führen solle, und es kann die Bitte, die von Ludwig deshalb verlangt wird, nur mit Mißtrauen betrachten. Wenn er aber gar den Schwur leisten würde, keine Zusage zu geben, welche mit diesen päpstlichen Artikeln im Widerspruche stehe, so würde, sagt das lateinische Gutachten, dies ein Meineid sein, denn er sei ja durch seine den Fürsten geleisteten Eide gebunden, die er kein Recht habe unerfüllt zu lassen. Was die Absetzung der den Gotteshäusern aufgedrungenen Kleriker anbelange, so sei die Forderung ihrer Entfernung im allgemeinen gerechtfertigt. Aber, fügt das deutsche Gutachten hinzu, man muß wohl unterscheiden, daß nicht unter dieser Vereinbarung auch Solche leiden, die ihre Stellen zwar gegen den Willen des Papstes haben, aber dieselben aus einem Rechtstitel ableiten können. Gegen das Verlangen, daß Ludwig, für den Fall eines Bruches der hier niedergelegten Versprechungen, die Großen des Reiches ihrer Eide entbinde, macht das lateinische Gutachten geltend, daß es dem Meineid Thür und Thor öffne und die Reichstreuen von ihrer Treue abspenstig zu machen drohe. Von dem

Digitized by Google

geforderten päpstlichen Rechte der authentischen Interpretation zweifelhafter Punkte weiß das deutsche Gutachten nicht „ob es füglich sei nach dem bisher Vorgebrachten", das lateinische spricht sich kurz und bestimmt dagegen aus. Am Schlusse wendet es sich noch eingehender gegen die Forderung, daß Ludwig auch um Absolution von den Verurtheilungen Johanns XXII. bitten solle. Denn aus diesen Processen, sagt es, scheint ersichtlich, daß es des Papstes Absicht war, während der Erledigung des Thrones die Verwaltung des Königthumes und des Kaiserthumes zu führen; ferner daß die folgenden Sätze Geltung erhalten sollen: der in Zwiespalt erwählte römische König dürfe nicht regieren, ja nicht einmal den Königstitel annehmen, wenn nicht seine Person und Wahl vom Papste bestätigt sei; es stehe dem Papste gegen die Anhänger eines also gewählten Königs ein Strafrecht zu; der Erwählte müsse vor dem päpstlichen Richterstuhle und zwar auch dann erscheinen, wenn die Ladung nur am Sitze der Curie publicirt worden sei. Endlich, heißt es, ist zu bemerken, daß der Papst beabsichtigt, den Kaiser zum Vasallen der Kirche zu machen und ihn durch den Lehenseid zu binden, „was doch," fügt die öfter genannte zweite Hand hinzu, „von Alters her nie erhört worden ist."

Sehr energisch lautet der Schluß des deutschen und des zweiten lateinischen Gutachtens. Beide Schlußsätze sind wohl werth, wörtlich mitgetheilt zu werden. Nachdem in dem deutschen noch ein Mal der Besorgniß Ausdruck gegeben wird, eine Fügsamkeit Ludwigs möchte einen bedenklichen Präcedenzfall für seine Nachfolger bilden, die man nach solchem „Exempel" ebenfalls zu ähnlicher Nachgiebigkeit „nöthen und engen" könnte, fährt der Verfasser fort: „Und das soll den Papst nicht wundern, wenn wir mit aller Ehrfurcht vor Sr. Heiligkeit sagen, daß nicht geringer Argwohn gegen ihn sich

Digitized by Google

erhebt, es möchte das, was in den vorgenannten Artikeln steht, deshalb gefordert werden, daß des Reiches Gewalt zur Kirche gezogen werde und dem Reiche selbst nur Schaden erwachse."

Viel eingehender behandelt das zweite lateinische Gutachten alle hier einschlägigen Fragen. Zunächst zieht es in Betracht, wie die Fürsten den päpstlichen Artikeln gegenüber am richtigsten vorgehen werden, nachdem allgemein erkannt sei, daß dem Reiche und ihnen selbst große Gefahr drohe. Wenn sie von einer Annahme der Artikel abrathen, führt das Gutachten aus, so wird die Curie beleidigt sein und sie bezichtigen, die Versöhnung verhindert zu haben; wenn sie zur Annahme rathen, so schaffen sie ihren Kirchen und Fürstenthümern großen Schaden und sich selbst Schimpf und Schande; wenn sie sich aber jeder Äußerung enthalten, dann ist zu fürchten, daß Ludwig, friedliebend wie er ist, die Propositionen doch annehme und auf diese Weise Reich und Fürsten benachtheilige. Am meisten scheine sich daher die Absendung einer feierlichen Gesandtschaft der Fürsten an den Papst zu empfehlen, um ihn über die Rechte und Gewohnheiten der Fürsten zu belehren und ihm vorzutragen, daß einige Artikel der Procuratorien ihnen und den Rechten des Reiches und der Fürsten doch all zu präjudiciell seien. Denn eine Anwendung derselben Grundsätze auf Ludwigs Nachfolger würde der Untergang des deutschen Volkes sein. Ferner aber erscheine es nützlich, daß die Fürsten öffentlich die Erklärung abgeben, sie seien einverstanden, wenn Ludwig die Ausschreitungen und Vergehen, welche er anerkannter Maßen gegen die römische Kirche begangen habe, nach Gebühr sühne; nur dürften Strafen, die über ihn verhängt, Eide, die von ihm gefordert, Versprechen, die ihm abgenommen würden, nicht den Rechten des Reiches und der Fürsten zuwider sein. Weiterhin solle

Digitized by Google

der Papst aufgefordert werden, in einer Bulle feierlich zu erklären, daß er die Rechte und Gewohnheiten der Fürsten und des Reiches weder erschüttern noch schmälern wolle, und Ludwig seinerseits solle am Beginne seiner „Procuratorien" jedes Mal die Erklärung abgeben, daß die Strafen, denen er sich wegen seiner Vergehen gegen den päpstlichen Stuhl (Ernennung eines Gegenpapstes u. s. w.) unterwerfe, keinerlei Präjudiz für seine Nachfolger oder die Rechte des Reiches und der Fürsten schaffen sollen. Außerdem wird Ludwig für neue Unterhandlungen Vorsicht anempfohlen, besonders in Betreff der von Johann XXII. gegen ihn geführten Processe, damit nicht der Papst versucht sei, aus ihrer Anerkennung für sich ein längst angestrebtes Recht anzusprechen, das nämlich: aus solchen Gründen, wie Johann XXII., den Regenten abzusetzen und die Fürsten zu einer Neuwahl aufzufordern. Also aber lautet der Schluß dieses kurfürstlichen Gutachtens: „Endlich soll Ludwig selbst und durch seine Gesandten dahin wirken und streben, daß die für präjudiciell erklärten Artikel völlig oder wenigstens zum größten Theile getilgt, die Strafen dagegen, die er persönlich auf sich nehmen kann, vermehrt werden."

In einer solchen Stimmung, wie sie in diesen Bedenken und Gutachten ihren Ausdruck fand, sahen die Fürsten dem Reichstage entgegen. Die große Masse des Volkes wußte natürlich von diesen diplomatischen Vorgängen nichts. Am Beginne des Jahres ging im Südwesten von Deutschland allgemein das Gerücht, bis Mittfasten, spätestens bis Ostern werde völlige und dauernde Aussöhnung zwischen Kaiser und Papst eintreten. Als nun die Osterfeiertage vergangen waren, ohne daß das Gerücht zur Wahrheit wurde, klammerte sich, des langen Haders müde, das Volk an ein neues an. Dies Mal hieß es, zwei Legaten des Papstes seien auf dem Wege

Digitized by Google

nach Deutschland, um mit Ludwig zu unterhandeln. Und als um die Zeit, in der das Gerücht mit größter Bestimmtheit auftrat, der Markgraf Karl von Mähren nach Basel kam, da galt er im Volksmunde als derjenige, der vom Kaiser zum Unterhändler bestimmt sei. Ludwig selbst aber veranlaßte, daß in den Sprengeln Baierns und Schwabens an dreien Freitagen hinter einander gefastet wurde, er ordnete feierliche Bittgänge an und betheiligte sich selbst an Fasten und Processionen. Wir sehen, jedermann erwartete aus Avignon günstige Nachricht. So war denn auch die Enttäuschung um so größer, als die Rückkehr der kaiserlichen Gesandten geradezu jede Aussicht auf Versöhnung benahm. Auf der anderen Seite wurden aber eben dadurch die Fürsten in ihrem Entschlusse bestärkt, auf dem bevorstehenden Reichstage fest zusammenzustehen und den päpstlichen Forderungen gegenüber an den Rechten des Reiches unverbrüchlich festzuhalten. Ueber diesen Reichstag und die auf ihn folgende Fürstenversammlung liegen mehrere Berichte vor.

Die anspruchsloseste Ueberlieferung des Ereignisses ist die Darstellung des Minoriten Johann von Winterthur. Die Hauptquelle seines Geschichtswerkes — das verbirgt er nie — ist die Fama. Mit den Ereignissen gleichzeitig schreibt er sein Buch und verzeichnet ohne Arg jedes Gerücht, das aus der geräuschvollen Welt in sein stilles Kloster dringt. Seine Chronik macht auf den Leser denselben Eindruck, wie die ältesten Zeitungen. In bunter Reihe wechselt die Schilderung einer Ueberschwemmung, eines Brandes, eines Wunders mit den Berichten über die wichtigsten politischen Vorgänge, und der Verfasser ist einsichtig genug, durch ein „soll" oder „man sagt" den Leser auf die zweifelhafte Glaubwürdigkeit seiner Nachrichten selbst hinzuweisen. Gerade darin aber besteht der Hauptwerth dieses Buches, daß uns aus ihm, wie aus einem Spiegel,

Digitized by Google

das Bild der öffentlichen Meinung der Zeit entgegentritt. So ungenau auch seine Nachrichten sein mögen, sie bezeichnen doch im Ganzen und Großen die Stimmung, die Anschauung der großen Masse der Bevölkerung im südwestlichen Deutschland.

Kurz und ziemlich genau ist ein Theil jener Ereignisse in der Chronik des Rebdorfer Mönches Heinrich geschildert. Ausführlicher erzählt der sichtlich sehr gut unterrichtete Elsässer Mathias von Neuburg, der Einzige, der über den ganzen Verlauf der Verhandlungen, über die drei Tage, an denen man sich an drei verschiedenen Orten berieth, brauchbare Auskunft giebt.

Außerdem ist noch eine in der Form von Reichstagsacten geschriebene Aufzeichnung vorhanden, die stellenweise wörtlich mit Mathias von Neuburg übereinstimmt und zu seinen Mittheilungen noch einige neue Momente hinzufügt [1]).

---

[1]) Diese Aufzeichnung, die bei Goldast Constit. Imperii II. 90 und 91 abgedruckt ist, wurde bisher, so viel ich sehen kann, niemals näher in Betracht gezogen. Ihr Inhalt ist vielfach benutzt worden, aber gewöhnlich nur in der Form, in der die betreffende Stelle des Math. v. Neuburg (Böhmer, Fontes IV. 229) mit ihr übereinstimmt oder soweit sie von Mutius in dessen Buch: De Germanorum prima origine etc. Basil. 1539 p. 270 ausgeschrieben worden war. Ich halte die Aufzeichnung für gleichzeitig und glaube, daß sie Math. v. Neuburg vorlag, als er die betreffende Stelle seiner Chronik schrieb. Die Uebereinstimmung in dem, was beiden gemeinsam ist, ist zu groß, um sie von einander unabhängig zu denken, und das, was unsere Aufzeichnung mehr hat als Mathias, zu bezeichnend und innerlich wahr, als daß man an eine spätere Erweiterung glauben könnte. Dem Mutius hat nicht die Redaction des Mathias, sondern unsere Aufzeichnung vorgelegen, von der er übrigens auch nur einen Theil in sein Buch aufgenommen hat. Wenn man etwa gegen die Echtheit oder das Alter der Aufzeichnung die Rede des Kaisers, die sie mittheilt, und von der Math. v. Neuburg schweigt, geltend machen möchte, so kann entgegnet werden, daß die Worte völlig der Situation entsprechen, auch die Stelle, in der dem Papste jeder rechtliche Einfluß auf die Kaiserwürde abgesprochen wird (vgl. Ficker: Ueber den Churverein S. 39 Beil. VI). Daß erfundene Reden damaliger Chronikenschreiber ganz anders ausfallen, als diese kurzen und klaren Worte, die hier referirt werden, davon mag man sich

Digitized by Google

Diesen beiden zuletzt genannten Quellen folgt meine Darstellung, aus den zwei zuerst erwähnten Chroniken eignen sich nur einige Notizen zur Aufnahme in dieselbe.

Am 2. September 1344 [1]) versammelte sich ein Theil der Kurfürsten und des niederrheinischen Adels in Köln. Dort wurden ohne Zweifel die Gutachten über die päpstlichen Artikel vorgelegt und berathen, dort wurde vielleicht dem ersten der beiden uns vorliegenden lateinischen Actenstücke der Satz hinzugefügt: „Zu bemerken, daß alle Fürsten diese Artikel und ihre Annahme mißbilligt haben."

Acht Tage nach dieser Vorberathung, am 9. September, eröffnete Kaiser Ludwig zu Frankfurt den Reichstag, auf dem der Erzbischof Heinrich von Mainz persönlich zugegen, die anderen Fürsten durch Gesandte vertreten waren. Besonders zahlreich waren die Boten der Reichsstädte erschienen. „Hinreichend glaube ich euch gezeigt zu haben," so begann Kaiser Ludwig seine Anrede an die Versammelten, „wie sehr ich mich nach Frieden und Ruhe in den Beziehungen zur Kirche sehne; ihr wißt, was ich gethan, was ich geduldet habe. Alle Kriege, die ich bisher führte, hatten kein anderes Ziel, als Frieden und Würde des Reiches und der Kirche herzustellen. Ihr

überzeugen, wenn man die Reden liest, die Joh. Vitoduranus bei dieser Gelegenheit dem Kaiser Ludwig in den Mund legt (Ausgabe von Wyß S. 219). Ich halte dies Stück für eine officielle Aufzeichnung. Dem Math. v. Neuburg mag sie durch Straßburger oder andere Elsässer Abgeordnete bekannt geworden sein.

[1]) Eine genaue Zeitbestimmung für diesen Reichstag ergiebt sich nur aus der Vergleichung verschiedener Daten, da über die Versammlung selbst keine Urkunden vorhanden sind. Der Kaiser ist vom 21. August an in Frankfurt, am 17. September stellt er zu Eltvil im Rheingau eine Urkunde aus. Joh. Vitoduranus giebt als Tag der Reichsversammlung Mariä Geburt, den 9. September, an. Wahrscheinlich richtig. Dann hätte man sich die Vorbesprechung zu Köln am 2. September, den Fürstentag zu Rense am 16. September zu denken. Ob auch zu Bacharach Besprechungen stattfanden, lasse ich dahin gestellt. Der Ort, an dem der eigentliche Fürstentag abgehalten wurde, war jedenfalls Rense. Vgl. meine Schrift: Kaiser Ludwig S. 93.

Digitized by Google

wißt, was der Papst verlangt; daraus könnt ihr leicht seine Gesinnung gegen mich und das Reich erkennen. Obwohl aber die Forderungen des Papstes höchst unbillig sind, so bin ich doch, um des Friedens mit der Kirche willen und um das Aergerniß abzustellen, bereit zu thun, was eure Klugheit räth; denn niemals werde ich zulassen, daß der Schein auf mich falle, als ob ich meinen Vortheil dem öffentlichen Wohle voranstellte. Ich bin bereit, die Kaiserwürde in die Hände des Papstes niederzulegen, wenn es auch längst hinreichend nachgewiesen ist, daß dem Papste über den Kaiser und das Kaiserthum kein Recht zusteht. Wenn ihr aber das Gegentheil wollt, daß ich dem Zorne des Papstes Stand und an der ins Auge gefaßten Appellation fest halte, so bin ich bereit, alles zu dulden, mich um der Würde des Reiches willen jeder Gefahr auszusetzen." Da forderten viele der Anwesenden, aufgebracht durch die päpstlichen Forderungen, ihn auf, sich nicht selbst zu erniedrigen, wie es dem Kaiser nicht gezieme.

Auf des Kaisers Befehl erstattete hierauf der Trierer Kanzler, Magister Wigker von Birgel über die Anschauungen der in Köln Versammelten Bericht. „Gnädigster Herr," so wird er redend eingeführt, „die, welche jüngst in Köln versammelt waren, und die über jene Forderungen, welche der Papst in Betreff Eurer Versöhnung stellt, berathen haben, sind zu dem einmüthigen Beschlusse gekommen, daß jene Artikel zum Schaden und Verderben des Reiches führen würden, daß weder Ihr noch sie, nach den dem Reiche geschworenen Eiden, ihnen zuzustimmen vermöchten, daß sie Gesandte und Briefe an den Papst und Cardinäle schicken wollten, damit diese davon abständen. Für den Fall aber, daß diese Schritte keinen Erfolg haben sollten, haben sie bereits einen zweiten Tag nach Rense am Rheinstrom auf acht Tage später anberaumt, um mit Euch andere Wege auf-

Digitized by Google

zusuchen, diesen Bestrebungen entgegenzutreten." Und nachdem er seinen Bericht erstattet, richtete er die Anfrage an den Mainzer Erzbischof und die Gesandten der anderen Fürsten, ob er in ihrem Sinne gesprochen, was sie ungesäumt bejahten. Nach diesem sprach der Kaiser zu den Städteboten: „Ihr habt nun die Beschlüsse der Fürsten und ihren Rath gehört. Zieht euch jetzt zurück und meldet uns dann das Resultat eurer Berathung."

Diese zogen sich zurück, beriethen lange und antworteten, nachdem sie sich wieder im Versammlungssaale eingefunden hatten, durch den Mund eines Mainzer Bürgers die schönen Worte: „Die Städte wissen wohl, daß der Papst mit seinen Artikeln das Verderben des Reiches anstrebt. Und da die Städte nicht anders bestehen können außer mit dem Reiche und des Reiches Verderben auch ihr Untergang sein würde, so sind wir, wenn der Papst auf seinen Forderungen besteht, mit unseren schwachen Kräften bereit, uns allem gehorsam anzuschließen, was die Fürsten zur Aufrechterhaltung der Rechte, der Ehre, des Bestandes des Reiches erdenken werden." Und alle Städteboten erklärten auf ihres Sprechers Aufforderung, daß sie mit seinen Worten einverstanden seien. Der Kaiser dankte ihnen und sprach zum Schlusse: „Nach acht Tagen werde ich mit den Fürsten in Rense zusammenkommen, und auch mein Vetter, der Markgraf Karl von Mähren wird dort zugegen sein. Ich werde euch das Ergebniß unserer Besprechung mittheilen und hoffe zu euch, daß ihr dann für meine und des Reiches Ehre einstehen werdet." Sie gelobten auch dies einmüthig. Einige der Anwesenden mochten mit ihren religiösen Bedenken wegen der Excommunication des Kaisers und der Autorität des päpstlichen Stuhles nicht zurückgehalten haben. Sie beschwichtigte einer der Gesandten, der in den heiligen Schriften außerordentlich

Digitized by Google

beleſen war. Er erörterte in langer Rede die Rechte der geiſtlichen Gewalt, die zu ehren und zu ſchützen er den Fürſten wieder und wieder empfahl; „denn," ſagte er, „erhält die Religion nicht die ihr gebührende Stelle und Ehre, ſo kann der Staat nicht beſtehen." Aber er entwickelte auch den Fürſten die wahre Weſenheit der kaiſerlichen Gewalt und die richtige Art, ſie zu vertheidigen, und überzeugte dadurch auch die noch Schwankenden, die ihm nicht nur wegen der beweiſenden Kraft ſeiner gelehrten Worte, ſondern auch um ſeiner bewährten Sittenreinheit willen Glauben ſchenkten.

So endete dieſer Reichstag ohne Mißklang in der erwünſchteſten Weiſe. Nicht ſo glücklich war Kaiſer Ludwig bei ſeinen Beſprechungen mit den Fürſten ſelbſt. Hören wir zunächſt, was die einzelnen Quellen überliefern. Johann von Winterthur wirft die Berichte über den Reichs- und den Fürſtentag durch einander. Um Mariä Geburt, ſagt er, kam der Kaiſer mit den Fürſten und Bürgern des Reiches in Frankfurt oder, wie Andere wiſſen wollen, in Bacharach zuſammen. Die Anweſenden verwarfen die päpſtlichen Forderungen. Man will auch wiſſen, die Fürſten hätten Ludwig ſeine all zu weit gehende Nachgiebigkeit gegen den Papſt vorgeworfen. Es geht ferner das Gerücht, man habe, ſeine Nachläſſigkeit in der Verwaltung des Reiches höchlich mißbilligend, ihn aufgefordert, ſich Karl von Mähren als Mitregenten zur Seite zu ſtellen; er habe ſich geweigert und für dieſe Würde ſeinen Sohn, den Markgrafen Ludwig von Brandenburg in Vorſchlag gebracht; den hätten hinwieder die Fürſten verworfen; das Reich, hätten ſie geſagt, ſei unter dem einen Baiern ſo ſehr geſchwächt worden und in Verfall gekommen, daß man allen Grund habe, auf der Hut zu ſein und es nicht abermal einem Baiern zu übergeben. Doch bevor ſie aus einander gingen, ſchließt Johann von Winter-

Digitized by Google

thur, beschlossen sie, wie ich dem allgemeinen Gerede entnehme, einmüthig mit dem Kaiser, daß sie ferner nicht versuchen wollten, die Gnade des Papstes zu erbitten, die ihnen so oft ohne Grund verweigert worden sei.

Nicht minder als der Winterthurer vermengt der Rebdorfer Mönch die beiden Tage. Er nennt nur Bacharach als Ort der Zusammenkunft und läßt zunächst König Johann von Böhmen bei den Fürsten über das Verhalten Ludwigs in der tirolischen Angelegenheit Klage führen. Hierauf, sagt er, habe Ludwig die Verhandlungen mit dem Papste vorgelegt, welche die Fürsten deshalb verworfen hätten, weil sie nie dabei zu Rathe gezogen worden wären. Endlich berichtet er von einem Bündnisse gegen Ludwig, in welchem dieser Fürstentag schließlich geendet habe, an dessen Spitze sich König Johann, sein Sohn Karl und der Pfalzgraf Ruprecht gestellt hätten.

Mathias von Neuburg endlich geht über den Fürstentag mit zwei Worten hinweg. Als die Fürsten in Rense zusammentraten, sagt er, und über ein Schreiben an den Papst beriethen, gingen der König von Böhmen und sein Sohn, die sich über die ihnen zugefügte Unbill nicht mit dem Kaiser verständigen konnten, in Unfrieden weg.

Das sind die Berichte. Wenn wir sie zusammenhalten und die diplomatische Zurückhaltung des Elsässer Chronisten in der gehörigen Weise in Betracht ziehen, so ergiebt sich etwa das folgende Resultat: In Rense trat sofort durch das Erscheinen der beiden Luxemburger die tirolische Frage, die schwächste Stelle der Politik Ludwigs, in den Vordergrund, und alle Particularinteressen, die in Frankfurt vor der Bedeutung des großen dort verhandelten Gegenstandes zurückgetreten waren, machten sich mit doppelter Kraft wieder geltend. Durch dies Bündniß des Particularismus mit den

Digitized by Google

Tendenzen der Hierarchie und den egoistischen Planen der Luxemburger ging das schöne Resultat des Frankfurter Reichstages wieder verloren.

Es scheint sicher, daß die Beschlüsse des Frankfurter Tages, wenn sie überhaupt formulirt wurden, eben so wenig an den Papst gelangt seien, als der Brief der Kurfürsten, der die Beschlüsse des Kurvereines von Rense enthielt. Es fehlte im letzten Augenblicke jene Einmüthigkeit, die allein einer solchen Demonstration den Charakter unwiderstehlicher Stärke verleiht. Im Jahre 1338 hatte die Halbheit Baldewins von Trier sie verhindert, jetzt trat ihr das fürstliche Uebelwollen gegen Ludwig in den Weg. Daß in erster Reihe die tirolische Frage dieses Uebelwollen zu offener Erklärung brachte und im entscheidenden Augenblicke dem Kaiser die zuverlässige Stütze entzog, das eben ist die Nemesis, welche unerbittlich über Ludwigs nicht schuldloses Haupt hereinbrach. Der gerechte Vorwurf, der seine rechtsverletzende Politik in dieser Angelegenheit trifft, stellte sich ihm fortan überall rächend entgegen.

Was nun geschehen würde, war nicht schwer vorauszusehen. Wenn den luxemburgischen Projecten außer dem Schutze des Papstes auch noch die Abneigung der Fürsten gegen Ludwig zur Seite stand, war die Erhebung Karls von Mähren nur noch eine Frage der Zeit. Der bedeutendste politische Kopf unter den damaligen deutschen Fürsten war wohl Herzog Albrecht von Oesterreich. Er verstand es meisterhaft durchzuführen, was wir jetzt eine Politik der freien Hand nennen. Sein Beistand war stets allen Parteien das Erwünschteste, aber er war sehr karg mit dem Versprechen, noch mehr mit der Leistung seiner Hilfe. Er hatte es verstanden, auch mit der Curie stets gute Beziehungen zu unterhalten. An keinem der feierlichen Acte, durch welche die Fürsten Deutschlands

Digitized by Google

gegen die päpstlichen Uebergriffe Demonstrationen gemacht hatten, war Herzog Albrecht betheiligt. Er hatte sich eben so wenig den Beschlüssen von Rense angeschlossen, als er neuerdings an den Berathungen zu Frankfurt betheiligt war. Aber doch hat er am Schlusse des Jahres 1344 Ludwig seine guten Dienste am Hofe von Avignon angeboten. Denn die Erhebung des Luxemburgers mochte ihm nicht ganz unbedenklich scheinen, er mochte eine Fortdauer des schwachen Regimentes des Baiern vorziehen. Die Antwort, die er erhielt, war unbestimmt genug. Der Papst hütete sich wohl, jetzt noch directe Versicherungen seiner Geneigtheit zum Frieden zu geben. Nur das eine ersehen wir aus dem päpstlichen Schreiben: trotz den Beschlüssen von Frankfurt dauerten die Unterhandlungen mit Kaiser Ludwig noch fort. Der Papst ersucht den Herzog Albrecht sogar, durch Ermahnungen an Ludwig das Zustandekommen einer Einigung zu fördern. Von den Verhandlungen selbst wissen wir übrigens so gut wie nichts. Aus der Notiz eines Chronisten ersehen wir, daß nach den oben geschilderten Reichs- und Fürstentagen wieder eine Gesandtschaft nach Avignon ging, die um Abänderung der präjudiciellen Artikel bitten sollte; eine Urkunde vom 8. Juli 1345 weist nach, daß Graf Ludwig der Jüngere von Oettingen für die Auslagen, die er in des Kaisers Dienst auf der Reise nach Avignon gehabt hat, mit 600 Pfund Heller entschädigt wurde; endlich wieder des Papstes Schreiben an Herzog Albrecht deutet an, daß die Gesandten, mit neuen Bedingungen versehen, heimgereist seien und versprochen hätten, wiederzukommen, wenn sie ihren Herren zur Annahme derselben zu vermögen im Stande wären.

Aber das Jahr 1345 brachte eben so wenig eine Aussöhnung als die Vorjahre. Ueberall trat der Papst im luxemburgischen Interesse den Planen Ludwigs hindernd in

Digitized by Google

den Weg. Als die Nachricht nach Avignon kam, der Kaiser wolle ein Bündniß mit dem König Casimir von Polen gegen den gemeinsamen Gegner, den böhmischen Johann, abschließen und es durch eine Heirath eines seiner Söhne mit einer Tochter Casimirs stärken, erhielt der König von Polen sofort eine päpstliche Warnung und das Anerbieten von Clemens, in seinem Streite mit Johann als Vermittler aufzutreten. Desgleichen hatte König Ludwig von Ungarn kaum begonnen, in Rücksicht auf die bestrittene Thronfolge in Neapel mit dem Kaiser über Abschluß eines Bundes zu unterhandeln, als er sofort von dem Papste auf die strengen Strafen aufmerksam gemacht wurde, welche die Kirche denen androhe, die mit Ketzern und Gebannten Umgang pflegen.

Bald trat Clemens auch wieder direct gegen den Kaiser auf. Am 2. Januar 1346 erging an alle Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands, Italiens und Frankreichs neuerdings der Befehl, an jedem Feiertage die päpstlichen Urtheile gegen Ludwig von den Kanzeln herab zu verkünden. Und die gleichzeitigen päpstlichen Briefe, die uns erhalten sind, athmen denselben Geist. „Schwankend und betrügerisch" wird Ludwigs Verhalten dem Herzoge Albrecht von Oesterreich geschildert; es habe Ludwig stets an gutem, wahrhaft versöhnlichem Willen gefehlt, er habe mit der Vermittelung Albrechts schnöden Mißbrauch getrieben. Und nicht minder wird dem Könige von Frankreich eine Versöhnung jetzt als unmöglich dargestellt, so sehr sie auch der Papst seiner Intercession zu Liebe gewünscht habe. Aehnliche Briefe sind wohl auch an andere Orte ergangen, denn Ludwig sieht sich bald darauf veranlaßt, seinen Anhängern einzuschärfen, sie möchten doch ja keine Briefe des Papstes annehmen, „und des Markgrafen von Mähren", heißt es in Ludwigs Rundschreiben. Also auch dieser begann nun ernsthaft seine Werbung im Reiche.

Digitized by Google

Der Kaiser hatte eben wieder einen Versuch gemacht, sich England zu nähern, und König Eduard, der seit dem kurzen Bündnisse von 1338 seine Verbindungen mit Deutschland nie völlig abgebrochen hatte, war bereit, neue Verträge mit ihm einzugehen. Am 27. December 1345 bevollmächtigte er zwei Deutsche und fünf Engländer zur Einleitung eines Bündnisses. Für Ludwig war die nothwendige Folge davon die vollständigste Lossagung von Frankreich und dessen treuen Verbündeten, den Luxemburgern. Er mußte dem äußersten Schritte des Papstes mit offenem Auge entgegensehen. Aber es war diesem Manne nicht gegeben, große Entschlüsse zu fassen und energisch auf dem geraden Wege fortzuschreiten. Seine Gegner, scheint es, überschätzten ihn. Im März 1346 schrieb der Papst an den Cardinal Bertrand, er solle so schnell als möglich Italien pacificiren, damit Ludwig nicht einzudringen vermöge. In denselben Tagen aber, im März 1346, dachte der Kaiser nur an Werke des Friedens. Noch einmal versuchte er es, sich seinem ältesten Freunde, der freilich seither auch lange genug sein Feind gewesen war, dem Könige Johann zu nähern. In Trier, unter den Augen Baldewins, dem es früher mehr als einmal gelungen war, die beiden Fürsten zu versöhnen, wurden die Verhandlungen geführt. Diesmal hinderte Markgraf Karl den Abschluß. So nahe am Ziele, wollte er nicht wieder zurückgehen. Er gewann jetzt auch seinen Oheim Baldewin für sich; er machte ihm stattliche Versprechungen, wenn er ihm zur Krone verhelfen wollte. Nun drängte er wohl auch den Papst, Ludwigs nicht länger zu schonen. Und Clemens ließ sich gerne und leicht erbitten.

Am 13. April 1346 sprach er zu Avignon den großen Kirchenbann über Ludwig aus, indem er eine reiche Fülle von Verwünschungen über des Kaisers Haupt ergoß, für

Digitized by Google

die er nur in der Terminologie der altjüdischen Religion der Rache, nicht in der Sprache des milderen Christenthumes die richtigen Ausdrücke fand. Der Bannspruch über den treuesten und bedeutendsten Anhänger des Kaisers in Deutschland, den Erzbischof Heinrich von Mainz, war kurze Zeit vorausgegangen.

Sollte der Bann von Wirkung sein, so mußte rasch weiter vorgegangen werden. Die Entthronung Ludwigs, die Wahl eines Nachfolgers mußte so schnell als möglich dem Banne folgen. Aber der Papst wollte sicher gehen. Er wollte eine Garantie haben, daß der Nachfolger des gebannten Ludwig sich ihm gegenüber nicht, wie jener, durch Reichstagsbeschlüsse decke, wenn es galt, die päpstliche Protection durch weit gehende Zugeständnisse an die Kirche zu lohnen. Alle jene Artikel in dem zweiten der Ludwig vorgelegten Procuratorien, welche die Fürsten für unannehmbar erklärt hatten, wurden am 22. April zu Avignon, wo keine gewissenhaften Anwälte des deutschen Rechtes hindernd im Wege standen, dem Markgrafen Karl vorgelegt. Es kam noch einer hinzu, der, persönlich demüthigend, wie er für ihn war, in seiner Seele hätte Zweifel und Bedenken wach rufen müssen, wenn nicht sein Ehrgeiz die Stimme des Rechtes und des nationalen Gefühles erstickt hätte. Er mußte sich verpflichten, nicht vor seinem Krönungstage in die Stadt Rom zu kommen, sie noch an demselben Tage mit all seinem Volke zu verlassen und in mäßigen Tagemärschen das Gebiet des Kirchenstaates zu räumen, um es fortan niemals wieder zu betreten.

Karl beschwor feierlich alle Bedingungen, die ihm der Papst vorlegte.

Erst nachdem dies geschehen war, erging die Aufforderung an die deutschen Kurfürsten, einen neuen König zu

Digitized by Google

wählen. Die verschiedenen Schreiben des Papstes, in denen nun zu Karls Gunsten agitirt wurde, sind überaus charakteristisch. Man sieht sofort, er war weder der Mehrheit der Wähler, noch auch der Zustimmung der übrigen Fürsten sicher. Darum wurde zunächst ausdrücklich verboten, Ludwigs gleichnamigen ältesten Sohn zur Wahl zuzulassen, angeblich weil er die Mark Brandenburg nicht von Rechtswegen besitze; darum wurde das Wahlrecht des Pfalzgrafen bei Rhein angezweifelt; darum erhielt der Herzog Albrecht von Oesterreich eben damals die Belehrung, daß der über Ludwig verhängte Bann alle seine bisherigen Anhänger von allen durch Verträge, Bündnisse, Eide eingegangenen Verpflichtungen befreie, und daß kirchliche Strafen derer warten, die ihm fortan noch helfen würden; darum wurden jetzt plötzlich alle jene, die an der Wahl Theil zu nehmen hatten und noch im Banne waren, absolvirt.

An die zuverlässigen Wähler aber, an Baldewin, an den Erzbischof von Köln, an den Herzog Rudolf von Sachsen, an Gerlach von Nassau, der zu Heinrichs Nachfolger auf dem Stuhle von Mainz ernannt worden war, erging eine überaus warme Empfehlung des päpstlichen Schützlings: da es höchst wichtig sei, daß ein thätiger, frommer, der Kirche ergebener Mann an die Spitze des Reiches gestellt werde, so erkläre der Papst, daß er dazu den Markgrafen Karl besonders tauglich und passend halte.

Alle päpstlichen Schritte gegen Kaiser Ludwig waren früher im Einverständnisse mit dem Könige von Frankreich oder sogar auf sein Betreiben geschehen. Von der Agitation zu Gunsten Karls scheint König Philipp, wenigstens officiell, erst spät Kenntniß erhalten zu haben. Erst am 3. Juni schrieb ihm Clemens, daß die Wahl eines neuen Kaisers dringend nöthig geworden sei, daß er persönlich die Erhebung Karls wünsche.

Digitized by Google

Er entschuldigte sich zugleich, daß er dem Könige nicht früher hiervon Mittheilung gemacht habe. Er habe befürchtet, sagt er, daß zwischen dem Könige Philipp und Ludwig, für dessen Versöhnung mit der Kirche jener sich so lebhaft durch Briefe und Gesandte verwendet habe, eine Annäherung verabredet werden oder gar bereits stattgefunden haben möchte; er habe berücksichtigen müssen, daß König Johann und sein Sohn eilig wieder Avignon verlassen und nicht eine Anfrage in Paris abwarten wollten, und endlich sich nicht verhehlen dürfen, daß an die deutschen Fürsten schon öfter, von seinen Vorgängern wie von ihm, die Aufforderung zur Wahl eines neuen Königs ergangen sei, und daß man nun dem gerechten Verlangen der beiden Luxemburger, ihr Haus hierbei berücksichtigt zu sehen, nicht wohl entgegentreten könne.

Dieser letzte Punkt scheint auf den tieferen Grund der päpstlichen Entschuldigung hinzudeuten. König Philipp hatte augenscheinlich nie aufgehört, für sich selbst oder einen Prinzen seines Hauses die Kaiserwürde zu wünschen. Dem Papste dagegen mochten die Erfahrungen Johanns XXII. erinnerlich sein. Durch nichts mehr, als durch seine Zumuthung, einen französischen Prinzen zum Könige zu wählen, hatte jener die entschiedensten Gegner Ludwigs sich selbst und seinen Planen entfremdet. Die Wahl Karls von Mähren wurde vollzogen. Aber sein Gegner blieb mächtiger als er. Die Mehrzahl der Fürsten und des Adels, die großen Städte, wenigstens Süddeutschlands, blieben Ludwig ergeben. Der „Pfaffenkaiser", wie sie Karl nannten, fand nur spärlichen Anhang. Mit lebhafter Schadenfreude erzählt ein Zeitgenosse, daß, als der Luxemburger, wie einst zwei und dreißig Jahre früher der Habsburgische Gegenkönig, zu Bonn die Krone empfing — denn auch ihm verschloß, wie jenem, Aachen die Thore — und während die herumstehende Menge rief: es

Digitized by Google

lebe der König! das königliche Banner in die Fluthen des Rheines gefallen sei und trotz allen Anstrengungen nicht habe vor dem Untersinken gerettet werden können.

Der Schutz des Papstes war bei Karls Streit mit Ludwig ein ziemlich werthloser Bundesgenosse. Clemens hatte sich geirrt, wenn er sich von dem großen Kirchenbanne eine eingreifendere Wirkung versprach, als sie der kleine ausgeübt. Nicht mehr vor den gewaltigen Schauern der theokratischen Idee beugten sich die deutschen Fürsten: die reale Macht, das persönliche Interesse waren die Hebel, denen bereits jene Zeit gehorchte. Selbst ein Mann von der unantastbaren Rechtgläubigkeit Baldewins von Trier sah sich im Herbste 1347 durch das Waffenglück Ludwigs und seiner Anhänger gezwungen, Unterhandlungen mit ihm zu beginnen. Es ist unberechenbar, welchen Verlauf die Dinge genommen hätten, hätte nicht ein plötzlicher Tod am 11. October Ludwig hinweggerafft.

Er war der letzte der deutschen Kaiser, dessen Regierung durch den großen Kampf der beiden Gewalten erschüttert wurde, welche Jahrhunderte hindurch um die Beherrschung der Welt gerungen hatten. Noch niemals waren einem deutschen Könige so mächtige Bundesgenossen in diesem Kampfe zur Seite gestanden, wie Ludwig dem Baiern: glückliche politische Constellationen, das Zusammenfallen der deutschnationalen Interessen mit den antipäpstlichen Bestrebungen, die wachsende Einsicht der Laien in die Ausschreitungen und Uebergriffe der Kirche, die Entfremdung selbst der unteren Volksklassen und zahlreicher Geistlichen von dem blinden Gehorsame gegen die päpstliche Autorität, eine neu entstehende Wissenschaft endlich, die mit den Waffen einer gründlichen Gelehrsamkeit und einer vorurtheilslosen Objectivität, bald durch neue philosophische Systeme, bald durch kräftige poli-

Digitized by Google

tische Streitschriften der Polemik gegen das Papstthum eine neue Bedeutung verlieh. Aber solcher Bundesgenossenschaft bewies sich dieser Kämpfer unwerth [1]). Unfähig, einem großen Principe zu Liebe seine individuellen Neigungen zurückzudrängen, war sein ganzes Bestreben nur darauf gerichtet, um jeden Preis die Versöhnung mit der Kirche, von der er sein Seelenheil abhängig glaubte, zu erlangen, wenn er auch mit der Erreichung dieses Zieles alle Errungenschaften eines langen und schweren Kampfes wieder aufgeben mußte. Jedoch bei dem unmittelbaren Zusammenhange dieser großen Frage mit fast allen politischen Vorgängen der Zeit wurde er, haltlos in jener, auch in diesen ein Spielball gewandterer Staatsmänner. Nur der Widerstand der deutschen Fürsten hinderte schon Johann XXII., die Wahl eines Gegenkönigs durchzusetzen. Sobald sich die Energie eines Clemens VI. mit der Rührigkeit eines Johann und Karl von Luxemburg verband, konnte der Erfolg nicht fehlen. Wir haben gesehen, daß der Kampf um die Krone nicht zu Ende geführt wurde. Es ist unsicher, welches sein Ende gewesen wäre. Aber das wissen

---

[1]) Diese Ansicht, die auch Riezler in seinem vortrefflichen Buche: Die literarischen Widersacher der Päpste zur Zeit Kaiser Ludwigs des Baiers, Leipzig 1874, theilt, halte ich, trotz den Ausführungen Preger's (Abhandlungen der k. bair. Akademie der Wissenschaften III. Cl. XIV. Bd. I. Abth.), aufrecht. Gegenüber der Thatsache, daß die Gesandten Kaiser Ludwigs am 16. Januar 1344 die von der Curie dictirten Procuratorien in Avignon feierlich beschworen, hat die von Riezler a. a. O. S. 332 mitgetheilte Instruction d. d. Ingolstadt 1343 Octob. 28, auf welche Preger vorzugsweise seine Beweisführung stützt, doch nur die Bedeutung, daß am kaiserlichen Hofe damals auch andere Gesichtspunkte geltend gemacht wurden, als jene, die durch die Unterwerfung unter jene schimpflichen Artikel schließlich zur Ausführung kamen. In den zu Avignon geführten Verhandlungen im Januar 1344 ist jedenfalls ihre Einwirkung nicht bemerkbar. Die Unterhandlungen werden erst abgebrochen, als der Papst den von Kaiser Ludwig angenommenen Unterwerfungsbedingungen noch neue und schärfere hinzufügt.

Digitized by Google

wir: eben so wenig wie die früheren Erfolge verdankte Kaiser Ludwig die letzten Glücksfälle sich selbst. Jetzt, wie immer, hinderte nur das Geschick seiner Umgebung, der Muth seiner Verbündeten, die gute Gesinnung der Nation die Widersacher des Kaisers am vollständigen Siege.

Digitized by Google

Nürnberg im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert.

Wer auf der Höhe steht, die sich, von den Zinnen und Thürmen einer stattlichen Burg gekrönt, über den Giebeln der alten Reichsstadt Nürnberg erhebt, dem wird sich eine Fülle der mannichfachsten Eindrücke und Erinnerungen darbieten.

Auf dieser Höhe haben ehedem zwei Burgen stolz in die Lüfte geragt: die eine des Kaisers Burg, wo der Vogt des Reiches zu Gericht saß und Recht sprach und gar mancher der großen deutschen Kaiser seine Wohnung nahm, wenn er das fränkische Land besuchte; die andere der Burggrafen Burg, von der das gewaltige Geschlecht der Zollern den Weg fand in die sandigen Ebenen der brandenburgischen Mark. Ueber die weite Fläche im Norden, das reichbebaute Knoblauchsland, sprengte, wie die Sage geht, Eppelein von Gayling, nachdem ihn der gewagteste Sprung aus der Hut der feindlichen Bürger befreit hatte, vielleicht um die rettende Zugbrücke einer der Burgen auf jenen waldbewachsenen Höhen zu erreichen, deren schöne Linien in blauer Ferne den Horizont begrenzen. In diesem meilenlangen, dichten, schwarzen Reichswalde barg

Digitized by Google

sich einst der reisige Troß der brandenburger Markgrafen, des unvergleichlichen Albrecht Achill und des wilden Räubers Albrecht Alcibiades, bis sie hervorbrachen aus dem bergenden Dickicht und in stürmischem Anfall das Gebiet der Nürnberger plündernd und brennend überzogen. Da drüben, wo sich über dem gewerbereichen Fürth, Jahrhunderte hindurch dem Asyl der handeltreibenden Juden, denen das Weichbild Nürnbergs keine Stätte bot, der Thurm der alten Veste hoch erhebt, da standen sich wochenlang in unheimlich beobachtender Waffenruhe Gustav Adolf und Wallenstein gegenüber. Und am Fuße der Höhe, auf beiden Ufern der träg hinziehenden Pegnitz, dehnt sich, heutzutage eingehüllt in den Rauch unzähliger Schornsteine der großen, weltbekannten Fabriken, die alte Stadt aus und reckt stolz und trutzig, wie in den Tagen des Mittelalters, ihre Thürme und Warten empor. Da steht jene alte Kirche von St. Sebald, deren schwarze Mauern und bunt glänzenden Fenster das herrliche Kleinod deutscher Kunst bergen: Peter Vischer's Werk, das Sebaldusgrab; und jenseits des Flusses die Schwesterkirche St. Lorenzen, in deren hohem Spitzgewölbe kühn und zierlich das weitberühmte Sacramentshäuschen aufsteigt, das die kunstreichen Meißel Adam Kraft's und seiner Söhne geschaffen; da erhebt sich auf dem weiten Marktplatze, wo die Söhne der reichen Geschlechter im stolzen Turnierspiele ihre Kräfte maßen mit den Sprößlingen des übermüthigen Landadels, eine unvergängliche Zierde: der bildergeschmückte schöne Brunnen; da steht schlicht und einfach das ernste Haus Wilibald Pirkhaimer's, dessen gastliche Schwelle die Besuche so vieler Fürsten, Staatsmänner und Gelehrten empfing, und die Wohnung jenes Weltumseglers Michael Behaim und weiter, mitten in dem Gewirre enger und finsterer Gäßchen, das Haus des dichtenden Schusters Hans Sachs und dann wieder, nahe der hochaufstrebenden

Digitized by Google

Stadtmauer, das düstere Gelaß, an dessen Bogenfenster Albrecht Dürer seine unsterblichen Bilder erdachte. Und welche Freude ist es, durch die stattlichen Straßen zu wandern, über den hochgewölbten Bogen der Fleischbrücke, die der Nürnberger so gerne dem Ponte rialto Venedigs vergleicht, durch die langen Reihen der hohen Häuser, aus deren Mauerfläche die Erker und Chörlein anmuthig hervorspringen, über deren Thüren und Fenstern die uralten Wappen der Patrizierfamilien prangen und das zierliche Spielwerk des gothischen Stiles tändelt oder die reichere Pracht der Renaissance, das Bild glänzenden Wohlstandes, sich behaglich ausdehnt.

Aber es weht nicht ein fremder Hauch durch diese Denkmale einer längst vergangenen Zeit, wie er uns, unheimlich und ungastlich, anweht aus den verkommenen Resten einstiger Größe in den alten westfälischen Städten, als ob eine moderne Generation in den verlassenen Hallen der Väter wandle, anders geartet als jene; sondern man möchte glauben, die alten Nürnberger, nur in verjüngter Gestalt und Art, walteten noch wie vordem in der theuren Stadt. Alles — Häuser und Menschen — hat sich harmonisch fortgebildet, und aus dem modernen Bilde sehen überall, weder unbescheiden sich vordrängend, noch undankbar zurückgesetzt, die kräftigen Züge der großen Vergangenheit. Wie heute noch in der Sebalderkirche das ewige Licht, das vor Jahrhunderten ein Tucher gestiftet, flackert; wie heute noch in der Lorenzerkirche — die ebenso wie jene dem evangelischen Gottesdienste geweiht ist — die bilderreiche Verherrlichung des katholischen Mariencultus, das prächtige Schnitzwerk von Veit Stoß hoch oben zwischen dem Chor und dem Mittelschiffe schwebt: so lebt, trotz aller Veränderung der Zeiten, der Anschauungen, der Sitten auch heute noch in den Bewohnern dieser Stadt jener große, aufopferungsfähige Bürgersinn, der Nürnberg

Digitized by Google

einst zu so hoher Vollendung, zu Macht und Ehren emporgehoben.

Die Glanzperiode des Nürnbergischen Lebens, die Zeit, in der die großen Meister den Ruhm ihres Namens und ihrer Vaterstadt in alle Welt verbreiteten, ist von vielen Seiten her in den verschiedensten Richtungen beleuchtet und geschildert worden. Und mit dem Namen Nürnberg sind Namen und Werke jener Maler und Bildhauer, Gelehrten und Dichter so eng verbunden, daß man sich gewöhnt hat, unter dem alten Nürnberg sich wesentlich das Nürnberg der Dürer und Vischer, der Pirkhaimer und Sachs zu denken. Aber als diese Männer ihre großen Werke schufen, durften sie sich rühmen, einem Gemeinwesen anzugehören, das eine keineswegs ruhmlose Geschichte durchlebt hatte, dessen innere Verhältnisse, geordnet und gesegnet wie die weniger Städte des Reiches, eine feste und dauernde Grundlage behäbigen Wohlstandes, politischen Ansehens, glänzender Bürgertugenden darboten.

Diese ältere Geschichte der berühmten Pegnitzstadt war lange Zeit hindurch wenig gekannt und beachtet. Erst die von der historischen Commission der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Nürnberger Chroniken und verschiedene nicht minder werthvolle Publicationen, die sich an diese anschlossen, haben auf die Geschichte Nürnbergs im Mittelalter, besonders im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert ein helles Licht geworfen und eine solche Fülle des Stoffes, einen solchen Reichthum von Einzelheiten aus dem Leben dieser Stadt vor uns ausgebreitet, daß wir im Stande sind, uns in kurzen Zügen ein wahres und lebendiges Bild von dem Wesen des mittelalterlichen Nürnberg vor Augen zu stellen.

Der Name Nürnbergs reicht nicht in jene graue Vorzeit

Digitized by Google

hinauf, in der die Römer über die Alpen herüberkamen und an strategisch wichtigen Punkten ihre festen Lager aufschlugen; auch nicht in jene Tage, da das Christenthum in der deutschen Erde Wurzel zu fassen begann und die wandernden Missionäre in den Mittelpunkten bevölkerter Gegenden Bischofssitze gründeten. Nicht wie Cöln oder Mainz oder Regensburg hat Nürnberg seine Gründung Ansiedlern zu verdanken, die um ein altes römisches Castell oder eine neu erbaute Cathedrale ihren Wohnsitz aufschlugen. Kein wasserreicher Strom trug Schiffsladungen von Kaufmannsgütern an diese Stadt heran, nicht spendete fetter Boden üppige Frucht oder süßen Wein — eine arme Bevölkerung baute sich da in der Niederung des unbedeutenden Pegnitzflusses an, um mit schwerer Arbeit dem harten Boden des Leibes Nahrung abzuringen. Im Jahre 1050, in einer Urkunde Kaiser Heinrichs III., wird der Name: Noremberc zuerst genannt. Dann bald öfter in kaiserlichen Privilegienbriefen, zwanzig Jahre später auch schon in den Schriften der Reichschronisten. Lambert, ein Mönch des thüringischen Klosters Hersfeld, weiß im Jahre 1072 zu berichten, daß damals das Gedächtniß des H. Sebald zu Nürnberg berühmt geworden sei und daß um der Wunder willen, die dort gewirkt würden, viel hülfesuchendes Volk dahin ströme. Bald darauf wird von einer Burg gesprochen, die sich dort erhob. In ihr bestand Kaiser Heinrich IV. im Jahre 1105 eine zweimonatliche Belagerung seines Sohnes. Später waren die Staufen in ihrem Besitze und die Kaiser und Könige aus diesem Geschlechte liebten es, dort zu wohnen; einer — Heinrich, Friedrichs II. Sohn — hat da im Jahre 1225 seine Hochzeit mit Margaretha von Oesterreich gefeiert. Indeß waren auch die Bewohner zu größerem Wohlstande gediehen. Schon 1163 wird den Kaufleuten anderer Städte die Zollfreiheit

Digitized by Google

gewährt, der sich die Nürnberger erfreuen. Schon war die Stadt mit Mauer und Graben umgeben; schon entstanden in ihrem Umfange stattliche Kirchen, zahlreiche Klöster; nun erscheinen zuerst einige Namen der nachher so mächtigen und berühmten Geschlechter. Erst im vierzehnten Jahrhundert wurde die Gemeindeverfassung der Stadt völlig so ausgebildet, wie sie sich mit unwesentlichen Veränderungen Jahrhunderte lang erhalten hat, so lange die staatliche Selbständigkeit des Nürnberger Gemeinwesens dauerte. Der kleine Rath, der sechsundzwanzig Männer in sich begriff, stand an der Spitze der Geschäfte; ihm zur Seite, aber nur mit beschränkten Befugnissen, der große Rath, jenem zum Gehorsam verpflichtet und nur selten und in wichtigen Fällen zu Rath und Beschluß beigezogen. Aber nicht aus der Mitte der gesammten Bürgerschaft ging dieser eng gezogene Kreis der Regierenden hervor. Nur bevorzugte Geschlechter nahmen an der Regierungsfähigkeit Theil, und so leicht es damals hielt, das Bürgerrecht der Stadt zu erwerben, so schwer war es, in die Genossenschaft jenes Patriziats Eingang zu finden. Aber in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ging eine große demokratische Bewegung durch ganz Deutschland. Ueberall verlangten die Zünfte — und unterstützten ihren Wunsch durch stürmische Aufstände — die Regierungsgewalt in den Städten mit den Patriziern zu theilen. In Nürnberg sehen wir in Folge dieses Verfassungskampfes, dessen Einzelnheiten in tiefes Dunkel gehüllt sind, von da an den kleinen Rath um sechzehn Mitglieder verstärkt, von denen die Hälfte aus dem Handwerkerstande hervorgeht. In dieser Behörde schloß sich aber dann doch wieder die kleine Zahl von sieben Männern, die lediglich aus dem Patriziat genommen wurden, zu einem geheimen Rath zusammen, der die eigentliche Leitung der Geschäfte in der Hand hielt, von dessen Mitgliedern immer

Digitized by Google

zwei, die Losunger, die Finanzen beaufsichtigten, ein dritter den militärischen Angelegenheiten vorstand. Und nicht minder lag das Gerichtswesen völlig in der Hand dieser Oligarchie.

Wie die politische, so war auch die gesellschaftliche Stellung dieser „ehrbaren Geschlechter", wie sie sich nannten, eine durchaus abgeschlossene. Die Tochter der Patrizierfamilie wußte, wenn der „Ladzettel" sie zum Tanze auf das Rathhaus entbot, ebenso gut wie heute unsere adelichen Damen, die zum Hofballe geladen werden, daß nur junge Standesgenossen ihr dort die Hand zum Reigen bieten würden. Denn das Tanzen auf dem Rathhause gehörte zu den Ehrenvorrechten dieser Familien. Ein Ausschuß, der für solche Feste bestellt war, entschied über die Zulassung. Unziemlicher Lebenswandel ebenso wie Verletzung der standesgemäßen Sitte motivirte die Zurückweisung. Wer einen offenen Kram und Handel hatte, galt für unwerth, diesen Festen beizuwohnen; aber wir finden auch, daß Einzelne ausgeschlossen werden, weil sie ein leichtfertiges Wesen und Haushalten führen. Die Mehrzahl dieser Familien erfreute sich musterhafter häuslichen Verhältnisse. Aus mancher alten Chronik, aus manchem Geschlechtsbuche vermögen wir uns ein erfreuliches Bild des Familienlebens der höheren Stände Nürnbergs vor Augen zu stellen. Ehrwürdige Greise sehen wir da die Großväter in den stattlichen Sälen der Patrizierhöfe sitzen, umgeben von den überaus zahlreichen Schaaren der Kinder, Enkel und Urenkel, wie sie von dem Herkommen des Geschlechtes erzählen, von den rühmlichen Thaten und den frommen Stiftungen der Väter, und dann wohl selbst zur Feder greifen, um mit unbehülflicher Hand, in schweren Zügen die Namen der Nachgebornen einzutragen in die Familienbücher. Zahlreich prangen da die Wappen der vielen edlen Geschlechter der Stadt; denn fast alle sind unter einander verwandt durch die früh geschlossenen

Digitized by Google

Ehebündnisse; da und dort fügt sich dem Stammbaume auch ein Reis aus landsässigem Adel ein, wenn einer der Söhne seine Hausfrau nicht aus dem Kreise der befreundeten Geschlechter wählt, sondern aus einer der festen Burgen des fränkischen Adels heimführt. Und das galt dem stolzen Ritter nicht als Mißheirath, wenn seine Tochter in die Stadt als Gattin eines reichen Kaufherren einzog. Denn diese Großhändler, deren schwerbeladene Lastthiere die kostbarsten Güter aus Triest und Genua und Venedig über die Alpen herüber trugen, deren Lagerhäuser in dem wälschen Lyon standen und deren Firmen die Donau herab bis Ofen guten Klang hatten, — sie rühmten sich, wie der Adel, des Wappenrechts und der Rittermäßigkeit. Gar mancher ihrer Söhne folgte dem Rufe der Kaiser und Könige in die Feldschlacht, und mehr als einen Nürnberger Namen finden wir unter denen aufgeführt, die zu Rom bei der Kaiserkrönung den Ritterschlag empfingen. Aber wie diese zum Kriegsdienste, so zogen andere im Dienste der Handlung in die weite Welt hinaus, und wieder andere traten in fernen Ländern in den Dienst der Kirche. Aber die Mehrzahl blieb doch in den Mauern der Vaterstadt zurück, wo Allen reichliche Versorgung in Aussicht stand. Zwar mag bei dem überaus reichen Kindersegen, mit dem wir fast alle Ehen beglückt finden, manchem Vater zuweilen schwere Sorge das Herz bedrückt haben. Aber kaum die Hälfte der Geborenen erreichte die Jahre der Mannbarkeit — die Sterblichkeit unter den Kindern war viel bedeutender als heutzutage —; von jenen aber, die heranwuchsen, fanden viele frühzeitig in Klöstern Aufnahme: vor allen die Mädchen, die im zartesten Alter den Schleier zu nehmen pflegten, in Nürnberg selbst im St. Klarenkloster oder bei St. Kathrein, in Bamberg, in Pillenreuth; und nicht minder die Jünglinge nach vollendetem Studium, zu dessen Pflege mancher eine hochberühmte

Digitized by Google

Schule aufsuchte — Wien oder Venedig, Bologna oder Paris — in den Klöstern der Stadt und der Nachbarschaft. Doch auch außerdem stand für die Patrizierſöhne, wenn sie nicht an den väterlichen Geschäften Antheil nahmen, Amt und Würde in Nürnberg selber offen. Alle höheren Beamtungen wurden nur aus dem Kreise der „ehrbaren Geschlechter" besetzt. Und der Wirkungskreis dieser Aemter war ein sehr ausgedehnter. In dem einzelnen Amte waren alle mit dessen Geschäftskreis irgend verwandten Functionen vereinigt. Wir kennen, um nur ein Beispiel anzuführen, bis in die kleinsten Einzelheiten die Geschäftsmasse des städtischen Baumeisters. Sie war eine überaus große. Aber kein umfangreiches Personal von Unterbeamten stand ihm zur Verfügung. Nur ein durch Jahre lange Praxis überaus geschäftskundiger Diener theilte und erleichterte die schwere Bürde.

Alle Arbeiten an den vielfachen Bauten der Stadt standen unter der Obhut des Baumeisters: er leitet alle Neubauten, auch die der Privatgebäude, er prüft die Pläne, er beaufsichtigt die dabei beschäftigten Meister, er controlirt deren Verhältniß zu den Gesellen und Lehrlingen, er beschafft das Baumaterial, in den Wäldern der Stadt sucht er die schlagbaren Bäume aus, er überwacht die städtischen Steinbrüche, die Kalköfen, die Ziegelbrennereien, er hält die Stadtmauern und Thürme, die Brücken und Stege in gutem Zustande, ihm liegt die Pflasterung und Reinigung der Straßen ob, in seinem Verschlusse sind die Feuereimer und Feuerleitern und wenn ein Brand ausbricht, leitet der Baumeister die Löschanstalten und vertheilt die Prämien an jene, welche zuerst zur Hülfeleistung am Platze waren oder sich dabei besonders hervorgethan hatten. Nicht minder führt er die Aufsicht über die zahlreichen Brunnen der Stadt und über den Fischbach, der bald offen, bald verdeckt durch viele Straßen

Digitized by Google

fließt, der ganzen Einwohnerschaft hochwillkommen: den Hausfrauen zum Waschen und Fegen, den verschiedensten Gewerben zum Betriebe ihrer Arbeit, wenn es brennt, zum Löschen. Der Baumeister erhält auch die erste Nachricht, wenn heftige Regengüsse im Gebirge die Bäche anschwellen, wenn die Pegnitz aus den Ufern tritt und der ruhige, bescheidene Fluß bald zum tobenden, wilden Strome sich verwandelt. Dann eilt ein reitender Bote aus Hersbruck herbei, das ein paar Meilen weit flußaufwärts liegt, und sofort ist es des Baumeisters Pflicht, zu sorgen, daß die Anwohner des Flusses von der drohenden Gefahr unterrichtet und zur Rettung ihrer Habseligkeiten vor der Wuth der Ueberschwemmung gemahnt werden. Aber wie er bei so traurigen Veranlassungen Zurüstungen zu treffen hat, das Unheil abzuwenden, so liegt ihm auch ob, bei freudigen Anlässen mancherlei zu Nutz und Frommen seiner Mitbürger vorzubereiten. Jährlich am zweiten Freitage nach Ostern wurde dem Volke auf dem Marktplatze das „Heiltum" gewiesen, d. h. die Reichskleinodien wurden vorgezeigt, welche seit dem Jahre 1424 der Stadt zur Aufbewahrung anvertraut waren. Das war ein großes Fest, zu dem auch von Auswärts die Massen des andächtigen und neugierigen Volkes herbeiströmten, um so mehr, als die mit dem Feste verbundene Messe der Landbevölkerung zu mancherlei Einkauf erwünschte Gelegenheit darbot. Man weiß, daß im Jahre 1463 an jenem Tage 1266 Wagen und 608 Karren die Stadtthore passirten. Da waren denn auch große Vorbereitungen nöthig. Die Straßen wurden sorgfältig gereinigt, jene in der Nähe des Marktes mit Ketten abgesperrt, um keinem Fuhrwerke den Durchgang durch die gedrängten Massen zu gestatten; ein großes Schaugerüste ward aufgeschlagen, auf dem unter freiem Himmel die Kostbarkeiten ausgestellt wurden. Was mag da das Volk hin und her gewogt sein auf dem weiten Markt-

Digitized by Google

platze, wenn der Zug sich langsam von der H. Geistkirche her bewegte, und wie feierlich mag der Anblick gewesen sein, wenn die Priester in ihren kostbaren Gewändern das Gerüste bestiegen, während alle Glocken erklangen, und wenn dann ein Bischof, der dazu gebeten war, oder gar ein päpstlicher Legat, der etwa eben durchreiste, die Messe sang. Da hob wohl ein alter Großvater den neugierigen Enkel hoch empor, um ihm alle die Herrlichkeit zu zeigen und zu erklären, den Nagel, die Lanze und den Span vom Kreuze des Herrn, das Stück von der Krippe Christi, Glieder von den Ketten, mit denen Petrus, Paulus, Johannes einst gefesselt waren, das Schwert Karls des Großen, seine Krone, sein Scepter, seine Kleider und andere heilige und kostbare Gegenstände. Aber nicht allein die Freude an den frommen Spielereien durchdrang und beherrschte diese Massen, sondern ihnen trat bei dieser feierlichen Scene doppelt kräftig das Gefühl vor die Seele, daß sie Glieder eines großen staatlichen Ganzen seien und das weitere: daß ihrer Stadt vor allen Gemeinwesen des deutschen Reiches die Ehre zugetheilt sei, die Hüterin der Insignien dieses Reiches zu sein. — Und wieder war es des städtischen Baumeisters Sache, die Schranken zu errichten und den Boden zu ebnen, wenn einer der brandenburger Markgrafen oder ein anderer Fürst die Stadt mit seinem Besuche beehrte, wenn dann im Verlaufe der glänzenden Feste ein Turnier die Herren ergötzte, wenn der reiche Patriziersohn das Visir herunterließ und die Lanze einlegte und gegen einen der fremden Barone einsprengte, mit trotzigem Selbstgefühl den Wappenschild am Arme. Und der römische Kaiser selbst, wenn er in die Stadt einritt in festlichem Zuge, vom „ehrbaren Rath" an den Thoren empfangen und zur Sebalderkirche geleitet, wo nach dem Te Deum einer der Geistlichen ihm, gleich jenen alten Triumphatoren, das Wort zurief:

Digitized by Google

„Gedenke, daß Du Staub bist und wieder Staub werden wirst" — wenn er sich dann wieder erhob und den Berg zur Reichsburg hinaufritt, so fand er durch die Sorge des Baumeisters die Zimmer geschmückt und mit prächtigem Geräthe versehen. Bei solchen Festen jubelte wohl das Volk durch die Straßen und auf dem Marktplatze, und da mag manches spitzige Wort und mancher witzige Reim aus der lärmenden Menge erklungen sein; da mögen sie wohl aufgeschrieen haben in Schrecken und Scherz aus einem Tone, wenn sie sich dem schönen Brunnen zu sehr näherten oder gar versuchten, die Brüstungen seines Beckens als Schaugerüste zu erklimmen. Denn dann sprang, auf des Baumeisters Veranstaltung, ein lustiger Wasserstrahl pfeilschnell unter die Herandrängenden und trieb sie von dem leichtbeschädigten Kunstwerke zurück. So mischte sich auch in die Maßregeln einer hohen Polizei das wohlwollende Spiel kräftiger Scherze. Und überhaupt, so strenge auch die Schranken gezogen waren, hinter denen sich die Mitglieder der „ehrbaren Geschlechter" von der großen Masse der Bevölkerung absonderten, so machte doch ein Zug patriarchalischer Gemüthlichkeit diese Schranken gelegentlich vergessen. Wie erfreulich ist doch der Anblick, wenn wir den Baumeister der Stadt am weißen Sonntag, nachdem er vor dem Rathe Rechnung gestellt, mit seiner Hausfrau an einem Mahle Theil nehmen sehen, zu dem er den Zimmermann, den Maurermeister und seinen Diener, den „Schaffer und Anschicker auf der Peunt" (dem städtischen Bauhofe) geladen hat; oder wenn er an diese Männer den Johannismeth oder die Martinsgans vertheilt; oder wieder, wenn er am Christabende allen Werkmeistern und Werkleuten, die für die Stadt arbeiten, ein großes Gericht gesalzter Fische zum Besten giebt. Ich weiß nicht, ob diese Speise heute nach unserem Geschmacke wäre. Gewöhnlich wurden drei oder vier

Digitized by Google

Hechte und zehn oder zwölf Karpfen, je nachdem sie groß waren, zu diesem Festmahle von dem städtischen Fischer gekauft; zur Zubereitung pflegte man funfzehn Maß Wein, zwei Maß Essig, vier Loth Saffran, ein halbes Pfund Ingwer, vier Loth Pfeffer, zwei Loth langen Pfeffer, vier Loth Zimmetröhren, ein Pfund Weinbeerlein und zwei Pfund Mandeln zu verwenden. Wenn das Gericht fertig war, erschienen die Arbeiter mit Schüsseln und erhielten aus dem großen Bottich jeder seine Portion zugetheilt. Wir dürfen annehmen, daß die Hausfrau des städtischen Baumeisters nicht nur die Anordnungen dieser Monstremahlzeit leitete, sondern selbst in der Küche wacker Hand anlegte. Denn vor Allem galt als die Pflicht des Weibes, ihre waltende Sorge den häuslichen Dingen zuzuwenden, deren Einfachheit auch bei den Reichsten uns heute den Eindruck des Aermlichen machen würde. Dagegen zeigte sich im öffentlichen Auftreten reicher Bürger bald das Bestreben, auch in der äußeren Erscheinung die Wohlhabenheit des Hausstandes zu vergegenwärtigen. Schon im dreizehnten Jahrhundert hielt es der Rath für nöthig, Verordnungen gegen den überhand nehmenden Luxus zu erlassen. Kein Bürger, er sei jung oder alt, soll einen werthvollen silbernen Gürtel oder ein silbernes wälsches Messer tragen, auch keine echten Perlen und keinen Rock, der unten und an den Aermeln zerschnitten ist und Unterkleider von kostbarem Stoffe hervorsehen läßt. Die Aermel sollen nur bis zu den Ellenbogen mit Spangen, Ringen und Knöpflein besetzt sein. Den Frauen ist es verboten, seidene Gewänder zu tragen oder Kleider, die mit Gold oder Silber oder Borten besetzt sind; am allerwenigsten aber soll es gestattet sein, einen Hermelinpelz um die Schultern zu legen oder Gold, Silber, echte Perlen und Edelsteine in das Haar zu flechten. Auch die Festlichkeiten, selbst die des engsten Familienkreises,

Digitized by Google

werden überwacht. Es wird bestimmt, wie viele Personen bei einer Kindtaufe, bei einer Hochzeit erscheinen, welche Kleider und Geschmeide getragen, wie viele Gänge auf die Tafel gestellt werden dürfen. Und auch die Feierglocke scheuchte damals, wie heute, die oft unwilligen Männer zu früher Stunde aus den Schenken. Aber wer sich diesen Verordnungen eines wohlweisen Rathes frevelnd widersetzte, verfiel unnachsichtig den festgesetzten Strafen. In den Rechnungsbüchern der Stadt finden sich noch heute die kleinen Vergehen dieser Nürnberger des Mittelalters verzeichnet. Da wird Otto der Pfinzing zu einer Geldstrafe verurtheilt, weil er einen mit Seide genähten Mantel, Ulrich Imhof, weil er eine silberne Kette trug, ein Anderer „von Hoffart und weiter Aermel", wieder ein Anderer „von Spiels wegen". Mit der Zeit und dem wachsenden Reichthum wurde man nachsichtiger: im Jahre 1428 galt schon die Rathsverordnung für eine strenge Beschränkung des Luxus, welche verbot, für einen Rock mehr als drei Mark Silber — etwa 180 Mark unseres Geldes — zu verwenden.

Die Bußen aber, welche aus Polizeistrafen verfielen, bildeten mit den Gefällen von Gericht und Pfändamt eine nicht unbedeutende Einnahme für die Stadt. Mit größeren Summen freilich wurden in den Rechnungsbüchern andere Posten verzeichnet. Eine Anzahl von Gewerben bedurfte zum Betriebe einer für Geld zu erlangenden Concession; eine andere Einnahme erwuchs der Stadt aus eigenem Gewerbebetriebe; eine andere aus Zöllen und Geleitsgeldern; dazu kamen die Erträgnisse der Wälder, der Weiher, der Höfe und Häuser, welche Eigenthum der Stadt waren, die Antrittsgelder der neuen Bürger, der Judenzins, endlich die Steuern. Es gab directe und indirecte Steuern. Während von jenen — der „Losung" — besonders die wohlhabenden Bürger, vor Allen

Digitized by Google

das Patriziat getroffen wurden, die sich jeder selbst nach Eid und Gewissen schätzten, vertheilte sich das „Ungeld", eine indirecte Steuer, die von den Consumenten geistiger Getränke: Wein, Bier und Meth erhoben ward, auf alle trinklustigen Einwohner. Es war eine beträchtliche Einnahme, welche der Stadt durch das bei der Mehrzahl der Bürger sehr verhaßte „Ungeld" erwuchs: im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts im Durchschnitt jährlich zwischen 85 und 90,000 Mark unseres Geldes, ein Drittel und mehr der Gesammteinnahme der Stadt. Zu den Einnahmen zählen endlich noch die sehr häufig zur Bestreitung erhöhter oder außerordentlicher Staatsbedürfnisse aufgenommenen Anlehen, die stets vortrefflich angebracht und nie höher als mit fünf, häufig mit vier Procent verzinst wurden.

Unter den Ausgaben erscheinen vorzugsweise die Besoldungen der Beamten, die „Liebungen", d. h. Remunerationen für besondere Bemühungen im Dienste der Stadt, die Kosten der Gesandtschaften, die Geschenke an fürstliche Personen, welche hohe Besuche zu einer sehr theuer erkauften Ehre für die Stadt machten. Um so mehr, als die Fürstlichkeiten sich sehr häufig nicht mit den goldenen Bechern und den darin überreichten Goldstücken begnügten, sondern auch zuweilen sehr beträchtliche Darlehen erzwangen. So mußte Nürnberg im Jahre 1430 die Freude, den König Sigmund in seinen Mauern zu begrüßen, mit nicht weniger als 80,000 Mark bezahlen. Mit sehr großen Summen erscheinen im Ausgabebudget der Stadt die Bauten an ihren Befestigungswerken. Aber die größten Summen verschlang der Militäretat. Zwar hatte die Stadt Nürnberg, so wenig wie sonst ein Staat jener Zeit, ein stehendes Heer zu unterhalten. Aber so häufig wurde der Friede, sei es durch ernstlichen Krieg, sei es durch den Unfug des Fehdewesens unterbrochen, daß Rüstungen und

Digitized by Google

Werbungen fast jährlich mit stattlichen Zahlen in den städtischen Rechnungen erscheinen.

Das Nürnbergische Heer bestand aus zwei Theilen, der Bürgerwehr und den Söldnern. Während die erstere in der Regel nur bei solchen Ausmärschen mitzog, die sie nicht all zu weit von den schützenden Mauern der Vaterstadt fortführten, und selbst dann oft genug die Möglichkeit des Loskaufes von der persönlichen Dienstleistung benutzte, schlugen sich die Söldner für das Interesse der Stadt um reichlichen Sold gleich gerne mit jedem Feind, gegen den man sie führen mochte. Es muß ein stattlicher Anblick gewesen sein, wenn in dem großen Städtekriege des Jahres 1388 die Nürnberger Truppen aus der Stadt auszogen. Wir wissen, daß am 11. Januar jenes Jahres ein Theil des Heeres ausmarschirte in drei Zügen mit drei Fähnlein, einem weißen, einem rothen und einem dritten: weiß und roth — den Farben der Stadt. Zwölf kräftige Pferde zogen mühsam die große Büchse Chriemhild, acht die Centnerbüchse, während zwei andere, Karrenbüchsen, von vier und zwei Pferden bewegt werden konnten. Nur 30 Mann waren mit Handbüchsen bewaffnet, die anderen Schützen mußten den Feind mit Pfeilen zu schädigen suchen. Eine große Menge von Lastwagen war nöthig, das Kriegsmaterial mitzuführen: Pulver, dessen Gebrauch in Nürnberg seit 1356 bezeugt ist, und Geschosse, große und kleine Steine, viele Tausende von Pfeilen, Brücken und Leitern und was sonst für Leute und Pferde nöthig war.

Die Stadt Nürnberg hatte sich von dem Bündnisse der Städte, welche, trotz wiederholter Landfriedensgebote König Wenzels, jenen Krieg mit einer Anzahl deutscher Fürsten begannen, lange, so lange es irgend möglich war, ferne gehalten. Der Handel Nürnbergs war so ausgedehnt, daß man wohl auf der Hut sein mochte, die Erbitterung fürstlicher Nachbarn

Digitized by Google

zu erregen; und das Verhältniß zu den Burggrafen ließ eine zurückhaltende Politik doppelt begreiflich erscheinen, um so mehr als die Furcht vor der Uebermacht der zahlreichen Gegner stärker war, als das Vertrauen auf die noch nicht erprobte Standhaftigkeit der weit im Reiche zerstreuten Städte, deren Interessen doch gar vielfach auseinander gingen. Im Juni 1384 konnte endlich doch auch Nürnberg dem Andringen des schwäbisch-rheinischen Städtebundes, der seit drei Jahren zum Beitritte einlud, nicht mehr widerstehen und schloß sich der Vereinigung an, der indeß auch einige Bischöfe und Edelleute beigetreten waren. Bis zum Ausbruche des Krieges selbst verflossen dann noch ein paar Jahre. Erst im December 1387 wurde, besonders wegen der unerträglichen Uebergriffe der bairischen Herzoge, in Nürnberg der Krieg beschlossen und im Januar 1388 mit einem Angriffe auf das jenen gehörende Schloß Hilpoltstein eröffnet. Bald vermehrte sich die Zahl der unmittelbaren Feinde der Stadt. Die Burggrafen, der Bischof von Bamberg empfingen ihre Absage. Aber nicht in demselben Maße wuchs das Vertrauen auf die schwäbischen Bundesgenossen, welche, von dem streitbaren Grafen von Wirtemberg sehr energisch bekämpft, alle Aufmerksamkeit ihren eigenen Angelegenheiten zuwandten und wiederholte Hilferufe der fränkischen Reichsstadt unbeachtet ließen. Als aber das Städteheer in Schwaben am 23. August jene blutige Niederlage bei Döffingen erlitten hatte und mit dieser die Hoffnung auf thatkräftige Unterstützung von dort den Nürnbergern immer mehr schwand, da regte sich stärker und stärker das sehnsüchtige Gefühl nach Wiederkehr des Friedens, da durften Jene ihre Vorschläge mit beredten Worten erneuern, die von jeher einer Ausgleichung mit den fürstlichen Gegnern zugeneigt gewesen waren, da betonte der Rath in seinen Schreiben an befreundete Städte, daß Nürnberg mehr

Digitized by Google

Kaufleute habe, als irgend eine Stadt des Bundes, daß keine mehr zu verlieren habe, wenn der Krieg fortdauere. Und bald trieb dieser Wunsch nach friedlichen Zuständen und die Ueberzeugung, daß von dem Städtebunde doch keine ausreichende Unterstützung zu hoffen sei, die Stadt zu Werken des Friedens. Im März 1389 zeigte sie ihre versöhnliche Gesinnung durch den Abschluß eines Separatfriedens mit den Burggrafen. Aber nicht ohne große Opfer erlangte die Stadt Ruhe und Sicherheit ihrer Kaufleute. Jene Vereinbarung mit den Burggrafen schon hatte schweres Geld gekostet, und nun mußten, nachdem der allgemeine Landfriede zu Eger auch Nürnberg in seine Verabredungen aufgenommen hatte, trotzdem die Hauptfeinde der Stadt, die bairischen Herzoge, nicht minder mit stattlichen Summen versöhnt werden. Der Bund der Städte hatte ein trauriges Ende genommen; sie fanden bei der obersten Gewalt des Reiches, die willen- und kraftlos hin und her schwankte, keinen Schutz und kein Recht, und in sich selbst war der Bund noch nicht stark und einig genug, um den wuchtigen Stößen, die ihn von allen Seiten trafen, nachhaltigen Widerstand entgegensetzen zu können. Die Städte, deren Macht auf dem Wohlstande ihrer Bürger, auf der Sicherheit des Handels und Verkehrs beruhte, mußten sich schließlich, um nur wieder jenen Zustand friedlicher Ruhe herzustellen, dessen sie für die Entwickelung und Ausdehnung ihrer Handelsverbindungen so nothwendig bedurften, zu jedem Opfer verstehen, während ihre Gegner in einem Kriege, den sie auf Kosten ihrer Unterthanen führten, nur gewinnen konnten. Die Städte haben darum auch nie einen eigentlichen Angriffskrieg geführt. Die Sorge für ihre Vertheidigung nöthigte sie wohl einmal im Laufe des Krieges zur Offensive überzugehen. Aber ihre Stärke beruhte doch zuletzt mehr in dem festen Bollwerk ihrer Mauern und in dem

Digitized by Google

aufopferungsfähigen Willen ihrer Bürger, diese Stätten einer gesegneten Entwickelung mit Muth und Ausdauer zu vertheidigen. Darum war, wenn die Beziehungen zu einem benachbarten Fürsten einen Charakter annahmen, der den Ausbruch eines Krieges voraussehen ließ, die wichtigste Sorge des Rathes, die Stadt in den möglichst guten Vertheidigungszustand zu setzen.

Da war denn eine Fülle von weitläufigen Veranstaltungen zu treffen. In einer großen Reihe von Sitzungen des Rathes wurden die Vertheidigungsanstalten geprüft, Werbungen bestellt, die Verproviantirung vorgesehen. Da wurden auf den Straßen, die nach der Stadt führten, Verhaue angelegt, die Gartenwege außerhalb der Stadtmauer verbarrikadirt, Geschütze wurden auf die Thore und Thürme gebracht und Büchsenmeister mit ihren Leuten in passender Stärke vertheilt. Dann erging wohl ein Aufruf an die Bürgerschaft, sich mit allem Bedarfe vorzusehen, mit Korn und Hafer, mit Hülsenfrüchten und Heu, mit Wein und Salz; aber auch für Pferde und Waffen sollten Jene Sorge tragen, denen Kriegsdienst oblag. Die Stadt selbst machte große Einkäufe, außer jenen Dingen hauptsächlich an Schlachtvieh: einmal um ihre Söldner zu speisen, dann aber auch um für den Fall der Noth wohl versehen zu sein, wenn die Vorräthe der Bürger zu Ende gingen. Der Rath bestimmte denn auch von Anfang an die Preise der Lebensmittel und veränderte sie zeitweise, je nachdem sich das Verhältniß von Vorrath und Nachfrage veränderte.

Ueberhaupt übte er in solchen Zeiten der Gefahr eine fast unbegrenzte Gewalt über Vermögen und Personen der Bürgerschaft aus. Kein Haus entzog sich seiner prüfenden Aufsicht. Jeder hatte zu gewärtigen, daß seine Fruchtböden und Keller jeden Tag von einem Beauftragten des Rathes besucht

Digitized by Google

würden, daß der Rath den Ueberfluß der Einzelnen für die Gesammtheit schonungslos in Anspruch nehme. Ueber der Erhaltung des Gemeinwesens trat jede Rücksicht auf die persönliche Freiheit und Selbstbestimmung des Individuums vollständig in den Hintergrund. Aber „solchem wahrhaft republikanischen Gemeinsinn", sagt Hegel mit Recht, „wie er sich in Deutschland in den beiden letzten Jahrhunderten des Mittelalters kaum irgendwo als in den Städten findet, verdankten eben diese ihre wahrhaft bewundernswürdige Blüthe, Kraft und Größe."

Das Vertrauen auf diese aufopfernde Tüchtigkeit des reichsstädtischen Bürgerthums trieb auch die Schaaren fremden Volkes in die Städte, wenn auf dem platten Lande der wilde Kriegsruf ertönte.

Da war für manchen scheuen Landmann die dicke Mauer der befreundeten Stadt das einzige Asyl der persönlichen Freiheit, während hinter dem Fliehenden Haus und Scheune in Flammen aufging und der rohe Kriegsknecht das brüllende Vieh über die halbreife Saat wegtrieb. In dem großen markgräflichen Kriege von 1449—50 waren ohne die Söldner nicht weniger als 9912 Fremde in Nürnberg, alle vor dem Feinde geflüchtet. Eine harte Einquartierung für eine Stadt, die damals etwa 20,000 Einwohner zählte. Es war ein schwerer und blutiger Krieg, der diese armen fränkischen Bauern nöthigte, den Schutz der Reichsstadt aufzusuchen. Nicht ein Krieg, den diese Stadt allein mit einem Feinde geführt hätte. Es zog um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts eine gewaltige Bewegung durch das ganze deutsche Land. Da war von der Ostsee bis zu den Alpen, von dem Böhmerwald bis zum Rhein keine Landschaft, deren Bewohner nicht in zwei große Lager getheilt waren. Auf der einen Seite der Adel, gewohnt Bürger und Bauern zu drücken und

Digitized by Google

auszubeuten, auf der anderen das immer mächtiger emporwachsende Bürgerthum, welchem Wohlstand und Bildung eine Kraft gaben, die seine Macht noch über die Höhe der materiellen Mittel erhob, über die es gebot. Eine tiefe Kluft trennte die Parteien, ein bitterer, lange genährter Haß erregte alle Leidenschaften. Jedermann wußte: es galt nicht, die trotzigen Mauern einer Stadt zu brechen oder die stolze Zwingburg eines Ritters zu stürmen. Um die großen Principien selbst tobte der wilde Streit: sollte in Zukunft neben den Fürsten und dem Adel Deutschlands ein freies, unabhängiges Bürgerthum in den Reichsstädten eine politische Macht sein oder sollten diese Stätten des Handels, des Wohlstandes, der Bildung zu rechtlosem Eigenthum der fürstlichen und adelichen Nachbarn herabsinken?

Nirgend entbrannte der Kampf heftiger als in den schwäbischen und fränkischen Landen. Dort hatten besonders Ulm und Eßlingen den stürmischen Anfall des Grafen Ulrich von Wirtemberg zu bestehen, hier stand der Stadt Nürnberg Markgraf Albrecht Achill von Brandenburg-Ansbach gegenüber. Ein gewaltiger und gefährlicher Feind. Denn wie unter den deutschen Fürsten keiner war, der auf den Reichs- und Hoftagen seine glänzende Beredsamkeit übertraf, so durfte sich keiner mit ihm messen in ritterlicher Kühnheit und Verwegenheit und in der Gewandtheit und dem sicheren Blicke des Führers im Felde. Sein Bruder, der Kurfürst Friedrich hatte so eben die Macht Berlins und seines Patriziats gebrochen. Die Macht Nürnbergs zu Boden zu werfen, war das Streben Albrecht Achills. Er stellte sich an die Spitze der deutschen Fürsten, des deutschen Adels. Nach allen Richtungen gingen seine Briefe aus, Bundesgenossen zu werben gegen Nürnberg und dessen Verbündete, die deutschen Reichsstädte. Und von allen Seiten kamen aus

Digitized by Google

den Schlössern der Fürsten, aus den Burgen des Adels auf dem Nürnberger Rathhause die Briefe an, welche der Stadt „Feindschaft zuschrieben". Der Adel in Franken, in Schwaben und am Rhein, der Kurfürst von Brandenburg und seine Diener, die Ritterschaft der Lausitz und der Bund des böhmischen Georg Podjebrad, ja selbst die fernen Pommern und Mecklenburger sandten ihre Absagen. Freilich nicht alle diese haben wirklich mit den städtischen Truppen gekämpft. Aber dennoch führte Markgraf Albrecht stattliche Heeresmassen gegen Nürnberg in das Feld, während sein wirtembergischer Bundesgenosse die Mauern der schwäbischen Städte berannte. Vergebens bemühte sich der schwache König Friedrich, Ruhe und Frieden zu stiften. Seine Vermittelungsversuche führten so wenig zur Verständigung, als seine Befehle Gehorsam fanden. Vergebens erließ auch der Papst Ermahnungen zum Frieden. Ueber ein Jahr, vom Juni 1449 bis zum Juli 1450, tobte der Krieg. Aber nicht in großen Schlachten wurden in einem kühnen Wurfe die Geschicke entschieden. In hundert kleinen Raub- und Beutezügen überfielen die Feinde das Land des Gegners, brannten Dörfer nieder, machten Gefangene, schleppten Geräthe und Vieh mit sich fort. Und auch die wenigen größeren Gefechte, von denen die Berichte erzählen, in welchen bald die Nürnberger Fahnen, bald die Banner Albrecht Achills siegreich waren, brachten keine Entscheidung. Weder jenes Reitergefecht am 11. März 1450, zu dem der Markgraf seine Feinde mit bitterem Hohne zu den Weihern von Pillenreuth entbieten ließ, daß sie ihm fischen hülfen, noch der Kampf bei Rednitzhembach, wo am 20. Juni der fröhliche Dichter Hans Rosenplüt, der später die wackeren Hiebe der Städter besang, tapfer und unverzagt den Sieg der Nürnberger erringen half. Nachdem der Krieg über ein Jahr gedauert hatte, zeigte es sich, daß Markgraf Albrecht

Digitized by Google

sein Ziel nicht erreichen könne. Denn zu fest und kräftig stand ihm die Macht der Nürnberger gegenüber. In dieser Zeit eines jämmerlichen Verfalles des deutschen Reiches wendet sich das Auge gern von der geschwächten und mißachteten Centralgewalt, von dem eiteln Ehrgeiz der raublustigen Fürsten zu den wackeren Vertretern der Städte, wenn sie zu Ulm oder Nördlingen tagen und, der drohenden Gefahr kühn die Stirne bietend, die Maßregeln zum Schutze der Bundesglieder treffen. Zwar einem concentrirten, mit aller Kraft durchgeführten Angriffe der Fürsten, wie ihn Markgraf Albrecht im Sinne hatte, wären sie wohl unterlegen. Aber wie ihre Gesammtheit in einem Bunde vereinigt war, dessen loses Gefüge da und dort dem Feinde ein Lücke bot, durch welche List und Gewalt eindringen und die Vereinigung sprengen konnte, so stand ihnen gegenüber doch auch kein politisch fertiger Organismus, sondern auch nur ein Bund, der schon um der unlauteren Absichten willen, welche seine Glieder zusammengeführt hatte, nicht unerschütterlich zusammenhielt. Gar manchen Fürsten zog Neigung und Gerechtigkeitssinn, manchen die Furcht vor dem gewaltthätigen Charakter Albrechts, wieder manchen die kühle Berechnung der Interessen auf die Seite der Städte herüber. Indem so die Wagschalen der einen wie der anderen Partei bald sanken, bald stiegen, hielt im Ganzen und Großen der Bund der Städte dem Vereine der Gegner das Gleichgewicht. Aber die weiten, fruchtbaren Gefilde Schwabens und Frankens litten schwere Drangsal, während die Feinde ihre Kräfte maßen. „Man dachte nicht eher an Frieden", sagt Enea Sylvio, damals einer der Secretäre des machtlosen deutschen Königs, „als bis weite Länderstrecken ausgebrannt, deren Dörfer zerstört, die Heerden zerstreut, die Bauern niedergemetzelt waren, bis auf beiden Seiten Lebensmittel und Geld ausgingen." Die Erschöpfung brachte endlich

Digitized by Google

den Frieden. In zahlreichen Unterhandlungen waren die streitigen Punkte erörtert worden, die ersten Juristen des Jahrhunderts hatten beiden Parteien als Sachwalter gedient, neutrale Fürsten und Städte hatten Vermittelungsversuche gemacht, — endlich im August 1450 wurden die Verträge besiegelt. Noch sind die Protokolle jener Verhandlungen erhalten. Die kleinlichste Silbenstecherei drohte bis zum Augenblicke des Abschlusses das Friedenswerk zu verhindern. So leichtfertig man auch in jenen Tagen die Verträge brach, sie wurden doch mit einer minutiösen Genauigkeit stilisirt. Zwischen Nürnberg und dem Markgrafen Albrecht dauerten übrigens auch nach dem Aufhören des Krieges und dem Abschlusse des allgemeinen Friedens die Streitigkeiten noch fort. Die Wiederherstellung des früheren Besitzstandes, die Schlichtung zahlreicher Händel, wie sie sich unter unverträglichen Grenznachbarn leicht einstellen, setzten noch über zwei Jahre lang den König Friedrich, den Herzog von Baiern, ja selbst den wunderthätigen Mönch Johannes von Capistrano als Vermittler in Thätigkeit. Erst im April 1453 wurde der Friede definitiv abgeschlossen.

Die Länder, in denen der Krieg getobt, hatten schwer unter seinen Lasten gelitten. Selbst Markgraf Albrecht, der wilde Degen, fühlte etwas von der Verantwortung, die er auf sich geladen hatte, als er jene Kämpfe heraufbeschwor. Wenn er das viele Unheil wieder gut zu machen vermöge, meinte er, so werde das für seine Seele mehr sein, als wenn er drei Mal gen Rom ritte.

Aber Nürnberg erholte sich doch bald von den Leiden und Verlusten der Kriegszeit. Die Tüchtigkeit dieses Gemeinwesens konnte den gefährlichen Stoß ohne bleibenden Schaden ertragen. Neu gefestigt ging aus dem Kampfe die Macht, das Selbstvertrauen der Bürgerschaft hervor. Ihr Ansehen,

Digitized by Google

ihr Reichthum, ihr Ruhm vermehrte sich. Bald nach dem Ausgange dieses Krieges wurden die großen Männer geboren, deren genialem Wirken die Stadt ihren in der Geschichte der Künste, der Wissenschaften berühmten Namen verdankt. Als zwei Menschenalter später die Lehre Luthers die Gemüther erregte, fand sie bald in Nürnberg eifrige Anhänger. Jedoch nicht in überstürzender Hast gaben sich diese ehrenfesten Bürger der Neuerung hin, sondern mit bedächtigem Ernste prüften sie die Predigt der Reformatoren. Dann aber, als sie diese Lehre als die bessere erkannt hatten, blieben sie ihr treu ergeben. Im fränkischen Lande ward Nürnberg eine feste Burg des Protestantismus. Noch wuchs, wie Reichthum und Bildung, so auch die Zahl seiner Bewohner: in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts bis zu 40,000 Seelen. Dann freilich entrann auch Nürnberg nicht dem Schicksal aller Reichsstädte. Die alten Formen hatten sich überlebt. Das Patriziat, einst naturgemäß an der Spitze dieses Gemeinwesens, erfüllte keineswegs mehr die Aufgaben einer solchen Stellung. Die Handelsstraßen des Mittelalters lagen öde und verlassen. Der Wohlstand der Bürger schwand dahin. Als im Verlaufe der großen Katastrophe, welche an der Markscheide des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts unser Vaterland erschütterte, die Stadt an Baiern überging, zählte sie wieder nur 25,000 Einwohner. Aber wie ist Nürnberg seitdem emporgekommen! Schon wohnen 96,000 Menschen in der Stadt und um die Stadt, deren Ringmauern längst zu enge geworden sind, vor deren Thoren sich stattliche Vorstädte mit breiten Straßen und prächtigen Häusern weithin ausdehnen. Wie blühen da Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft! Aber nicht minder lebt heute, wie in den Tagen der großen Vergangenheit, in dieser Stadt eine herrliche patriotische Gesinnung. Ueberall, wo es gilt, die Liebe zu dem

Digitized by Google

gemeinsamen Vaterlande zu beweisen, in dessen Geschichte eines der glänzendsten Blätter die Größe Nürnbergs erzählt, da steht diese Stadt opferbereit und begeistert keiner nach, vielen voran.

Möchte überall über den Männern, welche es sich zur Aufgabe stellen, die Vertreter des deutschen Bürgerthums zu sein und ihm die politische Stellung, die seine Tüchtigkeit verdient, zu erkämpfen oder zu befestigen, ein Hauch jenes Geistes wehen, der vor Jahrhunderten die Bürger der Reichsstädte beseelte! Denn für die gesunde freiheitliche Entwickelung unseres Vaterlandes ist es von der höchsten Bedeutung, daß in bewußtem, einigem Streben, verklärt durch die Liebe zum Vaterlande, wie in den Tagen jener Städtebünde, aber nicht mehr wie damals in einem verbitterten Kampfe mit Fürsten und Adel, sondern mit den Besten dieser Stände in dem Ringen nach den höchsten Zielen verbunden, allen Gefahren gegenüber tapfer und fromm, kühn und treu, der edle Kern des deutschen Volkes unwandelbar zum Rechte steht, das ehrenfeste deutsche Bürgerthum.

Digitized by Google

Burkhart Zink, der Chroniſt von Augsburg.

Nur Wenige kennen den Namen Burkhart Zink, obwohl er ſogar auf dem granitenen Poſtament einer Statue ſteht, die vor einigen Jahren in der guten Stadt Memmingen errichtet wurde. Und doch iſt dieſer Mann einer der wenigen Deutſchen des Mittelalters, von deren Bildungsgang und Privatleben wir nicht nur überhaupt, ſondern ſogar durch ihn ſelbſt ſehr genaue und eingehende Nachrichten haben. Von den großen Geſchichtſchreibern der Griechen und Römer wiſſen wir ja wohl, welche Rolle ſie im öffentlichen Leben geſpielt haben, aber über ihr alltägliches Treiben giebt gewöhnlich nur ein Rückſchluß aus unſerer Kenntniß der Privatalterthümer beider Völker nothdürftigen Aufſchluß. Sollten wir angeben, welchen Schulunterricht Thukydides oder Livius genoſſen, mit welchen Mitteln ſie ſich ihre Kenntniſſe erworben, zu welchem Preiſe ſie ihre Häuſer gekauft, unter welchen Verhältniſſen ſie geliebt und gefreit haben, wir befänden uns in der größten Verlegenheit. Desgleichen verrathen die Schriftſteller, welche uns in den erſten Jahrhunderten des Mittelalters die Geſchichte ihrer Zeit erzählen, nur wenig über ihre eigne Perſon.

Digitized by Google

Wenn ein mönchischer Historiograph den Tag seiner Priesterweihe angiebt oder bei Berührung irgendeines wichtigen Ereignisses hinzufügt, er sei dabei gewesen, so ist das gewöhnlich alles, was aus seinem Werke über seine Person beizubringen ist; ein solches Hervortreten der Person des Autors, wie z. B. in Liutprands von Cremona Werken ist eine große Seltenheit. Erst die Chroniken, die im 14. und 15. Jahrhundert in den deutschen Städten abgefaßt wurden, beginnen, neben der Schilderung der politischen Ereignisse und der Localbegebenheiten auch die Erlebnisse der Verfasser in eine Darstellung zu verweben. Aber auch in dieser tritt gewöhnlich die Persönlichkeit des Autors nur in dürftigen Andeutungen und Notizen, in Zwischenreden, die seine Theilnahme oder seine Empfindungen bei einzelnen Vorgängen verrathen, hervor, oder eine trockene Registrirung des Familienbestandes unterbricht an passender Stelle den Fluß der historischen Darstellung. Auch da noch muß in der Regel aus Urkunden oder Copial- und Missiv-Büchern der biographische Zusammenhang hergestellt werden. Das Geschichtswerk, das unser Burkhart Zink der Nachwelt hinterließ, seine Chronik der Stadt Augsburg, zeichnet sich dadurch vor anderen ähnlichen Aufzeichnungen aus, daß es uns außer dem, was er über die ihm bekannt gewordenen geschichtlichen Thatsachen der Jahre 1368 bis 1468 niederschrieb, auch Auskunft über ihn selbst, seine Jugend, seine Lehr- und Wanderjahre, sein Leben und Leiden giebt.

Die Chronik des Burkhart Zink besteht aus vier Büchern. Das erste ist eine Bearbeitung oder, wie er es nennt, eine „Erneuerung" einer älteren Vorlage, die in ihrer ursprünglichen Fassung erhalten ist und uns daher einen näheren Einblick in seine geistige Werkstätte erlaubt. Wir ersehen aus einer Vergleichung beider Stücke, daß die Arbeit Zinks haupt-

Digitized by Google

sächlich darin bestand, in der Ausdrucksweise Aenderungen vorzunehmen, Worte und Redensarten zu vertauschen, einzelne Andeutungen seiner Vorlage zu ausführlichen Darstellungen auszudehnen, Zusätze aus der Tradition hinzuzufügen und anderswo Einzelheiten, die ihm unrichtig erschienen, wegzulassen, endlich einer subjectiven Auffassung der Ereignisse durch Ausrufe und Zwischensätze, die seine Theilnahme, Schmerz oder Freude, Billigung oder Tadel bezeugen, Ausdruck zu geben. Das zweite Buch rührt bereits vollständig von B. Zink her. Dessen Hauptgegenstand ist der Augsburger Bischofsstreit zwischen Anselm von Nenningen und Friedrich von Grafeneck. Jedoch bildet die Schilderung desselben nicht ein zusammenhängendes Ganzes, sondern die Erzählung wird durch eine umständliche Besprechung des Konstanzer Concils und verschiedenartige Notizen über allerlei Begebenheiten der Jahre 1409—29 unterbrochen; dann erst folgt der Schluß des Bischofsstreites, woran sich eine Beschreibung der hussitischen Bewegung und der Hussitenkriege bis 1431 schließt, der wieder eine Anzahl vermischter Notizen, hierauf ein Verzeichniß aller Orte, die Zink auf seinen Reisen gesehen, und endlich eine chronologisch geordnete Erzählung der Begebenheiten der Jahre 1459—66 folgt. Das vierte Buch erzählt Augsburgische Stadtgeschichten aus den Jahren 1416—68, wie Zink sie selbst erlebt oder von Anderen erfahren hat.

Der Inhalt des ganzen Werkes ist bunt und mannichfaltig. Nicht blos über eigentlich geschichtliche Vorkommnisse berichtet der Verfasser, sondern auch über Naturereignisse, Witterungsverhältnisse, Lebensmittelpreise, und seine persönlichen Erfahrungen geben ihm Anlaß, die werthvollsten Notizen über Handel und Verkehr, über die Preise der Waaren, mit denen er selbst handelte, u. dgl. einzuflechten und allerlei Erlebnisse zu erzählen, die ihm auf seinen vielen Reisen

Digitized by Google

begegnet sind. Dies alles verleiht dem ganzen Werke einen eigenthümlichen und höchst anziehenden subjectiven Charakter, der indeß, so wenig man den Reiz verkennen mag, den er auf den Leser ausübt, doch nicht den Hauptwerth dieser Chronik ausmacht. Dieser beruht vielmehr auf dem objectiven Bestande der Chronik, da dieselbe alle Seiten des städtischen Lebens gleichmäßig beachtet, über die Verwaltung der Stadt, über den Verlauf ihrer kriegerischen Unternehmungen und inneren Streitigkeiten die schätzenswerthesten Aufschlüsse giebt und überhaupt eine Fundgrube für culturgeschichtliche Untersuchungen ist.

Das dritte Buch der Zink'schen Chronik ist bisher noch nicht erwähnt worden und gerade auf dieses möchten wir die Aufmerksamkeit der Leser vorzüglich lenken. Dieses könnte mit Fug die Ueberschrift führen: „Dies Buch gehört Burkhart Zink" — es ist des Verfassers Selbstbiographie. Sie enthüllt in redseliger Breite und mit der liebenswürdigsten Naivetät seine mannichfaltigen Schicksale und ist wie keine andere gleichzeitige Aufzeichnung geeignet, „das häusliche und bürgerliche Sein in einer deutschen Reichsstadt des 15. Jahrhunderts zu vergegenwärtigen".

Die Chronik Zinks ist im Jahre 1866 als fünfter Band der deutschen Städtechroniken im Auftrage der Münchner historischen Commission von den Prof. Frensdorff und Lexer herausgegeben, und wie bei allen diesen Publicationen ist der Text unter kritischer Vergleichung aller zugänglichen Handschriften hergestellt und mit mustergiltig gearbeiteten Anmerkungen, Beilagen und Glossar ausgestattet worden.

Wir haben im Folgenden versucht, die Sprache des 15. Jahrhunderts, die unserem lesenden Publicum nicht mehr geläufig ist, in die heutige Schriftsprache zu übertragen, dabei aber doch den Charakter des Originals so viel thunlich bei-

Digitized by Google

zubehalten. Hören wir denn, wie Burkhart Zink von seinem Leben erzählt:

„In dem Namen Gottes fang ich an zu schreiben dieses nachfolgende Buch, wie ich Burkhart Zink von meinen kindlichen Tagen an gelebt und wessen ich mich befleißiget habe und wie es mir ergangen ist.

Meine liebe Mutter starb an einem Kind als man zählte nach Christi unsers lieben Herrn Geburt 1401 Jahr, Gott Herr erbarme Dich über sie. Amen. Da war ich vier Jahre alt und hatte drei Geschwister, zwei Brüder Johannes und Conrad und Margreten, unsere Schwester. Und es ist zu wissen, das unser Vater genannt ist Burkhart Zink, der war damals ein Gewerbtreibender, arbeitete in der Steiermark und hatte Ehr' und Gut und war zu Memmingen ansässig, nahe bei des Mangolts Graben zunächst an der Beckin, die war eine Wittwe und nahm danach einen andern Mann, der hieß der Kipfenperg. Dasselbe unsers Vaters Haus hat seither ein Hufschmied gekauft und sitzen noch heutigen Tags viele Schmiede, die Sensen machen, an derselben Gasse. Ich gedenk' auch wohl, daß wir da innen waren.

Danach, als man zählte 1404 Jahr, da nahm mein Vater ein ander Weib, deren Vater war genannt Hans Schmid von Krumbach und war auch ein Schmid, ein frommer Mann. Die war eine junge, stolze Frau, war uns Kindern nicht günstig, hielt uns hart und that uns übel; aber sie war unserm Vater lieb und gefiel ihm wohl, wie gar oft alten Männern junge Weiber wohl gefallen.

Danach als man zählte 1407 Jahr, da war ich ein Jüngling von 11 Jahren, schied aus von Memmingen, vom Vater und von allen meinen Freunden und ging mit einem Schüler; ich war auch ein Schüler und war bei vier Jahre in die

Digitized by Google

Schule gegangen. Und wir gingen also mit einander in das Krainland gegen die wendischen Lande in einen Markt, der heißt Reisnitz, das ist ein Markt, in Krainland hinter Laibach sechs Meilen gegen Kroatien [1]). In dem Land blieb ich sieben Jahre und ging da in die Schule, denn mein Vater hatte einen leiblichen Bruder, der war Pfarrer in einem Dorf, genannt an der Riegg, das ist ein großes, schönes Dorf und es gehören wohl fünf andere Dörfer dazu, die heißen Göttenitz, Pausenbrunnen 2c. Da war dieser mein Herr bei 30 Jahren Pfarrer gewesen und war mit Graf Friedrichs von Ortenburg Weib in das Land gekommen, die hatte ihn zum Priester gemacht, denn er war ihr Schreiber gewesen; sie war eine von Teck. Die Herzoge von Mindelheim [2]), Herzog Ulrich, Herzog Friedrich und Herzog Lutz, der viele Jahre danach Patriarch in Friaul ward, waren derselben Frau von Ortenburg Brüder. Derselbige Herr, meines Vaters Bruder, ließ mich in die Schul geehn in die Reisnitz und gab mich in die Kost bei einen biderben Mann, genannt Hans Schwab, der war Graf Friedrichs Baumeister und baute damals das Haus zu Ortenburg unten am Berg.

Als ich nun sieben Jahre bei meinem Herrn in der Reisnitz gewesen war, der mich gern zu Ehren gebracht hätte und mir gütlich und wohl that und mich gen Wien auf die hohe Schule schicken wollte, da wollte ich nicht und zog von ihm wider seinen Willen und wollte nicht bleiben: also gab er mir nichts. Da war ich nun ein Schüler von 18 Jahren und kam gen Memmingen und vermeinte, ich wollte da bleiben bei meinem Vater und ein Junker sein. Da hatte

---

[1]) Reisnitz im Landesgericht Neustadtl des Herzogthums Krain, südöstlich von Laibach.

[2]) Die Hauptbesitzungen der Herzoge von Teck.

Digitized by Google

sich aber die Sache gar sehr und fremdartig verkehrt, denn mein Vater und meine Stiefmutter waren von einander, meine Brüder waren todt und meiner Schwester hatte man einen Mann gegeben. Und was ich von mütterlichem Erbgut haben sollte, das hatten mein Vater und meine andern Freunde [1]) alles meiner Schwester gegeben; denn wir Kinder hatten unser eigen Gut und unser Vater hatte uns unser mütterliches Erbgut herausgegeben, als er sein zweites Weib nahm. Da ich nun bei meinem Herrn in windischen Landen war, meinten meine Freunde, ich käme nicht mehr von meinem Herrn, er würde mich versorgen; und um meine Schwester desto besser auszusteuern, gaben sie ihr desto mehr. Und als ich nun gekommen war, da hätt' ich gern viel gehabt wie andere Junggesellen, aber es mochte mir nichts zu Theil werden und war meiner niemand froh. Da hat es mich wahrlich sehr gereut, daß ich nicht bei meinem Herrn geblieben war und ich erhob mich und lief zur Stunde wieder in das Land hinein. Und da ich hinein kam, da kam ich gleich wie der Schauer [2]) an die Halme: mein Herr war todt und hatte all sein Gut seinen Kindern und andern Leuten vermacht, er hatte wohl vier Kinder. Also war ich umsonst hinein gelaufen und hatte mir müde Beine gemacht und bekam nicht eines Hellers Werth; mir geschah recht, wär' ich bei ihm geblieben, ich hätte alles bekommen.

Als ich nun meine Beine umsonst müde gelaufen hatte, da machte ich mich wieder auf die Füße und kam wieder gen Memmingen, da war der Wirth zuvor daheim [3]). Niemand war meiner froh, alle meine Freunde achteten nicht auf mich.

---

[1]) d. h. Verwandte.
[2]) d. h. Hagel.
[3]) Sprichwörtlich; bedeutet etwa so viel als: ich kam zu spät.

Digitized by Google

Endlich kam ich zu einem Biedermann, der war aus einem Dorf in die Stadt gezogen, dem führte ich zwei Knaben in die Schule und bei dem blieb ich ein Jahr und lehrte ihm die Knaben. Da ward ich einem Töchterlein hold und ging je länger je ungerner in die Schule, und hintennach wollt' ich gar nimmer in die Schule gehn und wollt' ein Handwerk lernen, denn meine Schwester hatte einen Weber, der war ein frommer und reicher Weber. Da ging ich aus und ein, und bedachte, wie sein Knecht ein gar gutes Leben hatte und dasselbe Handwerk gefiel mir so wohl, daß ich es lernen wollte und ließ ganz von der Schule. Mein Schwager hätte mich es auch gern gelehrt, aber meine andern Freunde, die wollten michs nicht lernen lassen, da wollt' ich ein anderes Handwerk lernen. Also riethen mir meine Freunde, wenn ich denn nicht anders wolle, daß ich das Kürschnerhandwerk [1]) lerne, das wäre gar ein gut und ehrbar Handwerk, dazu wollten sie mir rathen.

Also ließ ich mich überreden und zu einem Kürschner dingen zu Memmingen, der hieß Meister Jos und ward seither ein Wächter auf dem Kempter Thor. Und als ich nun bei dem Meister war, bei 14 Tagen, da hatte ich sein genug, es that mir im Rücken weh und war ihm nichts recht. Also ging ich zu meiner Schwester und sagte ihr, ich wollte nicht mehr bei dem Kürschner bleiben, ich wollte abermals wieder in die Schule gehn. Das sah meine Schwester gern und auch ihr Mann. Denn mein Schwager hätte gern einen Pfaffen aus mir gemacht.

Also erhob ich mich und nahm mein Schulbuch und bat meine Schwester und ihren Mann um eine Zehrung; sie gaben mir 6 Schilling Heller [2]) und nicht mehr, und mit

[1]) Verfertigung von Kleidungsstücken aus Pelzwerk.

[2]) Etwa 70 Pfennig unseres Geldes.

Digitized by Google

dem ging ich denselben Tag gen Waldsee[1]), da lag ich die Nacht in dem Spital, denn ich hatte nicht viel Zehrung. Und es ist zu wissen, als ich von dem Kürschner gekommen war, da mußten ihm meine Freunde 7 Pfund Heller geben, die hatte man ihm als Lehrgeld verheißen. Als ich zu Waldsee in dem Spital über Nacht gelegen, da stand ich des Morgens früh auf und lief hinüber gen Biberach, da kam ich von Stund an zu einem frommen Mann (der war gar reich und war ein Schuster gewesen, aber er trieb das Handwerk nicht mehr), der wollte mich um Gottes willen behalten ein Jahr oder länger und ich sollte in die Schule gehen, aber das Brod selber haben. Also ging ich da in die Schule bei 14 Tagen und schämte mich zu betteln, und wenn ich aus der Schule ging, so kaufte ich einen Laib Brod um einen Pfennig und schnitt Stücklein daraus; und wenn ich heim kam, so fragte mich mein Herr, ob ich in der Stadt gewesen wäre nach Brod, so sprach ich: ja; da sprach er dann zu mir: „man giebt gar gern hier den armen Schülern"; und so that ich bis ich nimmer Pfennige hatte. Ich mochte aber nicht betteln; und es sagte mir ein Schüler, daß gar eine gute Schule zu Ehingen[2]) wäre und wollte ich mit ihm ziehen, sollte ichs thun. Also ging ich mit ihm gen Ehingen, da waren viele Bachanten[3]), die liefen alle in die Stadt nach Brod. Da ich das sah, daß die alten und die großen Schüler nach Brod sangen und gingen, da lief ich mit ihnen und kam gut an: ich wollte mir selbviert genug gebettelt haben und schämte mich fürbaß nicht mehr und gewann mir genug, daß ich wohl zu essen hatte.

---

[1]) Zwischen Ravensburg und Biberach.
[2]) An der Donau, oberhalb Ulm.
[3]) Fahrende Schüler, in der Pennalsprache Bezeichnung der älteren Schüler.

Digitized by Google

Als ich nun zu Ehingen war und ging in die Schule bei einem halben Jahr, da kam ein großer Student zu mir und sprach, ob ich mit ihm wollte ziehen gen Balingen [1]), da wäre gar eine gute Schule, da wollte er mir helfen zu einem guten Dienst, in dem man mir Belohnung gäbe, und wollte mir helfen und rathen. Und er brachte mich mit seinen guten Worten dahin, daß ich mit ihm gen Balingen zog, das ist eine kleine Stadt, liegt 1 Meile von Hohenzollern. Und als wir nun gen Balingen kamen, da blieben wir da wohl ein Jahr: da ging ich in die Schule, aber mein Geselle verließ mich und that mir weder Hilfe noch Rath. Zuerst kam ich zu einem armen Mann, der war ein Schmid, genannt Spilbentz, bei dem war ich eine Zeit lang und führte ihm einen Knaben in die Schule. Danach kam ich zu einem Gastgeber, der gab mir ganze Kost, daß ich des Bettelns nicht bedurfte. Endlich zog ich von dannen und kam gen Ulm, da blieb ich ein ganzes Jahr und war bei einem Pfeifer, der war der Stadt Pfeifer, genannt Hänslein von Biberach, der that mir gütlich; ich führte ihm einen Knaben in die Schule, der ist seither auch ein Pfeifer geworden, und ich bettelte das Brod.

Danach, als man zählte 1415 Jahr, da kam ich von Ulm wieder gen Memmingen. Da hätte mein Schwager gern gesehen, daß ich mich geweiht hätte und überredete mich, daß ich gen Augsburg sollte und wollte mich weihen lassen zum Acolythus [2]), doch blieb ich noch eine kleine Zeit zu Memmingen. Dann kam ich gen Augsburg in diese Stadt und kam von Stund an zu einem Kramer, genannt Ulrich Schön, der war damals ein reicher, gewerbsamer Kramer,

[1]) Im württembergischen Schwarzwald.
[2]) Die höchste unter den vier niederen Weihen.

Digitized by Google

wiewohl er jetzt seit vielen Jahren verdorben und zu Armuth gekommen ist; bei dem war ich ein Jahr und ließ ganz und gar von der Schule. Und einmal an einer Fastnacht überritt ich einen Knaben gleich bei St. Jörgen und fürchtete mich vor des Knaben Freunden, mußte von hinnen weichen und kam gen Nürnberg. Mit dem Kramer zog ich überall auf die Märkte gen Baiern und anderswo.

Also kam ich gen Nürnberg, da war ich drei Jahre bei einem reichen Mann, genannt Cuntz Beham, der war ein alter, ehrbarer, frommer Mann, seßhaft an dem Markt an einem Eck nahe bei Unserer Lieben Frauen Capell am Salzberg und hatte Eisen feil; und er hatte eines frommen Mannes Tochter, des Schultheißen von Pernheim, der wohnte zunächst hinter den Predigern gegen dem Heumarkt, war ein reicher Mann und schenkte Wein.

Und danach zog ich gen Bamberg, da kam ich zu einem, der hieß Johannes Frank im Bach, war ein Procurator des geistlichen Rechts und hielt dabei eine Gastwirthschaft; bei dem war ich ein halb Jahr und zog danach gen Würzburg. Und damals als ich da war, da galt ein Maß Wein, der gut war, 1 Pfennig oder 1 Heller [1]) und man rief 14 Maß Wein aus um einen böhmischen Groschen [2]), das ist wahr. Und es ist zu wissen, daß auf den Tag, als ich gen Würzburg kam, der Bischof von Würzburg ausgezogen war und am selben Tag auch wieder gen Würzburg zurückkam, und er war in einem großen Dorf gewesen, einem Edelmann zu Leid, der war einer von Seckendorf, und sie hatten das Dorf geplündert, und die Bauern waren in die Kirche gekommen und in den Thurm, und sie verbrannten die Kirche und den Thurm und

[1]) ca. 5 Pfennig.
[2]) Etwa 30 Pfennig.

Digitized by Google

400 Menschen darin. Das sagten mir zwei Söldner, die waren auch dabei gewesen, die hiessen: der eine Zwißel und der andere Leicht, die waren bei mir in der Herberge, als die That geschehen war. Der Bischof war einer von Brun.

Danach, als man zählte 1419 Jahr, kam ich wieder gen Augsburg zu einem reichen Mann, Jos Kramer, der war da ein gewaltiger Mann, ein Baumeister, doch war er einer von der Gemeinde aus der Weberzunft; aber er trieb das Handwerk nicht, denn er bedurfte dessen nicht: er trieb Kaufmannschaft mit Fellen von der Steiermark, auch andere Kaufmannschaft von Venedig. Er hatte wohl 100 Ballen Barchent. Dem trieb ich all sein Gewerbe gen Venedig, gen Frankfurt und gen Nürnberg. Er war wahrlich ein frommer Mann und that mir wohl. Gott vom Himmel dank' ihm und möge seiner Seele pflegen.

Als ich bei meinem Herrn war, da nahm ich mein Weib, die war einer armen Frau, einer Wittwe, Tochter von Möringen [1]), genannt die Störklerin; die war eine fromme arme Frau und gab mir nicht mehr als ein kleines Bettlein und ein Kühlein und sonst kleine arme Dinge, als Pfannen ꝛc; war alles nicht 10 Pfd. Pfennig [2]) werth. Ich hatte wahrlich auch nicht viel; ich hatte gutes Gewand und nicht viel baar Geld, doch war ich etwas unterrichtet, daß ich wohl dienen konnte und that das willig und gern. Und mein Herr war mir hold; das war all unser Gut, das wir zusammen brachten. Mein Weib hieß Elisabeth und war damals meines Herrn Josen Kramers Magd, ich war sein Diener, wie oben erwähnt ist, und wir nahmen einander also in guter Freundschaft; es geschah als man zählte von Christi unseres lieben Herrn Geburt 1420 Jahr, acht Tage nach

[1]) Mering an der Paar, südlich von Augsburg.
[2]) ca. 24 Mark.

Digitized by Google

Pfingſten. Und als wir nun Hochzeit mit einander gehabt hatten, da wußte ich wahrhaftig nicht, was ich thun ſollte, denn ich hatte nichts, auch nicht meines Herrn Huld, die hatt' ich verloren; denn es war ihm leid, daß ich mein Weib genommen und ihn nicht darüber um Rath gefragt hatte und er wollte mir weder rathen noch helfen. Alſo wußt' ich nicht, was ich anfangen ſollte. Doch war mir das Weib lieb und ich war gern bei ihr und bedachte mich mit meiner Hausfrau; die war mir auch hold und tröſtete mich und ſprach: „Mein Burkhart, gehab dich wohl und verzage nicht, laß uns einander helfen, wir wollen wohl auskommen; ich will an dem Rad ſpinnen und will alle Wochen wohl vier Pfund Wolle aufſpinnen, das iſt 32 Pfennig[1])." Und da die Frau ſo muthig war, da wuchs mir auch der Muth und ich dachte: „Nun kann ich doch ein wenig ſchreiben, ich will ſehen, ob ich einen Pfaffen finde, der mir zu ſchreiben giebt; wie wenig du auch verdienſt, ſo gewinnt dein Weib 32 Pfennig, wohlfeil iſt es, vielleicht giebt Gott, daß wir auskommen." Alſo war ein Pfaff zu Unſer Lieben Frauen, genannt Dominus Cunradus Seybolt von Memmingen, der war Geſell auf der Pfarre zu Unſer Lieben Frauen und war mir auch günſtig, denn er war auch von Memmingen und war da Schulmeiſter geweſen und ich war zu Memmingen ſein Schüler. Zu dem ging ich und ſagte ihm, ich hätte ein Weib genommen und wüßte nicht, was ich thun ſollte; ich wollte gern um Lohn ſchreiben, aber ich hätte nichts zu ſchreiben. Der gute Herr war froh, daß ich gern ſchreiben wollte, denn er hätte gern einen gehabt, der ihm geſchrieben hätte und ſprach: „Willſt du mir ſchreiben, will ich dir gern ein ganzes Jahr zu ſchreiben geben und will dir wohl lohnen." Und alſo brachte

[1]) 1 Mark.

Digitized by Google

er mir ein großes Buch in Pergamen, das gehörte Meister Rudolf, der war Chorherr und Pfarrer zu Unser Lieben Frauen und ein Doctor; das Buch ist genannt Compendium Sancti Thomae. Das Buch ließ mich der Herr mit mir heimtragen und gab mir einen Gulden [1]) baar, daß ich Papier kaufte und fleißig schriebe. Also kam ich heim zu meiner Hausfrau und sagte ihr, was ich erreicht hatte; deß war sie froh. Und also hub ich an zu schreiben und schrieb in derselben Woche 4 Sextern des großen Papiers Karta regal und brachte sie dem Herrn. Es gefiel ihm wohl, daß ich so bald angefangen hatte und es gefiel ihm auch die Schrift wohl und er verhieß mir 4 Groschen [2]) von einem Sextern; also schrieb ich ihm bei 50 Sextern und gewann Geld genug. Und mein Weib und ich saßen zusammen, ich schrieb und sie spann und wir gewannen oft 3 Pfd. Pfennig [3]) in einer Woche; doch sind wir oft die ganze Nacht bei einander gesessen. Und es ging uns gar wohl und wir gewannen, was wir bedurften. Und es ist zu wissen, als wir unsern Haushalt anfingen, da war ein großes Sterben, das fing an im Herbst, als man zählte 1420 Jahr und es starben gar viele, und alle Dinge waren wohlfeil: es galt ein Scheffel Roggen 1 Pfd. Pfennig [4]) und ein Scheffel Korn 10 Groschen [5]) und ein Scheffel Haber 15 Schilling Pfennig [6]) und eine Metze der besten Erbsen 16 Pfennig [7]) und ein Pfund Fleisch 1 Pfennig [8]) und 6 oder 7 Eier 1 Pfennig [8]). Und der Wein

---

[1]) ca. 7 Mark.
[2]) 1 Mark 20 Pfennig.
[3]) 7 Mark.
[4]) ca. 3¾ Berliner Scheffel — 2 Mark 36 Pfennig.
[5]) Dinkel oder Spelt 3 Mark.
[6]) 1 Mark 70 Pfennig.
[7]) 63 Pfennig.
[8]) 5 Pfennig.

Digitized by Google

war gar wohlfeil: es galt ein Maß Kochen-Wein 3 Heller[1]), Neckarwein und Frankenwein 2 oder 3 Pfennig[2]), der war gar gut, die Elsässer 4 Pfennig[3]), die allerbesten 5 Pfennig, Landweine, wie gut sie waren, 3 oder 4 Pfennig und guter welscher Wein ein Maß 6 oder 7 oder 8 Pfennig[4]). Und also alle andern Dinge: Schmalz galt 1 Pfd. 4 Pfennig[5]), Holz ein Fuder, wie es die schwäbischen Bauern führen, 9, 10 oder 12 Schillinge[6]), und auch alle andern Dinge waren wohlfeil; der Gulden galt 18 Groschen 3 Pfennig und ein böhmischer Groschen galt 7½ Pfennig, und es war Heil und Glück überall in Stadt und Land: es war jedermann reich, wer am Leben blieb, aber es starben unmäßig viele hier in der Stadt und überall auf dem Lande.

Als mein Herr nun sah, daß ich mich so wohl anließ, und fleißig schrieb und genug gewann, da bestallte er mich wieder und ich richtete ihm all sein Gewerbe aus wie vorher.

Danach auf St. Ulrichstag im 1421. Jahr genaß meine Hausfrau eines Kindes, das ward geheißen Aennlein. Und als das Kind ein Jahr alt ward, da hatten die von Rotweil einen Krieg angefangen mit Graf Friedrich von Zollern, den man nennt Oettinger, der that denen zu Rotweil gar viel zu Leide, bekriegte sie wider Gott, Ehr und Recht. Da mahnten aber die von Rotweil gemeine Reichsstädte um Hilfe, die ihnen auch zugesagt ward. Und es ließen die von Augsburg Söldner bestellen, vorerst 24 Gesellen, von denen ich auch einer war, und man gab jedem 4 Groschen[7]) im Tag.

---

[1]) 7 Pfennig.
[2]) 8—10 Pfennig.
[3]) 16 Pfennig.
[4]) 20—25 Pfennig.
[5]) 16 Pfennig.
[6]) 1 Mark — 1 Mark 40 Pfennig.
[7]) 1 Mark 20 Pfennig.

Digitized by Google

Alſo zog ich hin gen Zollern mit den andern und blieb dabei 10 Monate und es ging mir wohl und ich erübrigte bei 30 Gulden[1]). Ich ward zum Ausgeber und Schreiber über alles Fußvolk gemacht. Ich war auch dabei, als Zollern gewonnen ward und kam mit den letzten heim; doch ward ich in der Zwiſchenzeit mit einer Botſchaft heimgeſchickt und blieb bei 6 Wochen hier, ehe ich wieder dahin kam. Man lag länger als Jahr und Tag davor und die Veſte wurde gewonnen auf Corporis Chriſti. Man übergab ſie auf Gnad'; es waren 32 Geſellen dort, die führte man gen Ulm, das Schloß ward in Grund und Boden geſchleift Anno 1423.

Als Zollern gewonnen war und wir heim kamen, da ſchickten die Rathsherren Jörg Ploß und mich mit ihm gen Ungarn zu König Sigmund, unſerm allergnädigſten Herrn, und zu Herzog Ludwig von Baiern, der war damals auch bei dem römiſchen König, wegen eines Edelmannes genannt Oswald Oettlinger, der war unſer Feind und bekriegte die Stadt wider Gott, Ehr' und Recht. Wir waren ein halb Jahr fort und richteten nicht viel aus; es war auch wegen der Juden. Als wir nun heim kamen, da ſchickten mich meine Herren von Stund an wieder zu unſerm Herrn dem römiſchen König der erſten Sache wegen und ich brachte ſie zu einem End'[2]).

Mein Herr Jos Kramer ſchickte mich gen Venedig auf Jacobi im 1424. Jahr und ich kaufte ihm 16 Säcke Wolle von Ziboldt[3]), je 1 Centner um 4 Ducaten 17 Groſchen[4]). Und alſo trieb ich meinem Herrn wieder ſein Gewerb, wo er

[1]) ca. 210 Mark.

[2]) Dieſe Behauptung ſchießt über das Ziel hinaus, da Zinks Thätigkeit ſich bei dieſer Sendung lediglich auf Courierdienſte beſchränkte.

[3]) Cypern.

[4]) ca. 42 Mark.

Digitized by Google

zu werben hatte, bis in das 1427. Jahr, da schickten mich meine Herren [1]) gen Rom. Ich ritt hier aus gen Rom von dieser Stadt Augsburg wegen und führte viel blanke Ducaten mit mir, die sollt' ich einem Doctor zu Rom ausantworten, genannt Meister Peter Frid, der war meiner Herren von Augsburg Procurator in den Zwistigkeiten zwischen Rom und dieser Stadt der zwei Bischöfe wegen, des von Nenningen und des von Grafeneck. Als ich nun wieder heimkam, da war ich meines Herrn Diener und trieb für ihn und mich gemeinsam Handelschaft und es ging mir wohl durch Gottes Gnade.

Danach im 1431. Jahr bedünkte mich, ich wäre reich, und es verdroß mich, hin und her zu reiten und ich dachte, ob ich eine Anstellung haben möchte hier daheim in der Stadt, daß ich nicht so sehr arbeiten müßte. Nun fügte es sich, daß einer, genannt Hans Drittmer, der an der Wage war, davon kam, und daß Peter Egen, der jetzt Peter von Argau heißt, dem die Wage gehörte, keinen Wagmeister hatte; der schickte zu mir und ließ mit mir reden, ob ich sein Wagmeister sein wollte, er wollte mir gütlich thun. Kurzum, ich versprach mich ihm und ward sein Diener, er gab mir 53 fl. [2]) im Jahr. Und es ist zu wissen, daß er mir erlaubte, gen Venedig zu reiten, wann ich wollte; also ritt ich alle Jahr auf das mindeste ein- oder zweimal gen Venedig und trieb mein Gewerb an der Wage gleich wie vor und mein Herr Peter Egen that mir wahrhaft gar gütlich: er lieh mir Geld, wann ich wollte, viel oder wenig, Gott vom Himmel dank' ihm. Ich blieb an der Wage 7 Jahre, bis man zählte von Christi unsers Herrn Geburt 1438, da kam ich wieder von der Wage,

[1]) d. h. der Rath der Stadt Augsburg.
[2]) ca. 372 Mark.

Digitized by Google

denn ich mochte nicht also müßig sein, ich wollte lieber arbeiten und reiten, wie ich vorher auch gethan habe.

Im 1440. Jahr am St. Michels Tag kaufte ich mein Haus an der weiten Kirchgasse um 200 fl.[1]) und baute darin das hintere Gemach, Stüblein, Kammer und Küche, ließ den Söller und die Kammer daran grün malen, ließ zwei Keller darein machen und behielt das Haus zwei Jahre, und dann verkaufte ich es wieder einem Weber, genannt Heinz Wagner; ich hab ihms um 300[2]) baare Gulden gegeben; das geschah im 1444. Jahr. Ich kaufte es von Meister Heinrich Liephart, der war ein Zimmermann und der Stadt Werkmeister.

Als man zählte nach Christi unsers lieben Herrn Geburt 1441 Jahr auf des heiligen Kreuzes Tag, als es gefunden ward, versprach ich mich auf 3 Jahre zu Hans Meuting in die Gesellschaft und er gab mir 60 fl.[3]) im Jahr als Lohn und legte mir 200 fl. in der Gesellschaft bevor und ich legte 500 fl.[4]) baar in die Gesellschaft und blieb also bei ihm die 3 Jahre. Und es ist zu wissen, daß wir in den drei Jahren 23 fl. per Cento gewannen[5]), mir genügte es wohl, Gott sei gedankt, ich hab' im Jahr wohl 200 fl. gehabt mit allen Dingen, die ich vielleicht halb verzehrte. Und nach Ablauf der drei Jahre kam ich aus der Gesellschaft. Als ich aus der Gesellschaft gekommen war, da kaufte ich mein Haus, gelegen an der Judengasse, oben am Eck bei dem Rohrkasten, von der Aislingerin und ihren Kindern um 350 fl.[6]), ge-

[1]) ca. 1410 Mark.
[2]) ca. 2100 Mark.
[3]) ca. 330 Mark.
[4]) ca. 3525 Mark.
[5]) d. h. 7⅔ Procent auf das Jahr. Bei der Berechnung des Gewinnantheils wurde die sogenannte „vorgelegte Summe", wie die Angabe von Zinks Einkommen beweist, nicht mitgerechnet.
[6]) ca. 2469 Mark.

Digitized by Google

schah im 1444. Jahr auf Philippi und Jacobi. Und danach im 1452. Jahr verkaufte ich dasselbe Haus und gab es dem Ruprecht, einem Schneider, um 100 fl.[1]) baar mit der Bedingung, daß er und alle seine Nachkommen mir, meinen Erben und Nachkommen alle Jahre daraus zu Zinsen geben sollen 10 Gulden[2]) guter gemeiner Landswährung; doch kann er oder seine Erben und Nachkommen die 10 fl. ablösen um 200 fl., wann er will, sammt den erwachsenen Zinsen[3]). Ich habe meine Häuser, das Gesäß an der Sachsengasse und mein Haus bei dem obern Schlachthaus auf der Gant erworben um 2 Ballen und 4 ungebleichte Tücher und um 25 fl.[4]) und hab' an beiden bei 120 fl.[5]) verbaut, und es galt ein ungebleichter Ballen damals 52 fl.[6]); also kosten mich die Häuser mit allen Dingen, mit Kaufen und Bauen bei 254 fl.[7]) Anno 1453. Das eine Haus bei dem obern Schlachthaus hab ich zu kaufen gegeben dem Sagenhart, dem Sattler, um 20 fl. mit der Bedingung, daß er mir daraus jährlich als Zins geben soll auf St. Michels Tag 4 fl.[8]) gemeiner Landswährung; und er kann die 4 fl. ablösen, wann er will, doch sammt erwachsenem Zins von 80 fl.[9]). Ist geschehen auf Johannis Baptiste im 1456. Jahre."

Hier endigt der erste Theil von Burkhart Zinks Selbstbiographie. Die zweite Hälfte enthält, anknüpfend an eine

[1]) ca. 705 Mark.
[2]) ca. 70 Mark.
[3]) Dies war wohl die einzige Art, um Wucherzinsen zu erhalten, da der gesetzliche Zinsfuß nur 5 Procent betrug.
[4]) ca. 174 Mark.
[5]) ca. 840 Mark.
[6]) ca. 363 Mark.
[7]) ca. 1776 Mark.
[8]) ca. 28 Mark.
[9]) ca. 560 Mark.

Digitized by Google

wiederholte Erwähnung seiner Verheirathung, kurze Zusammenstellungen der wichtigeren Familienereignisse, die er erlebte. Wir theilen davon nur mit, was für den Schreiber oder die Zeit charakteristisch erscheint.

„Als man zählte nach Christi unsers lieben Herrn Geburt 1420 Jahre, da nahm ich meine erste Frau Elisabeth, der Störklerin Tochter, von Möringen und wir brachten nicht viel Gut zusammen; doch brachten wir Ehr' und Redlichkeit zusammen und Glück und Heil. Danach in dem Jahre 21 genaß meine Hausfrau einer Tochter, ward Aennlein genannt, an St. Ulrichs Tag; das war ein so hübsches Kind, daß ihm jedermann gut sein mußte und lebte 9 Jahre, dann starb es[1]).

In dem 1438. Jahr war ein großes Sterben in der Stadt Augsburg und es starben bei 6000 Menschen, und ich Burkhart Zink lag auch in großer Krankheit und hatte das Gebrechen an zwei Orten, am Hals und an dem Bein. Und meine liebe Hausfrau Elisabeth war schwanger und lag ebenso krank wie ich; man gab uns beiden Unsern Herrn und die andern Sterbsacramente und wir waren beide übel daran, doch gab Gott zu, daß wir beide wieder gesund wurden, Gott sei gelobt. Danach, als wir durch Gottes Gnade gesund wurden, in demselben Jahr an dem Montag nach Allerheiligen, da genaß meine Hausfrau einer Tochter, genannt Barbara. Es ist zu wissen, daß in der Zeit, in der meine Hausfrau im Kindbett war, ich fleißig arbeitete, gen Venedig ritt und Kaufmannschaft trieb und Ballen von Venedig herausführte und meinem Herrn sein Gewerb so ausrichtete und mit ihm in Gesellschaft stand, und es ging mir wohl. Ich

[1]) In ähnlicher Weise wird noch die Geburt von sieben weiteren Kindern erwähnt, die theilweise bald starben.

Digitized by Google

hatte damals mehr als 1000 Gulden[1]), Gott im Himmel sei gedankt.

Danach, als man zählte nach Christi Geburt 1440 Jahr, am Donnerstag nach St. Gallentag, da starb meine liebe Hausfrau Elisabeth, der Gott gnädig sei durch seine unergründliche Barmherzigkeit, und sie liegt zu St. Ulrich begraben unter meinem Stein. Damals wohnte ich in meinem Haus, das an der weiten Kirchgasse gelegen ist, das ich von Meister Heinrich gekauft hatte. Also hab' ich meine liebe Hausfrau gehabt 20 Jahre in rechter Freundschaft und wir haben tugendlich und freundlich mit einander gelebt und Ehr' und Gut gewonnen. Der allmächtige Gott möge ihre Seele pflegen immer und ewiglich. Amen.

Danach an dem nächsten Sonntag nach dem heiligen Pfingsttag hatte ich Hochzeit mit Dorothea Kuelnbeckin, einer Wittwe, die Heinrich Adelzhausers von Wickerhofen eheliche Tochter war; der allmächtige Gott geb' uns Glück und Heil. Und ist zu wissen, daß die genannte Dorothea, meine eheliche Hausfrau, damals zu Möring bei ihrem Bruder war, der war Pfleger zu Möring; ihr Mann der war ihr gestorben zu Landshut, der war ein Edelman und war Herzog Heinrichs Diener, ein frommer Edelmann und hieß Bernhart Kuelnbeck. Da er starb, fielen die Gläubiger über die gute Frau her und nahmen, was da war; also blieb der Frau und ihren Kindern nichts über, denn ihr Mann war viel schuldig. Und es mußte die liebe Frau aus Noth zu ihrem Bruder nach Möringen, da sie nichts hatte; sie hatte nicht einmal eine Heimat, um anderswo als bei ihrem Bruder zu bleiben. Dieser hatte ein Weib, die war eine von Westernach, eine scharfe, zornige Frau, die hatte die liebe Frau ungern und be-

[1]) 7000 Mark, das war für die damalige Zeit ein ansehnliches Vermögen.

Digitized by Google

handelte sie alle Zeit übel und verächtlich, sie und ihre Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Nun ward mir gar viel von ihr gesagt, daß sie eine schöne und gewandte Frau wäre, so fromm und tugendhaft, daß man ihresgleichen kaum finden möchte. Also ward ich bewegt in Barmherzigkeit von ihrer Schönheit und Trefflichkeit wegen und schickte nach ihr gen Möringen. Da kam sie zu Fuß als eine arme Frau, und als ich sie sah, da gefiel sie mir wohl und ich redete mit ihr, ob sie mich nehmen wollte. Deß ward sie von Herzen froh und sprach, sie wollte mich gern haben und alles das thun, was ich wollte, und wollte mir unterthänig und gehorsam sein und nichts von mir begehren, als was mein freier und guter Wille wäre, und wollte mich und alle meine Kinder in Ehren halten und sich empfohlen sein lassen wie ihre eigenen Kinder. Und als ich hörte, daß die Frau so gutwillig war, da gefiel sie mir noch besser als zuvor und ich nahm sie; doch waren dabei genug ehrbare Leute. Und als ich sie genommen hatte, da war sie fromm und schlicht und je länger je besser, und was man von ihr gesagt hatte, war alles wahr: sie war schön, fromm, tugendhaft und spann fleißig und hielt meine Kinder gar gut. So hielt ich sie auch gut und in Ehren und kaufte ihr, was sie bedurfte, Röcke und Mäntel und Pelzwerk, daß sie wohl damit zufrieden war. Also lebten wir in Freundschaft mit einander 7 Jahre, Gott vom Himmel sei ihr gnädig. Und es ist zu wissen, daß sie mir nichts zubrachte als 2 Betten ohne Ueberzüge und eine Truhe ohne Füße und eine Decke von Fuchspelz; und sie hatte weder Mantel noch Schleier, wohl aber einen Sohn und eine Tochter, die waren auch nackt, die bekleidete ich von Fuß an, wie auch meine Hausfrau; die Tochter ist seitdem gen St. Katharina in das Kloster gekommen und ist eine schöne Klosterfrau und lebt noch um das Jahr 1466 und ist

Digitized by Google

jung und stolz; Gott behüt' sie und uns alle vor Uebel. Amen.

Die vorgenannte Dorothea, meine liebe Hausfrau, starb am Mittwoch nach Oculi in der Fasten im 1449. Jahr, der Gott gnädig sei, und es ist zu wissen, daß sie krank gelegen war von St. Thomas Tag vor Weihnachten bis auf den obgenannten Tag (19. März) und sie liegt unter meinem Stein zu St. Mauritien begraben. Als nun mein Weib, die Edelfrau, todt war, da blieb ich danach ein Wittwer bei $4^1/_2$ Jahren und lebte schlecht und hatte ein thörichtes Fräulein zu mir genommen, das war mir lieb, aber ich gewann nicht viel dabei, sie that mir schier mehr Schaden als Gutes, wie es vielleicht einem thörichten Manne oft geschieht. Also bedacht' ich mich, daß ich so schlecht und in Sünden lebte und niemand mir treu war und Gutes that, als um mein Geld. Das Fräulein war mir gar gefährlich und stahl mir das Meine, so viel sie vermochte; das verdroß mich und ich wollte es nicht mehr. Und da es vernahm, daß es Urlaub haben sollte, da hätte es gern viel Bosheit verübt; aber es gelang ihm nicht mehr. Es machte seinen Plan und meinte, es wolle mir Geld abjagen, lud mich vor das Ehegericht und verklagte mich auf die Ehe, woran sie mir doch wahrlich Unrecht that, und es hätte gern gesehen, daß ich mich mit ihm verglichen hätte; aber ich wollte nur mein Recht. Also ward ich von ihm ledig ohne Geld, darüber hab' ich einen Brief von dem Ehegericht, er kostete mich 1 fl. 20 Pfennig[1]), damit bin ich ledig von ihm. Es ist zu wissen, daß dasselbe Fräulein zwei Kinder von mir gehabt hat[2]). Das Fräulein hieß Margret Segeßerin von Walhaupten, die genaß eines

[1]) 7 Mark 60 Pf.

[2]) Mit derselben Unbefangenheit spricht ein Zeitgenosse Zinks, L. Rem in seinen Aufzeichnungen über die Geburt seiner „ledigen Kinder".

Digitized by Google

Sohnes in der Woche nach Bartholomä im 1452. Jahr, der ward Jörglin genannt, den ich aufgezogen und zur Schule habe gehen lassen und im 1462. Jahr hab ich ihn nach Kaufbeuren gelassen zu einem Schulmeister und gebe für ihn jedes Jahr 7 Gulden [1]) Kostgeld. Darnach auf Dreikönig in dem 1453. Jahr genaß dieselbe Margret einer Tochter, die ward Hildgart genannt, die starb an dem andern Tag danach und liegt zu St. Ulrich begraben bei andern kleinen Kindern.

Am Mittwoch nach St. Pauli Bekehrung (1454) nahm ich zum Weib der Münsterlerin, der Krämerin, Tochter, die hieß Dorothea, die war eine so fromme und ehrbare Tochter, als es in der ganzen Stadt nur eine geben mochte; Gott vom Himmel sei gedankt für seine göttliche Gnade, daß er mir 3 so fromme Hausfrauen beschert hat. Diese meine liebe Hausfrau, Dorothea Münsterlerin, hab' ich gehabt in aller Freundschaft und Liebe 5 Jahre und sie hat 4 Kindlein von mir gehabt; der allmächtige Gott sei ihr ewiger Lohn und lasse sie deß genießen. Danach starb meine liebe Hausfrau Dorothea im Kindbett, als das Kind 10 Tage alt war, Gott vom Himmel sei ihr gnädig. Amen. Geschah im 1459. Jahr. Als ich meine Hausfrau, der Münsterlerin Tochter, nahm, da wohnte ich in ihrem Haus, das am Judenberg gelegen ist und nahm damals das Kornungeld [2]) ein und man gab mir dafür 43 fl. [3]) im Jahr. Und ich blieb also in meiner Schwieger Haus bei 3 Jahren, bis man das Kornungeld wieder abließ; dann zog ich in mein neues Haus in der Sachsengasse, das ich selber gebaut hatte, und bewohnte es ganz, hinten und vorn und Stadel [4]) und Garten. Darin

[1]) 49 Mark.
[2]) Getreidesteuer.
[3]) ca. 300 Mark.
[4]) Scheune.

Digitized by Google

blieb ich bis ich auf den Salzstadel [1]) kam. Ich kam auf den Salzstadel zu Weihnachten 1456 und war noch darauf als man zählte 1462; wie lang ich aber noch darauf bleibe, das steht bei Gott. In dem Jahr, als ich auf den Salzstadel kam, auf St. Michels Tag im 1456. Jahr, da lag Herzog Sigmund und mit ihm der Bischof von Trient vor Bisin [2]) mit vielem Volk; darauf saß ein Edelmann, genannt der Gradner; der war des Herzogs Diener gewesen und war gar gewaltig in dem Land und dem Herzog gar lieb. Es fügte sich bald danach, daß derselbe Gradner bei dem Herrn ververleumdet ward und der Herzog stellte ihm nach und hätte ihn gern gefangen. Das ward nun der Gradner inne und säumte nicht länger und sah, was er zu schaffen hatte und nahm überall von den besten Schlössern, die der Herzog hatte, was darauf war von Geschütz und Vorräthen und führte alles nach Bisin, das ist ein herrlich, reichlich und gutes Schloß, gehört dem Bischof von Trient und liegt eine Meile diesseits von Rofereit. Das Schloß rüstete er so wohl mit guten Gesellen, mit guten Büchsen, mit Pulver und aller Kost, daß man sagte, man könne es in 3 Jahren nicht gewinnen, des Proviants und des Kriegszeuges halber. Derselbe Gradner hatte, wie man sagt, bei 70 gute Gesellen, unter denen war auch mein Sohn Wilhelm, den ich gehabt habe von meiner ersten Frau, der Gott gnädig sei. Der ward gefangen mit andern und gen Trient geführt, da lagen sie in dem Thurm bei 5 Monaten. Nun wußt' ich nichts darum, daß er gefangen lag, denn er war wohl 9 Jahre aus gewesen, ohne daß ich ein Wort von ihm gehört, ich hatte ihn auch ganz aufgegeben und wähnte, er wäre todt. Er war

[1]) Salzmagazin.

[2]) Burg Bisein (Beseno) zwischen Trient und Roveredo, die vom Bischof von Trient zu Lehen ging.

Digitized by Google

in welschen Landen gewesen und war auf dem Weg, heim zu ziehen; da begegneten ihm Gesellen, die zu dem Gradner gingen, bei denen war er, bis er gefangen ward. Als er nun zu Trient im Thurm lag, da hatte der Bischof einen Trompeter, der war vor Zeiten ein Thürmer hier zu Augsburg auf dem Perlachthurm, der wollte sich bei dem Bischof einschmeicheln und sprach, mein Sohn hätte einen reichen Vater zu Augsburg, wär' ein Kaufmann und könnte ihm 1000 Fl. geben. Als der Bischof die Mähr hörte, daß er 1000 Fl. haben könne, die hätt' er nun gern gehabt und ließ meinen Sohn im Gefängniß hart halten und ließ ihm sagen, man wolle ihn tödten, oder er müsse 1000 Fl. geben. Also ward mir kund gethan, daß mein Sohn um Leib und Leben gefangen läge zu Trient; ich erhob mich, ritt gen Trient und kam am 5. Tag dahin. Als ich nun ankam, hätt' ich ihn gern ledig gemacht, aber es konnte nicht sein; ich versuchte mancherlei und that was ich vermochte, aber es half alles nicht. Und es wollte der Bischof gen dem Stein [1]) reiten, das ist ein Schloß nahe bei Pisa, und ich ritt mit ihm; und ich hatte 2 Edelleute, die waren Oberstthauptleute in dem Feld vor Pisa, die waren genannt der eine Herr Joachim und der andere hieß der Compenner, der hatte Herrn Joachims Tochter und war Hauptmann auf Persin [2]); die waren mir gar behilflich und förderlich und halfen mir auch gar sehr einen halben Tag verhandeln; doch mochte das anders nicht helfen, außer wenn ich 300 Ducaten [3]) gäbe; das wollt' ich aber nicht thun, schied von dannen und ließ meinen Sohn im Thurm. Und danach über 6 Wochen ward er ledig, ich mußte aber dem Bösewicht, dem Bischof zu Trient, 50 Gul-

[1]) Stein am Calian — Castell alla Pietra.

[2]) Veste Persen (Pergine) im Suganathale, östlich von Trient.

[3]) ca. 2790 Mark.

Digitized by Google

den baar geben und kostete mich ferner auch bei 30 fl. mit Zehrung und Geschenken, das that 80 fl.[1]), die er mich kostete."

Hier schließt, was B. Zink über sich selbst aufgezeichnet hat. Noch einmal, im 4. Buche, nimmt er einen Anlauf, eigene Schicksale im Zusammenhange zu schildern, aber nach wenigen Sätzen bricht er wieder ab. Aus diesem Wenigen mögen wir etwa die Motive errathen, die ihm eine Fortsetzung seiner Selbstbiographie verleideten. Nach drei glücklichen Loosen hatte der alt gewordene Mann, als er nochmals heirathete, eine böse Nummer gezogen. Zum Jahre 1466 schreibt er das Folgende:

„Seit ich mein Weib, das ich jetzo habe, genommen habe, das ist in der Woche vor Jacobi 6 Jahre gewesen und ich war bei 64 Jahren alt, in der Zeit hab ich mehr Unbiltes und Uebles erlebt als je zuvor in allen meinen Tagen von Jugend auf bis zur obgenannten Zeit, besonders mit meinem zornigen, trotzigen Weib. Also laß ich das Weib leben und thun was sie will und habe mich darein ergeben von meiner Kinder wegen."

So umwölkte das Greisenalter des vielgewanderten Mannes, statt daß es ihm die süße Ruhe einer glücklichen Häuslichkeit geboten hätte, der trübe Schatten des Mißmuths und Kummers. In der Vergangenheit mußte er den Trost suchen, den ihm die Gegenwart versagte, und so schrieb er Erinnerungen und Erlebnisse nieder. Bis 1468 reichen seine Aufzeichnungen, dann legte er mit dem Spruche:

„Hie hat das buech ain end,
das Gott alls zum pesten wend!"

die Feder nieder. Im Jahre 1474 starb er, achtundsiebzigjährig.

---

[1]) ca. 560 Mark.

Digitized by Google

Die Markgräfinnen Maria Victoria und Karoline Luise von Baden[1]).

Unter den Frauen, welche dem badischen Herrscherhause durch Geburt oder durch Heirath angehören, ist eine nicht geringe Zahl in die Gedenkbücher der Geschichte mit ruhmvoller Erwähnung eingetragen. Man darf nur an die vielgenannte Markgräfin Jacobe erinnern, die Tochter des Markgrafen Philibert, die in der Zeit der katholischen Gegenreformation als Gemahlin des Herzogs Johann Wilhelm von Cleve eine hervorragende politische Rolle gespielt und, von gewissenlosen Feinden verfolgt, im Jahre 1597 ein tragisches Ende durch Meuchelmord genommen hat, an Augusta Maria Johanna, die, 1724 mit dem Herzog Ludwig von Orleans vermählt, in einer nur kurzen Ehe, die ihr Tod schon nach zwei Jahren löste, das Glück genoß, durch ihren segensreichen Einfluß ihren Gemahl aus einem genußsüchtigen

[1]) Vortrag, gehalten auf Veranlassung des Vorstandes des Badischen Frauenvereines, unter dem Protectorate J. K. H. der Großherzogin Luise, zu Karlsruhe am 3. April 1869.

Digitized by Google

Lebemann in einen ernsten, still und zurückgezogen den Wissenschaften und der Wohlthätigkeit lebenden Christen zu verwandeln; an des Markgrafen Georg Friedrich Tochter Elisabeth, welche die Früchte ihrer Mußestunden und einer in sich gekehrten Seelenstimmung in Denksprüchen niederlegte, die der jetzt lebenden Generation auf den Wunsch der Großherzogin Sophie von Baden in einem erneuten Abdruck bekannt geworden sind, nachdem der älteste Druck derselben, der im Jahr 1685 in Durlach erschien, zu einer Seltenheit geworden war; an Magdalene Wilhelmine, eine geborne Prinzessin von Württemberg, die Gemahlin des Markgrafen Karl Wilhelm, des Gründers von Karlsruhe, die sich durch die von ihr geleitete Erziehung ihres Enkels Karl Friedrich ein unzerstörbares Denkmal setzte und wohlbegründeten Anspruch auf die immerwährende Dankbarkeit dieses Landes erwarb; an die ausgezeichneten Töchter des Erbprinzen Karl Ludwig, welche die Throne von Rußland, Baiern, Schweden, Hessen und Braunschweig zierten und in diesen Staaten in gleich gesegnetem Gedächtnisse fortleben, wie es ihnen das Land ihrer Geburt bis auf den heutigen Tag bewahrt.

In der langen Reihe der fürstlichen Frauen, aus der soeben einige herausgehoben wurden, nehmen die beiden Fürstinnen, über welche hier beabsichtigt wird einige Mittheilungen zu machen, eine hervorragende Stelle ein, und dürften sich besonders eignen, gerade hier als glänzende Vorbilder angeführt zu werden, weil sie in ihrem Leben und Streben die beiden Ziele verfolgten, welche auch der badische Frauenverein als die seinigen anerkennt: Wohlthätigkeit und Bildung.

Die ältere der beiden fürstlichen Frauen ist die Markgräfin Maria Victoria, am 26. October 1714 geboren, die Tochter des Herzogs Leopold von Arenberg, Croy und Arschott.

Digitized by Google

Sie wurde am 7. December 1735 zu Neuhaus in Böhmen mit dem Markgrafen August Georg von Baden-Baden vermählt, einem Sohne des Markgrafen Ludwig Wilhelm und der Markgräfin Sybilla Augusta. Markgraf August Georg war von seiner frommen Mutter dem geistlichen Stande bestimmt worden, hatte bereits die Weihen eines Subdiacons empfangen und gehörte zuerst als Domherr dem Capitel zu Cöln, dann als Domdechant dem zu Augsburg an. Da jedoch die fürstliche Linie, der er entstammte, nur auf wenigen Augen ruhte, war er am 6. September 1734 durch Papst Clemens XII. seiner geistlichen Eigenschaft wieder entkleidet worden. Ein eifriger kirchlicher Sinn blieb indeß dem Markgrafen eigen und wurde lebhaft getheilt von seiner zu Brüssel in streng katholischer Observanz erzogenen Gemahlin.

Da die Ehe des hohen Paares kinderlos blieb und der ältere Bruder und Regierungsvorfahr August Georgs, der Markgraf Ludwig Georg nur eine Tochter, die Prinzessin Elisabeth hinterließ, so war durch einen Erbvertrag der Anfall des baden-badischen Landes an die Linie von Baden-Durlach festgesetzt worden. Unter den in diesem Vertrage getroffenen Verabredungen nahmen eine hervorragende Stelle diejenigen ein, welche zum Schutze der katholischen Unterthanen und Einrichtungen verlangt und zugesagt worden waren.

Um aber den Angehörigen der katholischen Kirche noch besondere Begünstigungen zuzuwenden, welche von der künftigen protestantischen Landesregierung nicht zu erwarten waren, machte Markgraf August Georg am 11. December 1766 an seine Gemahlin eine bedeutende Schenkung unter der Bedingung, davon nach seinem Tode einige noch von ihm bestimmten Stiftungen zum Vollzug zu bringen, den Rest aber nach ihrem freien Willen „zur Auferbauung der christkatho-

Digitized by Google

lischen Religion in den markgräflichen Landen, zur Verbesserung der Sitten, wie auch zum Besten der rücklassenden Diener und Unterthanen" zu verwenden. Er bestimmte 8000 fl. zur Errichtung einer Priesterpfründe im Collegiatstift Baden; 2000 fl. für die Klosterfrauen zum heiligen Grab in Baden „zu mehrerer Auffrischung ihres Eifers im Unterricht"; eben so viel für die Kirchenfabrik in Baden, mit der Auflage, den Kapuzinern daselbst jährlich für 50 fl. trinkbaren Wein abzugeben; 10,000 fl. zu einem Stipendium für einen Studirenden der Rechtswissenschaft, welcher drei Jahre auf einer katholischen Universität den Studien obliegen und ein Jahr zur praktischen Ausbildung beim Reichskammergericht zu Wetzlar beschäftigt sein solle; endlich 12,000 fl. für eine Wasserleitung in der Stadt Baden. Diese letztere Stiftung hat der Markgraf später widerrufen und bestimmt, daß diese Summe 10 Jahre lang dem Schulfond zu Baden zum Genuß belassen, alsdann aber zur Errichtung von Armenapotheken verwendet werden solle.

Nach dem Tode des Markgrafen, als das baden-badische Gebiet an Baden-Durlach fiel, im Jahre 1771, ergaben sich über die Verwirklichung eines Theiles dieser Stiftungen Zwistigkeiten zwischen der neuen Regierung und den Absichten und Zielen der fürstlichen Wittwe. Maria Victoria verlangte eine noch festere Garantie für die stiftungsgemäße Verwendung der bedeutenden Mittel, welche ihr und des verstorbenen Markgrafen Wille den Katholiken des Landes zuzuwenden gedacht, als in der wohlwollenden Gesinnung und dem strengen Rechtsgefühle des Markgrafen Karl Friedrich lag. Sie verlangte, daß eine besondere katholische Consistorial-Commission niedergesetzt werde, welche alle auf das katholische Religionswesen und die katholischen Stiftungen bezüglichen Angelegenheiten besorgen solle, und als dies abgelehnt wurde,

Digitized by Google

ward der Rechtsweg der Klage beim Reichshofrath beschritten und von der Markgräfin ein Capital von 25,000 fl. zu dem Zwecke gestiftet, daraus einen eigenen Syndicus zu bezahlen, der diesen und ähnliche aus confessionellen Differenzen entstehende Prozesse führen solle. Der energischen und leidenschaftlichen Frau hatte sich der Gedanke bemächtigt, den wohl auch andere Personen, welchen die Vereinigung beider Markgrafschaften unangenehm war, künstlich nährten, die katholische Confession ihrer bisherigen Unterthanen sei durch die neue Regierung in ihrem Bestande von ernsten Gefahren bedroht. Sie begab sich, als die Unterhandlungen mit der badischen Regierung erfolglos blieben, selbst nach Wien und that dort, ohne den Ausgang des schwebenden Rechtsstreites abzuwarten, einen Schritt, welcher die markgräfliche Regierung und Karl Friedrich selbst auf das Tiefste verletzen mußte. In einer Urkunde vom 15. September 1778 cedirte sie nämlich der Kaiserin-Königin Maria Theresia und deren Nachkommen im österreichischen Erzhause die Summe von 233,000 fl. mit dem Wunsche, die Zinsen derselben zu bestimmten, von ihr näher bezeichneten Zwecken verwendet zu sehen. Außer den noch von Markgraf August Georg bezeichneten Zwecken, die bis dahin nicht erfüllt worden waren, bestimmte sie: 140,000 fl. zur Errichtung eines Armenerziehungshauses in Rastatt, in welchem „katholische arme Mägdlein nach Nothdurft unterhalten, zu christlichen Sitten angeführt und in denen zu einer häuslichen Wirthschaft gehörigen Arbeiten solcher Gestalt unterwiesen werden sollten, damit selbe ihr Brod auf eine ehrbare Art gewinnen und der Gefahr der Verführung und des Lasters ausweichen, sofort als fromme, fleißige und geschickte Dienstboten rechtschaffenen Hausvätern und Hausmüttern nützlich werden mögen"; 25,000 fl. zur Aussteuer dreier armen Mädchen; 7,000 fl. zur Aussteuer eines mittel-

Digitized by Google

losen Mädchens, welches in eines der Frauenklöster zu Baden oder Altbreisach als Lehrfrau eintreten wolle; 11,000 fl. zur Aufbesserung des Frauenklosters in Rastatt; 5,000 fl. zu einem Stipendium für einen jungen Menschen, welcher in Erlernung der Rechtswissenschaften bereits einen rühmlichen Anfang gemacht habe; eben so viel zu Lehrgeld für angehende junge Professionisten; endlich 10,000 fl. zur Bestreitung der Verwaltungskosten. Die Berechtigung zum Genusse dieser Stiftungen war durchaus an das katholische Bekenntniß der Bewerber geknüpft. Sollte der Ausführung dieser Stiftungen von irgend jemand ein Hinderniß in den Weg gelegt werden, so gab die Cessionsurkunde der Kaiserin und ihren Nachkommen das Recht, die Zinsen dieser Summen auch an anderen Orten und selbst außerhalb des ehemals baden-badischen Gebietes zum Vortheil der katholischen Religion zu verwenden. Die Kaiserin nahm diese Cession an und setzte zu Offenburg, das damals mit der Ortenau noch zu Vorderösterreich gehörte, eine eigene Verwaltungsbehörde für diese Stiftung ein. Die markgräfliche Regierung versuchte natürlich, den möglichen Nachtheil, der aus einer stricten Befolgung dieser Festsetzungen dem Lande erwachsen konnte, abzuwenden und trat darüber mit der österreichischen Regierung in Verhandlungen. Diese führten — da einer anderen Auslegung der entschiedene Wille der Markgräfin und die Tendenz ihrer Rathgeber entgegenstand — zwar zu keinem Resultate, allein die österreichische Regierung machte auch von dem ihr eingeräumten Rechte einer anderweitigen Verwendung keinen Gebrauch. Erst mehrere Jahrzehnte später, beim Abschlusse des Preßburger Friedens (vom 26. December 1805) wurden diese Verhandlungen neu aufgenommen und, da sich indeß so viele Verhältnisse geändert hatten, endigten sie nunmehr mit einem

Digitized by Google

Staatsvertrage vom 27. September 1808, welcher die Rechte der österreichischen Regierung auf die badische übertrug.

Damals war die Markgräfin Maria Victoria schon seit geraumer Zeit nicht mehr unter den Lebenden. Verbittert durch die Streitigkeiten, welche sich an die versuchte Lösung dieser Fragen geknüpft hatten, deren Entscheidung in ihrem Sinne sie als die Aufgabe ihres Lebens betrachtete, war sie im Jahre 1784 nach Straßburg gezogen und beschloß dort ihre Tage in ihrem Hause auf dem St. Stephansplatz am 13. April 1793, Morgens 4 Uhr, 78 Jahre 7 Monate alt. Ihr Todtenschein trägt neben der Jahreszahl der christlichen Zeitrechnung auch die Bezeichnung der neuen republikanischen Aera: im II. Jahre der französischen Republik, und nennt sie schlechtweg Maria Victoria Arenberg.

Elf Jahre vor ihrem Tode (1782) hatte sie zu Ottersweier, wo sie damals zeitweilig ihren Wohnsitz aufgeschlagen, ihr Testament gemacht und demselben zwei Jahre darauf (1784) zu Straßburg ein Codicill folgen lassen. Auch diese Verfügungen enthalten namhafte Stiftungen. Einmal die Errichtung eines weiblichen Erziehungshauses in Ottersweier durch Frauen der Congregation von Notre-Dame, wofür sie 50,000 fl. und 10,000 fl. als Baufond aussetzte. Mit der Verwirklichung dieses Projectes wurde jedoch nicht bis an ihr Lebensende gewartet, sondern schon im Jahre 1783, unter Zustimmung der österreichischen Regierung, begonnen. Die zweite testamentarische Stiftung war die Gründung eines Seminars zu Baden-Baden, welches katholische Geistliche, Schullehrer und junge Leute, die sich der Landwirthschaft oder dem Handwerkerstande widmen, aufnehmen sollte und zu dessen Dotirung sie 100,000 fl. bestimmte. Außerdem bestimmte sie 35,000 fl. verschiedenen wohlthätigen Anstalten, Bruderschaften und Kirchen und der Förderung der Erziehung

Digitized by Google

und Bildung von Angehörigen der unteren Stände, für Pensionäre in den badischen Frauenklöstern, zu Prämien für Schullehrer, zur Besoldung bischöflicher Schul-Commissäre. Endlich bedachte sie reichlich ihre eigene und des Markgrafen Umgebung und Dienerschaft und sorgte auch hier wieder für die Zukunft, indem sie diesen Personen Pensionen auf Lebenszeit aussetzte und die Verfügung traf, daß nach dem Tode der Berechtigten das Capital ebenfalls für Beförderung der katholischen Religion in den badischen Landen und zu Liebeswerken, welche am meisten dazu beitragen können, verwendet werde.

Wenn wir die gesammte der Wohlthätigkeit zugewandte Thätigkeit der Markgräfin Maria Victoria überblicken, so wird sich uns sofort die Bemerkung aufdrängen, daß sie dabei durch zwei Gesichtspunkte geleitet wurde. Einmal durch ihre treue Anhänglichkeit an die Kirche, in der sie geboren und erzogen worden und an deren Erhaltung und Beförderung in dem Lande, das ihre zweite Heimath geworden, ihr unendlich viel gelegen war, und dann durch ein, mit tiefem Verständnisse des wahren Bedürfnisses der Zeit, auf die Hebung des Volksunterrichtes, namentlich der Erziehung der Mädchen aus den unteren Ständen gerichtetes Streben. An Unterrichtsanstalten für die Töchter der besseren Stände fehlte es auch damals nicht, wohl aber war die Theilnahme für das Gedeihen der Volksschule und besonders die Fürsorge für die Erziehung armer Mädchen erst im Entstehen begriffen. Erziehung der Jugend ohne eine den gesammten Unterricht beherrschende und durchdringende religiöse Richtung schien aber der Markgräfin Maria Victoria und mit ihr den Meisten, welchen damals der Volksunterricht eine Herzenssache war, ein Unding zu sein. Deshalb berief sie die Mitglieder der Congregation von Notre-Dame, deren segensreiches Wirken sie an verschiedenen

Digitized by Google

Orten kennen gelernt hatte, und vertraute ihnen die Leitung, den Bischöfen der beiden Diöcesen aber, zu denen das Land gehörte, von Straßburg und Speier, die Aufsicht über die von ihr dotirten Anstalten.

Was die Manifestation ihrer religiösen Anschauungen auf dem Gebiete der Politik betrifft, so möchte man wohl wünschen, daß sie sich weniger lebhaft an dem Kampfe betheiligt hätte, den eine gewiß ohne ausreichenden Grund entstandene Furcht vor Bedrohung der katholischen Religion zwischen der Regierung Karl Friedrichs und einem Theile der baden-badischen Bevölkerung hervorrief. Allein trotzdem wird man weder der unbeugsamen Festigkeit, mit der sie das von ihr als recht und wahr Erkannte vertheidigte, und der vor keinem Opfer zurückschreckenden Freigebigkeit, mit der sie ihre Sache unterstützte, die entschiedenste Hochachtung, noch der Gesammtheit ihrer Bestrebungen die Anerkennung versagen dürfen, die ihr Karl Friedrich, der stets das Wohl seiner Unterthanen aller Bekenntnisse im Auge hatte und dem gewiß jener Streit manche schwere Stunde bereitete, mit den Worten gezollt hat: „Sie wollte das Gute."

Der gesammte Nachlaß der Markgräfin Maria Victoria betrug über 300,000 fl. Die Zinsen dieser Summe werden auch heute noch, nachdem die Stürme einer bewegten Zeit über die Länder dahingebraust sind und vieles von dem vernichtet haben, was zu Lebzeiten der Markgräfin bestand, zu Zwecken der Wohlthätigkeit und des Unterrichtes verwendet, und viele Tausende haben in diesen langen Jahren die Wohlthaten der edlen, hochherzigen Fürstin genossen, der für alle Zeiten ein dankbares Andenken in den Herzen des badischen Volkes gesichert ist.

Digitized by Google

Während die Mittheilungen über die Markgräfin Maria Victoria sich auf eine Aufzählung der zahlreichen Werke der Wohlthätigkeit beschränken mußten, in deren Stiftung sie die schönste Aufgabe ihres in stiller Zurückgezogenheit zugebrachten Alters erblickte, so strömen die Quellen unserer Kenntniß des Lebens und Wirkens der Markgräfin Karoline Luise, der ersten Gemahlin Karl Friedrichs, weit reicher.

Wenn der Name Karl Friedrich im badischen Lande genannt wird, so wissen Alle, daß von einem Fürsten die Rede ist, der zu den ausgezeichnetsten deutschen Regenten zählt, dessen Herz von der treuesten Liebe zu seinem Volke erfüllt war und dessen reicher Schatz umfassender Kenntnisse mehrere Menschenalter hindurch, während einer Regierungszeit, wie sie in so langer Dauer nur selten in der Geschichte erscheint, der Wohlfahrt, der Fortbildung und Beglückung dieses Landes mit dem schönsten Erfolge gewidmet war, von einem Fürsten, dessen Bild auch heute noch in den Herzen der Enkel jener Generation, die er regierte, in dem vollen Glanze begeisterter Verehrung fortlebt.

Der junge Fürst, am 22. November 1728 geboren, trat im October 1746 die Regierung seines Landes an, die ihm, der kaum vierjährig den Vater verloren hatte, schon im Jahre 1738 durch den Tod seines Großvaters, des Markgrafen Karl Wilhelm, zugefallen, bis dahin aber durch seinen Oheim, den Markgrafen Karl August, verwaltet worden war. Seine Studien hatte er auf der Akademie zu Lausanne gemacht und, nach deren Vollendung, der theoretischen Ausbildung die lebendige Anschauung fremder Länder und Sitten auf weiten Reisen beigesellt. Auch nachdem er die Regierung übernommen, verließ er noch mehrmals sein Land, um, besonders über die wirthschaftlichen Probleme, deren Lösung ihn vorzugsweise anzog, in Holland und England reiche und bildende

Digitized by Google

Erfahrungen zu sammeln. Als er, nachdem diese Lehr- und Wanderjahre zurückgelegt waren, daran dachte, sich eine Lebensgefährtin zu suchen, lenkte sein mütterlicher Oheim, der Statthalter der Niederlande, Heinrich Friso von Oranien, seine Aufmerksamkeit auf Karoline Luise, Tochter des Landgrafen Ludwig VIII. von Hessen zu Darmstadt. Die Prinzessin war am 11. Juli 1723 geboren, also 5 Jahre älter als der ihr zugedachte Bräutigam. Aber der Ruf ihrer Vorzüge war schon damals so fest begründet, daß der Unterschied der Jahre nicht hindernd in den Weg trat. Am 28. Januar 1751 wurde die Vermählung des hohen Paares zu Darmstadt mit den üblichen Feierlichkeiten begangen. Nicht Liebe, sondern Convenienz hatte diese Ehe geschlossen. So stand denn Karl Friedrich Anfangs seiner Gemahlin nur mit der achtungsvollen Ergebenheit gegenüber, welche ihre ausgezeichneten Eigenschaften unter allen Umständen verdienten, aber sein Gemüth war nicht von jenem mächtigen Gefühle durchdrungen, durch das sich in der Vereinigung mit einem geliebten Wesen die schönste harmonische Ergänzung der eigenen Individualität vollzieht. Bald trieb ihn die noch nicht völlig befriedigte Reiselust wieder hinaus aus den Mauern seines Schlosses und den Marken seines kleinen Landes, und als er an der holländischen Küste das Meer erblickte, faßte ihn unwiderstehlich die Lockung, nochmal hinüberzufahren nach der britischen Insel, zu der ihn von früheren Reisen die angenehmsten Erinnerungen hinzogen.

Karoline Luise hatte keine Ahnung, daß der Markgraf zu so langer Abwesenheit verreist sei. Erst im September 1751 kam der im Mai Verreiste wieder zurück. Beim Empfange aber zeigte sich im glänzendsten Lichte die Herzensgüte und die Klugheit der Markgräfin. Ohne ein Wort des Vorwurfs, mit offenen Armen begrüßte sie den geliebten Flücht-

Digitized by Google

ling. Da waren dem herzlichen Verkehre die Bahnen gebrochen, der von nun an die fürstlichen Gatten in der seltensten Harmonie vereinigte.

Die Bildung Karl Friedrichs war eine vielseitige. Er las und sprach mit Fertigkeit französisch, italienisch, englisch und holländisch; der alten Sprachen war er zur Genüge mächtig, um durch die Lectüre der Classiker den erhabenen Geist des Alterthums sich immer wieder vor Augen zu führen; er liebte die Künste; den Staatswissenschaften wendete er ein besonderes Augenmerk zu; auf dem Gebiete der politischen Oekonomie trat er selbst als Schriftsteller vor die Oeffentlichkeit; seine Bestrebungen zur Verbesserung der Landwirthschaft führten ihn zu einem eingehenden Studium der Naturwissenschaften. Auf allen diesen Gebieten fand sein Wissenstrieb eine verwandte Saite in den Anlagen und Studien seiner Gemahlin. Die Naturwissenschaften zogen sie besonders an, und in richtiger Erkenntniß der Aufgaben, zu deren Lösung sowohl der Grad ihrer Kenntnisse, als die Vortheile ihrer Stellung vorzüglich geeignet waren, verlegte sie sich auf die Anlage reichhaltiger Sammlungen. „Die Fürstin hat ein vortreffliches Naturaliencabinet angelegt," schreibt der schwedische Gelehrte Björnstahl, der im Jahre 1773 Karlsruhe besuchte, an Linné. „Es herrscht die beste Ordnung darin und die Producte jedes Reiches haben ihren abgesonderten Platz." Eine ausgebreitete Correspondenz mit Männern der Wissenschaft, mit Sammlern und anderen hervorragenden Personen aller Länder diente dazu, diese Sammlung fortwährend zu ergänzen und zu vervollkommnen. Die Kaiserin Maria Theresia gab Befehl, aus allen Theilen ihrer Reiche Mineralien und Pflanzen an die Markgräfin zu schicken, Katharina II. bereicherte ebenfalls ihre Sammlung durch werthvolle Geschenke. Aber sie begnügte sich nicht, zu sam-

Digitized by Google

meln und das Gesammelte systematisch zu ordnen, sie suchte sich auch die Resultate, welche die Wissenschaft zu Tage förderte, durch eifriges Studium zum geistigen Eigenthum zu machen. Die Bibliothek, welche mit ihrer Sammlung in Verbindung stand, enthielt die besten Werke, auch sehr seltene und kostbare. In Buffon's berühmter Naturgeschichte illuminirte die Markgräfin selbst die Thiere mit den schönsten natürlichen Farben. Auch der botanische Garten genoß ihrer besonderen Begünstigung. Schon der Regierungsvorfahr Karl Friedrichs hatte bei der Gründung Karlsruhe's die Gartencultur sehr eifrig betrieben, Gärten und Gewächshäuser angelegt und durch die von ihm befohlene Abbildung von etwa 6000 seiner schönsten und interessantesten Zwiebelgewächse — die in 16 Foliobänden noch heute auf der Großh. Hof- und Landesbibliothek stehen — der Nachwelt ein schätzenswerthes Denkmal seiner Blumenpflege hinterlassen. Nun wurde der Garten mehr wissenschaftlichen Zwecken dienstbar gemacht und zeichnete sich besonders durch schöne und seltene Bäume aus. Karl Friedrich und seine Gemahlin besuchten den Garten sehr viel und setzten, wenn sie Fremden ihre Schätze vorzeigten, diese durch ihre botanischen Kenntnisse in Erstaunen. „Sie wissen das ganze Linné'sche System nach allen seinen Geschlechtern und Arten an den Fingern herzurechnen," sagt Björnstahl, „sie kennen jeden Baum, jede Pflanze, jedes Gewächs in den hier befindlichen Orangerien und Gärten, die mit einheimischen sowohl als ausländischen Gewächsen aus allen vier Theilen der Welt versehen und völlig nach dem System Linné's eingerichtet sind." Die Markgräfin ging aber in ihrer Begeisterung für die botanische Wissenschaft noch weiter. Sie begann die Herausgabe eines großen Werkes vorzubereiten, welches die sämmtlichen Gattungen des Linné'schen Systems in Kupfer gestochen zur Anschauung bringen

Digitized by Google

sollte. Die Zahl der Kupferplatten sollte nicht weniger als 10,000 betragen. Sie ließ den geschickten Kupferstecher Gauthier Dagoti aus Paris kommen, um das Werk in Angriff zu nehmen, und im Januar 1774 berichtete Björstahl an Linné, daß er bereits vollendete und von der Markgräfin selbst illuminirte Tafeln — die Gattungen der Veronica darstellend — gesehen habe. Damals war es eine Lieblingsidee der Markgräfin, Linné selbst bei sich zu haben, und Björnstahl hatte den Auftrag, ihm in der schmeichelhaftesten Weise die Einladung des fürstlichen Paares zu übermitteln. Dieser Wunsch wurde freilich nicht erfüllt, aber Linné bewies der Markgräfin seine Bewunderung, indem er einer damals neu entdeckten brasilianischen Pflanze den Namen Carolinea Princeps beilegte. Auch andere Zweige der Naturwissenschaften blieben der Markgräfin nicht fremd. Sie hegte ein lebhaftes Interesse für die Fortschritte der Physik und ließ sich durch den trefflichen Böckmann, einen Lübecker, den Karl Friedrich an sein Gymnasium berufen hatte, über die neueren Erscheinungen und Entdeckungen auf diesem Gebiete von Zeit zu Zeit vortragen. Herr Cassini de Thury, der im Jahre 1763 nach Karlsruhe kam, um auch dort für die im Auftrage der Pariser Akademie unternommene Gradmessung Aufnahmen zu machen, kann nicht genug rühmen, welche Theilnahme und welches Verständniß Karoline Luise seinen Arbeiten entgegenbrachte. Trotz der rauhen Jahreszeit, in welche sein Besuch fiel, bestieg die Markgräfin wiederholt den Schloßthurm, um Cassini's Instrumente zu prüfen und die Art ihres Gebrauches kennen zu lernen, und ehe vierzehn Tage vergingen, war sie im Stande, selbst Messungen vorzunehmen, zu berechnen und danach eine Karte zu zeichnen.

Mit demselben Eifer wie den Naturwissenschaften war Karoline Luise den schönen Künsten zugethan. Sie zeichnete

Digitized by Google

und malte vortrefflich. Es existirt ein Portrait Karl Friedrichs von ihrer Hand in rother Kreide auf weißem Grunde, eine damals sehr beliebte Manier, das sehr wohl getroffen ist. Sie konnte auch in Pastell malen. Björnstahl sah von ihr eine Venus, die aus dem Bade kommt, mit vielen Genien, Amoretten u. s. w. Er nennt dies Bild ein schönes Stück. Ihr eigenes Portrait, ebenfalls in Pastell, wird, wie das eben angeführte des Markgrafen, im Großherzoglichen Schlosse aufbewahrt und die Tradition läßt ebenfalls sie selbst es gemalt haben. Auch auf dem Gebiete der Kunst legte die Markgräfin werthvolle Sammlungen an. Sie hatte Agenten, besonders in den Niederlanden, die für sie thätig waren, ihr bevorstehende Verkäufe ankündigten, oder sie sonst auf gute Gelegenheiten zu Erwerbungen aufmerksam machten. Ihr Streben war nicht, viele, sondern nur ausgezeichnete Bilder und damit zugleich die hervorragendsten Vertreter der verschiedenen Fächer und Richtungen zu besitzen. „Ich suche nur die großen Meister," schreibt sie einmal, „da ich mein Cabinet wie die Bibliothek eines Gelehrten dazu vorhanden betrachte, mich zu unterrichten." Die Vermehrung dieses Cabinets lag ihr ebenso am Herzen, wie die Vervollständigung ihrer Naturaliensammlung und sie correspondirte zu diesem Zwecke unausgesetzt nach allen Seiten. „Ihre Liebe zur Wissenschaft und Kunst ging bis zum Enthusiasmus," sagt Gehres von ihr, „und war sehr thätig, was der Enthusiasmus nicht immer ist." Auch ihre Verdienste um die Kunst fanden mehrfache Anerkennung. Im Jahre 1763 schickte ihr die Königl. Maler-, Bildhauer- und Bau-Akademie zu Kopenhagen ein Diplom zu, und im Jahre 1776 nahm sie die Akademie der Pastori Arcadi zu Rom unter dem Namen Cleonice Delia als Mitglied auf.

Alle diese Erwerbungen machte Karoline Luise aus ihrem

Digitized by Google

Privatvermögen, dessen Renten besonders aus der Grafschaft Hanau-Lichtenberg flossen. Ihre Naturaliensammlung wurde später der Grundstock der Schätze, welche das Großh. Naturaliencabinet bewahrt, ihre botanischen Werke sind eine Zierde der Hof- und Landesbibliothek geworden und die von ihr gesammelten Bilder, vorzüglich Niederländer, wurden die Anfänge der Karlsruher Gemäldegalerie.

Nicht minder als die Kunst liebte Karoline Luise die Literatur. Sie las die vornehmsten lebenden Sprachen und das Latein mit Geläufigkeit. Noch sind zahlreiche dicke Bände mit Excerpten aus den hervorragendsten Werken aller Sprachen vorhanden, die sie selbst niederschrieb. Wenn sie sich auch, nach damaliger Sitte, vorzugsweise der französischen Sprache in ihrer Correspondenz bediente, deren Concepte auch in dicken Sammelbänden erhalten sind, so war sie doch keine Verächterin der deutschen Sprache, wie so viele ihrer Zeitgenossen, und schrieb auch diese fehlerfrei, ein Lob, das in jener Zeit nicht viele Damen verdienen. Auch der neu auflebenden deutschen Literatur wandte sie, wie der Markgraf, lebhafte Theilnahme zu. Bedeutende Gelehrte und Schriftsteller verkehrten am Karlsruher Hofe. Goethe war mehrmals zum Besuche, Klopstock nahm bekanntlich, auf des Markgrafen Einladung, hier einen längeren Aufenthalt, Herder, Lavater, der Idyllendichter Geßner kamen öfter, Pfeffel, der Fabeldichter, aus Colmar, der Geschichtschreiber Schöpflin aus Straßburg, Forster, der berühmte Reisende aus Mainz, stellten sich ein, auch Voltaire hielt sich zur großen Genugthuung der Markgräfin auf der Durchreise auf und sprach sich in einem Briefe an einen Freund über die hier empfangenen Eindrücke in der schmeichelhaftesten Weise aus. Auch hervorragende Künstler erschienen. Auf der Durchreise von Paris nach Wien kehrte der Ritter Gluck hier an; Abbé Vogler kam öfter von Mannheim

Digitized by Google

herüber, gab Concerte, producirte sich auch einmal auf der Orgel der Stadtkirche zu Durlach; die Mara sang bei Hofe. Auch einem ständigen Theater wurde in den Orangeriehäusern eine Stätte bereitet. Abwechselnd die Bulla'sche und die Appelt'sche Gesellschaft spielten da bald vor dem Hofe, bald vor einem aus der Stadt herbeigekommenen Publicum. Tüchtige Gelehrte waren in Karlsruhe heimisch: der Botaniker Kölreuter, der Physiker Böckmann, Tittel, der Philosoph, der Mathematiker Wucherer, Sachs, der Geschichtschreiber des Fürstenhauses, Bouginé, ein trefflicher Lehrer des Gymnasiums, Molter, dem die fürstliche Bibliothek unterstand, Ring, der Erzieher des Erbprinzen, Groos und Schlosser, die neben ihren Beamtenpflichten auch für die Wissenschaft Zeit behielten. Sie alle waren in vielfacher Berührung mit dem Hofe, von den fürstlichen Herrschaften geehrt und in ihren Bestrebungen lebhaft unterstützt und gefördert.

Auch die Schule und die Erziehung der Jugend lag der Markgräfin am Herzen. Für junge Leute, die sich den Handwerken widmen wollten, war auf ihre Veranlassung ein tüchtiger Zeichenlehrer, Hofmaler Melling, ein Schüler Vanloo's, berufen worden, der etwa 80 Schülern täglich eine Stunde freien Unterricht in der Zeichenkunst ertheilte. Auch für die gelehrten Schulen interessirte sich die Markgräfin. Sie selbst besuchte zuweilen die Unterrichtsstunden, bald allein, bald begleitet von dem Markgrafen und den Prinzen. „Da pflegte sie" — so erzählte der als Schulmann hochverdiente Loreye — „gewöhnlich selbst, besonders aus der populären Naturlehre und aus der höheren Physik, aus der Geschichte und Geographie zu examiniren. Auch im Lateinischen stellte sie einzelne Fragen und ließ sehr gerne aus einem Classiker in's Deutsche übersetzen. Ich erinnere mich, daß sie uns in den untern Schulen auch kleine deutsche Sätze zum Uebersetzen in's Lateinische

Digitized by Google

aufgegeben hat und wie freundlich sie uns corrigirte, wenn wir einen Bock machten. Ihr liebevolles Benehmen verursachte, daß wir an ihr mit kindlicher Ungebundenheit wie an der Mutter hingen."

So sehr sie den Wissenschaften und Künsten eine mehr als dilettantische Aufmerksamkeit zuwandte, so stand sie doch auch den einfachsten Bedürfnissen des praktischen Lebens nicht fremd gegenüber. Um in der Landwirthschaft selbst Versuche anstellen zu können, kaufte sie sich einige Landgüter und ließ sie unter eigener Oberaufsicht bewirthschaften. Sie scheute die spöttische Nachrede nicht, daß sie aus Geiz mit Grundbirnen handle. In Grötzingen wurde auf ihre Kosten eine Krappfabrik angelegt und schwunghaft betrieben. Ihr Herz schlug auch warm für die Noth ihrer Unterthanen. Und sie begnügte sich nicht damit, aus der erhabenen Höhe ihrer fürstlichen Stellung wohlthätige Spenden auf die Nothleidenden herabzustreuen, sondern sie erschien selbst als Trösterin und Helferin am Krankenbette der Armen und übte die Kenntnisse aus, die sie sich unter der Anleitung ihres Leibarztes auch auf dem Gebiete der praktischen Medicin erworben hatte. „Da sah man sie oft" — erzählt der schon erwähnte Loreye — „von einem Kammerdiener begleitet oder auch ganz allein, die niederste Hütte besuchen und die Patienten ganz methodisch behandeln. Waren diese auf dem Wege der Besserung, so machte es ihr eine ganz ausnehmende Freude, den mitgebrachten Wein aus dem Staucher hervorzunehmen und dem Genesenden eine Labung zu reichen. Während der ganzen Reconvalescenz sorgte sie auch für die Stärkung aus der Hofküche."

Nichts ist natürlicher, als daß ein fürstliches Paar von diesen Gesinnungen und einer so ausgebreiteten Thätigkeit keinen allzugroßen Werth auf die Aeußerlichkeiten und Förm-

Digitized by Google

lichkeiten des Lebens legte. Das äußere Auftreten des Markgrafen und der Markgräfin war ohne glänzenden Prunk. Wenn Karl Friedrich durch die Stadt fuhr, hatte er gewöhnlich nur einen Läufer und zwei Lakaien bei sich und fuhr in einem Wagen mit zwei Pferden. Wenn er an der Wache vorbeikam, trat diese nur in's Gewehr, ohne daß die Trommel gerührt wurde. Auch seine Kleidung war stets sehr einfach. Dies fiel Fremden auf, da gerade damals der Luxus auch der kleinsten Höfe in der Nachahmung der Sitten von Versailles auf's Höchste gestiegen war. Der Hofhalt ließ darum doch nichts vermissen, was zu der hergebrachten Uebung fürstlicher Etikette oder zur Erfüllung der Pflichten einer ausgedehnten Gastfreiheit gehörte. In jener Zeit, da das Reisen noch weit entfernt von den Verhältnissen war, die es in unseren Tagen erreicht hat, betrachtete es jede Person von Distinction für selbstverständlich, daß sie sich, in der Residenz eines Fürsten angelangt, bei Hofe melden ließ. Dann war es Sache des Hofmarschalls, die Auszeichnungen zu bestimmen, welche dem Range des Gastes gebührten. Den Vornehmsten ward Wohnung im fürstlichen Schlosse angeboten, Andere wurden für die Dauer ihrer Anwesenheit zur fürstlichen Tafel gezogen und bekamen Hofequipage und Dienerschaft, Andere, weniger Vornehme, wurden an die Marschallstafel geladen, wieder Andere, deren Rang auch dieser Ehre nicht würdig war, wurden dem Markgrafen nach der Tafel vorgestellt. Die fürstliche und die Marschallstafel waren gewöhnlich in demselben Saale. Nach Tische wurde in einem anderen der Kaffee genommen. Später war entweder Komödie oder Concert oder Spiel. Zuweilen speisten die Fürstlichkeiten ohne größeres Gefolge im Familienkreise, das hieß in der Hofsprache: „in der Retraite". Die Frage, ob ein Gast an die fürstliche oder an die Marschallstafel zu setzen sei, war

Digitized by Google

Gegenstand vielfacher Erwägungen. Klopstock erhielt seinen Platz an der Marschallstafel und soll das sehr übel aufgenommen haben. Von Lavater dagegen findet man in einem der Hofdiarien, die der Hoffourier Epple viele Jahre lang sorgfältig geführt hat, daß er an der fürstlichen Tafel Platz nehmen durfte. Häufig machte der Hof Ausflüge nach den benachbarten Lustschlössern und Jagdhäusern, nach Gottesaue, Scheibenhardt und Stutensee. Dort wurde dann der Kaffee genommen oder ein ländliches Mahl verzehrt, zu dem die kalte Küche von Karlsruhe mitgebracht war. Auch die Residenzen der Prinzen Karl August zu Durlach und Ludwig Wilhelm zu Mühlburg vereinigten oft die fürstliche Familie zu fröhlichen Festen. Ein längerer Aufenthalt ward gewöhnlich in den Sommermonaten zu Langensteinbach genommen, wo eine Quelle von geringem mineralischen Gehalt Gelegenheit zu heilsamen Bädern bot. Fast jedes Jahr wurde eine größere Reise unternommen, auf denen die Fürstlichkeiten gewöhnlich das tiefste Incognito bewahrten. Auf diese Weise besuchte Karoline Luise die bedeutenderen Sammlungen und Galerien Deutschlands, im Jahre 1771 auch Paris, wo eine durch das angenommene Incognito und die Etikette des französischen Hofes sehr erschwerte Zusammenkunft mit Ludwig XV. stattfand. Für Karoline Luise waren diese Reisen stets die erwünschteste Gelegenheit, neue Bekanntschaften unter den Gelehrten und Künstlern und anderen hervorragenden Personen anzuknüpfen, mit denen sie dann gewöhnlich in lebhaften Briefwechsel trat und durch die sie auch wohl ihre Sammlungen mit neuen Erwerbungen bereicherte.

Das fürstliche Familienleben war das schönste und innigste. Die Markgräfin hatte ihrem Gemahl drei Söhne geschenkt: den Erbprinzen Karl Ludwig, der im Jahre 1801 bei Arboga ein so trauriges Ende nahm, als er von einem Besuche bei

Digitized by Google

seiner Tochter, der Königin von Schweden, zurückkehrte, die Markgrafen Ludwig, den späteren Großherzog, und Friedrich. Eine Prinzessin war bald nach der Geburt gestorben. Den fürstlichen Kindern war Karoline Luise die besorgteste Mutter. Sie unterrichtete sie selbst und leitete, wo Lehrer zugezogen wurden, deren Unterricht. Sie erlebte die Freude, den Erbprinzen mit ihrer Nichte, der Prinzessin Amalie von Hessen-Darmstadt, vermählt zu sehen und seine ersten Kinder auf den Knien zu wiegen. Ein streng religiöser Sinn lebte in der fürstlichen Familie. Fremde waren davon erbaut, wenn sie sahen, wie der ganze Hof durch den Besuch der Schloßkirche „ein glänzendes Beispiel der Gottesfurcht und einer heiligen Ehrfurcht gegen die Religion ablegte". Jährlich wenigstens zwei Mal, zu Ostern und Weihnachten, empfing die fürstliche Familie gemeinschaftlich das Abendmahl.

So war die Markgräfin Karoline Luise in ihrer nächsten Umgebung und weiterhin für den Kreis ihrer Unterthanen ein leuchtendes Vorbild auf allen Gebieten, eine durchaus harmonische Natur, Glück und Segen rings um sich verbreitend, hochbegabt, voll des eifrigsten Strebens nach immer größerer Vollkommenheit, stets bereit auf allen Feldern menschlicher Thätigkeit Anregung zu verbreiten, Strebsame zu fördern, tüchtige Leistungen durch ihre Anerkennung zu ehren, eine Schützerin und eifrige Pflegerin der Künste und Wissenschaften, eine Wohlthäterin der Armen und Nothleidenden, das Ideal einer Fürstin und das schönste Muster einer Familienmutter. Ihr Herz war unendlich reich an Liebe für die Ihrigen. „Aber bei aller Reizbarkeit des Herzens, die sie zu so hoher Liebe fähig machte," — so urtheilt über sie Gehres — „hatte sie einen unerschütterlichen Gleichmuth. Keine Beleidigung konnte sie treffen oder nur in Bewegung setzen. Alles glitt ab an ihrer Größe, ohne eine Spur zu hinterlassen."

Digitized by Google

Zwei und dreißig Jahre lang hatte diese so glückliche Ehe Karl Friedrich und Karoline Luise vereinigt, als das theure Leben der Markgräfin schnell und unerwartet erlosch. Durch einen unglücklichen Fall von einer Treppe im Schlosse litt die Fürstin geraume Zeit. Ihre medicinischen Kenntnisse machten es ihr wahrscheinlich, daß ihre Gesundheit für immer dahin sei. Oefter äußerte sie sich in diesem Sinne gegen ihre Umgebung. Allein Niemand glaubte ihre Befürchtungen theilen zu müssen. Im Frühling 1783 beschloß sie, eine Reise nach Paris zu unternehmen, um ihre geschwächten Kräfte durch die Luftveränderung zu stärken. Sie war wieder voll Lebensmuth. „Ich freue mich," sagte sie zu ihrer Umgebung, „einen Le Sage, einen Lavoisier zu sprechen, und werde hübsche Sachen mitbringen." Am 1. April trat sie, begleitet von ihrem Lieblingssohne, dem Prinzen Friedrich, der Hofdame von Uexküll und dem Oberstallmeister von Uexküll, die Reise nach Paris an. Dort angelangt, fühlte sie sich so wohl, daß sie sofort begann, nach ihrer Gewohnheit Sammlungen und öffentliche Anstalten zu besuchen. Sonntag den 6. April besah sie ein neues Gebäude, machte einen Spaziergang im Garten der Tuilerien und besuchte Abends das Theater de la foire. In ihre Wohnung im Hôtel d'Angleterre (Rue des filles de St. Thomas, Ecke der Rue Richelieu) zurückgekehrt, wurde sie auf der Treppe von einer plötzlichen Schwäche befallen. Kaum hatte sie ihre Gemächer betreten, als sie ein apoplektischer Anfall betraf. Die Aerzte de la Motte und Sauro waren sofort hilfreich zur Stelle. Die Markgräfin kam wieder zu vollem Bewußtsein, sprach viel und lebhaft mit den Aerzten über ihre körperlichen Zustände, über frühere Krankheiten und war voll Zuversicht, daß die Gefahr vorüber sei. Zu dem Prinzen Friedrich, der ihr die liebevollste Sorgfalt widmete, sagte sie: „Wie unglücklich wärest Du

Digitized by Google

doch gewesen, wenn ich hier in Paris gestorben wäre." So verging der Montag, ohne daß sich neue Krankheitserscheinungen zeigten. Die Aerzte fanden bei ihrem Besuche, am Morgen des Dienstags, 8. April, die Kranke sehr gekräftigt. Aber die Besserung war nur scheinbar. Kaum hatten sie die Markgräfin verlassen, als sich, einige Minuten nach 12 Uhr Mittags, der Schlagfluß wiederholte und ihrem Leben schnell und schmerzlos ein Ende machte.

Karl Friedrich eilte auf die erste Nachricht der Erkrankung über den Rhein. Schon in Nancy traf ihn die Kunde seines unersetzlichen Verlustes. Sofort kehrte er um, und während sein Minister und treuer Freund, der Freiherr von Edelsheim, die Leiche aus der französischen Hauptstadt abholte, um sie nach der fürstlichen Gruft zu Pforzheim zu geleiten, wo sie am 18. April bestattet wurde, beweinte Karl Friedrich, umgeben von seinen Kindern, in der Einsamkeit von Stutensee, wo auch die Verewigte so gerne geweilt hatte, die heiß geliebte Gemahlin. Ein in einem schlechten Stiche viel verbreitetes Gemälde, dessen Original sich im Großherzoglichen Schlosse befindet, stellt den Markgrafen dar, wie er, auf den Arm des Erbprinzen gestützt, unter den schattigen Bäumen des Parkes trauernd wandelt. Mit ihm trauerte das Volk des badischen Landes, das den Werth dieser ausgezeichneten Fürstin während ihres Lebens wohl zu würdigen wußte, nun aber an ihrem Grabe, im Gefühle des herben Schmerzes, noch höher schätzen lernte.

Ihr Andenken lebt fort in dem Gedächtnisse eines treuen Volkes, und wo der Name Karl Friedrich's, des Unvergeßlichen, von Segenswünschen begleitet, von dankbaren Lippen tönt, ist mit ihm vereinigt der Name der Gefährtin seines Lebens und seiner Tugenden: Karoline Luise.

Digitized by Google

Französische Zustände während der hundert Tage und der Occupation.

Niemand hat mehr unter dem eisernen Drucke der Napoleonischen Kriege und Eroberungen gelitten als Deutschland, kein Heer hat mehr zur Niederwerfung des Imperators beigetragen als die deutschen Armeen, kein Feldherr des Jahrhunderts hat mehr Anspruch auf den Zoll der Bewunderung, der Dankbarkeit ganz Europa's als die siegreichen Führer des preußischen Heeres, und niemand hat weniger Erfolg von den großen Thaten der glänzenden Erhebung in den Jahren 1813—15 geerntet als unser Vaterland.

Ein Seitenstück zu der politischen Niederlage, die Deutschland nach den stolzesten Siegen erlitt, so gut in Wien 1814 wie in Paris 1815, und zu der bescheidenen Stellung, in die es sich England und Rußland gegenüber versetzt sah, kaum daß an der Stelle des schneidigen Schwertes die spitzigen Federn der Diplomaten die Arbeit des Tages übernahmen, bietet ein Blick auf die literarischen Hilfsmittel, die uns zur Beurtheilung jener merkwürdigen Zeit zu Gebote stehen. Hätten wir nicht Stein's Leben von Pertz, wahrlich wir

Digitized by Google

ständen ganz hilflos den zahlreichen ausländischen Publicationen gegenüber, wenn wir uns über die Stellung der Feldherren und Staatsmänner zu den wichtigsten Fragen und Verhandlungen unterrichten wollen, welche damals geführt und entschieden wurden. In trefflichen Werken haben deutsche Gelehrte die Ergebnisse ihrer Studien über diese Zeit niedergelegt; auch deutsche Archive sind dann und wann solchen Bestrebungen geöffnet worden; aber es ist uns in Deutschland nicht gegönnt, der Memoirenliteratur und den Depeschensammlungen gegenüber, die in Frankreich und England längst vielverbreitete Gegenstände des Buchhandels sind und neuerdings auch in Italien zu erscheinen beginnen, die Theilnahme Deutschlands an jenen großen Vorgängen durch einen unmittelbaren Einblick in die geistigen Werkstätten unserer Staatsmänner kennen zu lernen. Ein geheimnißvoller Schleier pflegt sich in Deutschland über die hinterlassenen Papiere hervorragender Personen zu legen. Falsch verstandene Pietät, kleinliche Rücksichten, Furcht vor dem rauhen Hauche der öffentlichen Meinung und nicht zum geringsten Theile Indolenz und Bequemlichkeit der Erben sind die Fäden, aus denen dieser, die geschichtliche Wahrheit und das gesunde, richtige Urtheil der Ueberlebenden so schwer beeinträchtigende Schleier gewoben ist. Zuweilen tauchen Andeutungen aus eingeweihten Kreisen auf, wie ganz anders man sicherlich diesen und jenen Mann beurtheilen würde, wenn man seine Briefe, seine Collectaneen, seine Tagebücher kennte. Aber bei diesem Schmerzensschrei über verkannte Größe und Trefflichkeit pflegt es sein Bewenden zu haben.

Von den auf die neuere Geschichte bezüglichen Publicationen nehmen die Depeschen, Correspondenzen und Denkschriften des Herzogs von Wellington eine besonders hervor-

Digitized by Google

ragende Stelle ein, deren 10. bis 12. Band in den Jahren 1863—65 erschienen sind und eine reiche Fülle der werthvollsten Materialien für die Geschichte der Jahre 1815—18 enthalten.

Die Kriegsgeschichte des ersten Jahres erhält durch diese Bände eine Menge neuer Aufklärungen. Von allen Seiten laufen bei Wellington die bedeutendsten Nachrichten ein, aus den verschiedenen Hauptquartieren kommen Meldungen und Anfragen; Denkschriften und Feldzugspläne werden ihm vorgelegt, Kaiser Alexander und Fürst Schwarzenberg, Müffling und Gneisenau tauschen mit dem englischen Feldherrn ihre Gedanken und Pläne aus; alle Fäden eines dichten Netzes patriotischer und gewandter Kundschafter laufen in seiner Hand zusammen, Diplomaten und gelegentliche Correspondenten, vornehme Engländer, die Frankreich von Grund aus kennen und tausend Beziehungen zu den Männern des ancien régime wie des Kaiserreiches haben, erstatten Bericht über die Chancen des Bonapartismus, über die Stimmung der Hauptstadt und der Provinzen, über die Stärke des Napoleonischen Heeres; die leitenden Persönlichkeiten aller Staaten correspondiren mit dem Herzog, Talleyrand schüttet vor ihm sein Herz aus über die Unfähigkeit der Bourbonen, Dumouriez nährt und pflegt den Haß gegen Napoleon, der Herzog von Orleans klagt über die Mißgunst und die Fehler des Königs; die kleineren deutschen Fürsten werden nicht müde, um Subsidien zu bitten und dem großen Briten die demüthigsten Huldigungen darzubringen.

Ueber die Schlacht von Waterloo finden wir mancherlei Neues, auch ein Memoire, das der Herzog von Wellington im Jahre 1842 über Clausewitzens Darstellung der Schlacht verfaßt hat. Noch bedeutender werden die Papiere vom Juli 1815 an. Hier erscheinen die werthvollsten Mittheilungen

Digitized by Google

über die Friedensverhandlungen, zahlreiche Briefe und Depeschen von Castlereagh und Liverpool, eine Anzahl von Denkschriften über St. Helena.

Vom August 1815 an führte Wellington das Obercommando über die alliirten Truppen in Frankreich. Noch mehr als bis dahin sind nun die Blicke von ganz Europa auf ihn gerichtet. Ueber alle wichtigen Fragen, die in jener Uebergangszeit aus der Aera der Kämpfe in die Ruhe des Friedens und der Stabilität die Welt beschäftigten, ertheilen diese Papiere Auskunft. Aus Schweden und Dänemark, wie aus Spanien und Portugal wird sein Rath erbeten; der Prinz von Oranien macht ihn zum Vertrauten seiner Mißhelligkeiten mit dem Könige der Niederlande; wieder drängen sich die kleinen deutschen Souveräne um ihn, damit sie bei der Reduction der von Frankreich zu zahlenden Entschädigungssumme nicht zu viel verlieren.

Dazwischen wimmelt es von Bittgesuchen aller Art aus England und vom Continent, Petitionen um Orden und Medaillen, Eingaben zudringlicher Stellenjäger, Empfehlungen protectionssüchtiger Damen, Beschwerden wirklich oder vermeintlich Zurückgesetzter, Klagen ungerecht Behandelter. Am bedeutendsten natürlich ist das Verhältniß des Herzogs zu der Entwickelung der Dinge in Frankreich. Auch hier ist er umschwärmt und umringt von Männern aller Parteien; tausend Reclamationen sind zu erledigen, tausend Anfragen höflich zu beantworten, dann wieder ist es an ihm, Beschwerde zu führen oder die Klagen anderer Generale zur Kenntniß der Minister zu bringen. Auch die politischen Vorgänge nehmen ihn vielfach in Anspruch. Er correspondirt mit dem Könige, mit den Ministern, er sendet seine Berichte nach Hause. Alle Opfer der fanatisch durchgeführten Reaction kommen klagend zu ihm: die Marschallin Ney, Frau von Labédoyère suchen

Digitized by Google

seine Intervention nach; Talleyrand, Soult, Fouché tragen ihm ihre Beschwerden und Anschauungen vor. Endlich nach den langgedehnten Verhandlungen über den Abzug der Occupationsarmee kommt der Aachener Congreß, über den ebenfalls eine Reihe interessanter Aufzeichnungen und Correspondenzen in dieser Sammlung vorliegt.

Wenn nur bei der Mittheilung der Wellington'schen Papiere von dem Herausgeber mit etwas mehr Auswahl verfahren worden wäre! Wir wollen nicht verkennen, daß bei der Herausgabe der Papiere eines so bedeutenden Mannes und aus einer so ereignißreichen Zeit die Entscheidung darüber, was zu geben, was zurückzuhalten, nicht immer leicht ist. Aber in der vorliegenden Sammlung ist doch das Maß des Zulässigen gar zu weit überschritten. An den weitläufig mitgetheilten Tagesbefehlen und Dispositionen über die sämmtlichen Manöver, die Wellington in den Friedensjahren 1816 bis 1818 von den Occupationstruppen ausführen ließ, hätte niemand etwas verloren, wenn sie weggeblieben; ebenso hätten die hunderte von Seiten füllenden Actenstücke über das politisch ganz unerhebliche Attentat auf den Herzog in der Nacht vom 11. Februar und über die Preßprocesse, die er gegen verschiedene Pamphletisten in Brüssel führen ließ, ganz wegfallen oder auf ein Minimum reducirt werden können. Wie denn überhaupt die stattliche Reihe bedeutender Documente von einem solchen Wust unwichtiger und gleichgiltiger Dinge umgeben und durchzogen ist, daß auch der geduldigste Leser ermüdet und irgend eine bedeutende Notiz über der Masse der unnöthigen Zuthaten übersieht.

In einen Band zusammengedrängt könnte das Buch in den Händen zahlreicher Geschichtsfreunde sein, die drei Bände von je 600 bis 800 Seiten findet man nur in den großen Bibliotheken.

Digitized by Google

Es ist naturgemäß, daß diese Sammlung über eine Menge der wichtigsten Dinge nur Fragmente enthält, die ihren richtigen Werth erst gewinnen, wenn wir sie mit dem Inhalt anderer ähnlichen Werke zusammenhalten. Am meisten inneren Zusammenhang bieten die französischen Zustände während der hundert Tage und der Occupation, da Wellington ihnen unmittelbar am nächsten stand.

Wir versuchen in den folgenden Blättern eine Zusammenstellung des Bedeutendsten und Interessantesten zu geben, was die „Wellington Despatches" über diese Zustände enthalten.

Nachdem die so plötzliche und unerwartete Rückkehr Napoleon's von Elba nach Frankreich die alliirten Mächte von Neuem unter die Waffen gerufen hatte, war die öffentliche Meinung Frankreichs, die Stellung der Parteien, der Provinzen, der Armee zu dem abermaligen Umschwunge einer der wichtigsten Factoren, der in dem Rathe der europäischen Mächte zur Geltung kommen mußte, sobald es sich darum handelte, einen Schritt über den ersten Entschluß, Napoleon zu bekriegen, hinauszugehen. Die Nachrichten aus Paris lauteten eigenthümlich genug. Wenn die verschiedenen Beobachter, welche von den verschiedensten Gesichtspunkten aus, einige freilich von höchst persönlichen Rücksichten geleitet und darum nicht unverdächtig, andere dagegen unter voller Bürgschaft objectiver Anschauung der Sachlage, an die leitenden Persönlichkeiten der europäischen Coalition berichteten, die Dinge richtig beurtheilten, so war die Stimmung überall, in Paris wie in den Departements, eine negative. Man wendete sich von allen ab, von Napoleon so gut wie von den Bourbonen: man sah allenthalben mit geschärftem Blicke die Schattenseiten; das Volk war mißmuthig, unsicher, ohne Vertrauen;

Digitized by Google

die hervorragenden Personen gar sahen dem Gange der Dinge mit einer unproductiven Skepsis entgegen.

„Die Bevölkerung von Paris", schreibt am 7. April 1815 ein Engländer, der durch langen Aufenthalt in Frankreich sich eine gute Kenntniß dortiger Zustände erworben hatte, an Viscount Castlereagh, „ist durchaus gegen Bonaparte. Die Nationalgarde ist so wenig günstig gestimmt, daß er sich fürchtet, Revue über sie abzuhalten, und daran denkt, sie zu entwaffnen. Selbst der Faubourg St. Antoine zeigt nur eine äußerst gedrückte Stimmung und ist über diese neue Revolution bekümmert, nicht so sehr aus Liebe für den König als wegen der Nachtheile, die der Handel zu erleiden droht, aus Furcht vor einem Kriege mit dem Ausland und einer abermaligen Eroberung von Paris. Auf das fälschlich verbreitete Gerücht, Napoleon habe mit England und Oesterreich auf 20 Jahre Frieden geschlossen, stiegen die Fonds um 6 Procent, seit man aber weiß, daß dies unwahr ist, hat sich aller Welt Niedergeschlagenheit bemächtigt. Carnot's erste Frage an Bonaparte nach seiner Ernennung zum Minister war: „Haben Sie Zusicherungen von Seiten der Mächte oder auch nur von Oesterreich allein?" und als Napoleon dies verneinte, schüttelte Carnot das Haupt und erwiederte: „Dann haben Sie noch mehr zu thun als Sie gethan haben." Selbst die Armee ist solcher Gesinnung nicht fremd. Manche Soldaten sprachen es laut aus: „Wir glaubten, die Nation sei mit dem zufrieden, was durch uns geschehen ist; da es sich anders verhält, so können wir es auch wieder ungeschehen machen," und andere sagten zu ihren Quartiergebern: „Wir lieben den Père la Violette (Napoleon) mehr als den gros Papa (Ludwig XVIII.), den wir nicht kennen, aber wir sind des Krieges müde und wenn wir uns mit ganz Europa schlagen sollen, nehmen wir lieber den gros Papa wieder."

Digitized by Google

Und ein Anderer, der die Stimmung der Armee entschiedener bonapartistisch findet — besonders deshalb, weil Napoleon sie äußerst klug behandle, sich wie ein einfacher General, ein Soldatenvater betrage und im Gegensatze zu der kleinlichen Sparsamkeit Ludwigs XVIII. freigebig für Officiere und Soldaten sorge, ja sogar die durch den König vollzogenen Beförderungen und Ordensverleihungen anerkenne; dann aber auch weil man so wenig an den Krieg glaube, daß Wetten auf die Dauer des Friedens gemacht würden — fügt bei, aber ganz anders sehe es in der Bevölkerung, besonders der Hauptstadt aus; Unruhe und Traurigkeit liege auf allen Gesichtern, der Handel stocke, die Steuern würden mit größter Härte eingetrieben, der Umlauf des Geldes sei gehemmt, der Sold werde einzig in Anweisungen ausbezahlt, und die Lieferanten vermöchten nur mit Mühe die Vorschüsse zu decken, die sie machen müssen.

Auch andere Berichte stimmen darin überein, daß es der Ausstreuung falscher Gerüchte, der Ergreifung gewaltsamer Mittel bedürfe, um die Stimmung einigermaßen hoch zu erhalten. „Alle Tage", schreibt jemand am 9. April aus Paris, „wird die Lüge verbreitet, die Erzherzogin Marie Louise sei erwartet, ihre Wagen seien schon in Bereitschaft, ihre Zimmer eingerichtet, Couriere aus Wien seien eingetroffen, Madame de Montesquiou und Graf Bausset (der Kammerherr Marie Louisens) angekommen." Jedermann sei überzeugt, schreibt derselbe Gewährsmann, daß ohne die Existenz Napoleon's Frankreich in Ruhe seinem Handel und seiner Industrie leben könnte und an Wohlstand gewinnen würde, was es an Ruhm verliere. Aber trotzdem, fügt er sofort bei, sei die öffentliche Meinung doch keineswegs den Bourbonen günstig. Man beklage den König, aber doch gebe es außer den Emigranten und Stellenjägern niemanden in Frankreich,

Digitized by Google

der die Rückkehr der Bourbonen wünsche. Die Armee besonders zeige eine Abneigung gegen sie, welche hauptsächlich der Herzog von Berry genährt habe. Dagegen seien Officiere und Soldaten voll des Lobes über den Herzog von Orleans. Von Mund zu Mund gingen die Worte, die er beim Abschied zu der Garnison von Lille gesprochen: „Soldaten, wenn ich etwas beklage, indem ich Euch verlasse, so ist es, daß ich nicht zu den französischen Generalen zähle. Ihr wißt, daß ich in meiner Jugend mit Euch und für Euch kämpfte und Ihr dürft überzeugt sein, daß Ihr mich nie in den Reihen der Feinde Frankreichs finden werdet."

Auf diesen Prinzen lenkte sich überhaupt immer mehr die allgemeine Aufmerksamkeit. „Die orleanistische Partei ist weit beträchtlicher als Ew. Lordschaft glauben", wird im April an Castlereagh gemeldet, und Liverpool schreibt an Canning, man habe schon lange daran gedacht, den Herzog von Orleans auf den Thron zu erheben, jedoch habe derselbe sich nicht zum Werkzeug der Jacobiner hergegeben; diese aber brauchten einen König mit einem revolutionären Titel.

Aber auch andere Kreise dachten damals ernstlich an den Herzog. Wellington schreibt am 11. April an Castlereagh, die Berufung Orleans' auf den Thron sei der einzige Mittelweg zwischen Bonaparte, der Armee und den Jacobinern auf der einen und dem König und den enragirten Emigranten auf der andern Seite. Solche Gedanken drängten sich damals selbst den entschiedensten Anhängern der Bourbonen auf. „Trotz der Achtung und Rücksicht, die ich für den König fühle", schreibt Wellington in dem nämlichen Briefe, „und trotz der hohen Meinung, die ich von den Wohlthaten hege, welche eine Fortdauer seiner Regierung der Welt verspricht, muß ich doch zugestehen, daß das Betragen seiner Familie und seines Ministeriums während der letzten Ereignisse, ganz

Digitized by Google

abgesehen von seinem eigenen Verhalten, seinen Charakter antastet und ihn in der öffentlichen Meinung herabsetzt. Der Kaiser von Rußland", fährt Wellington fort, „ist entschieden gegen die Bourbonen; wenn Bonaparte ermordet werden oder in der Schlacht fallen oder sonst irgendwie beseitigt werden sollte, so wird er nach meiner Ansicht irgend eine dritte Person statt des Königs in's Auge fassen, und ich weiß, daß er sogar daran denkt, den Kronprinzen von Würtemberg mit seiner Schwester zu vermählen und zum König von Frankreich zu machen." Und Wellington kommt immer wieder auf diesen Gedanken zurück, daß die Erhebung des Herzogs von Orleans schließlich das Resultat einer Fusion der Parteien sein könnte.

Auch das Cabinet von St. James faßte die Möglichkeit einer solchen Combination in's Auge. Für den Augenblick, schreibt Castlereagh an Wellington am 16. April, gelte es nur den König mit aller Entschiedenheit zu stützen; jeder Schein eines Schwankens hierin würde den Süden und Westen zersplittern und entmuthigen. „Aber", fährt er fort, „unsere Hände dürfen nicht so fest gebunden sein, daß wir — so herzlich wir jetzt wünschen, sie zur Unterstützung des legitimen Monarchen zu gebrauchen — gehindert wären, unter andern Verhältnissen eine andere politische Bahn einzuschlagen." Daß dies geschehen könnte, schien eine Zeitlang sehr naheliegend. „Ich gestehe", schreibt Wellington am 24. April an Castlereagh, „daß die Erfahrungen jedes Tages mich in der Ueberzeugung bestärken, daß für die Wiedereinsetzung des armen Königs nur sehr wenig Aussicht vorhanden ist."

Die Berichte der Vertrauten aus Frankreich mußten solche Ansichten befestigen. „Diese Familie", meldet ein solcher am 25. April, „hat in Frankreich allen Credit verloren; man will sie nicht mehr; die Mehrheit der Nation

Digitized by Google

würde vorziehen, an England oder Oesterreich zu fallen, als die Herrschaft dieser Dynastie wiederkehren zu sehen."

Die Bourbons ihrerseits waren außer sich darüber, daß ihre Restauration nicht in fliegender Eile vor sich ging. Sie betrachteten die Armeen von ganz Europa lediglich als ein großes Executionsheer, bestimmt, sie in ihr Reich zurückzuführen. Der König stellte mehrfach die Forderung, daß alle Truppen die weiße Cocarde tragen sollten. Der Herzog von Berry trieb und drängte zur Beschleunigung der kriegerischen Anstalten. „Wenn man noch vierzehn Tage wartet," schrieb er am 8. Mai an Wellington, „so wird Bonaparte Ihnen 100,000 Mann mehr entgegenstellen können; die Sache der Alliirten wird dadurch nicht viel schlechter stehen, wohl aber die des Königs von Frankreich. Alle Tage setzt man gutgesinnte und sichere Obristen und Generale ab und ersetzt sie durch Schurken, und die Regimenter, auf die wir rechnen könnten, hat man in die Arrièregarde gestellt."

Dabei waren sie der Spielball der heterogensten Rathschläge, die von allen Seiten, von verschiedenen gleich hoch zu haltenden Freunden und Beschützern auf sie einstürmten. Der Kaiser von Rußland drängte den König, bei seiner Rückkehr eine populäre Haltung einzunehmen, eine Nationalversammlung zu berufen u. s. w.; Wellington dagegen bezeichnete jede liberalisirende Concession als Jacobinismus.

Es ist nicht unnatürlich, daß die regierende Linie der Bourbonen von dem äußersten Mißtrauen gegen den Herzog von Orleans erfüllt war. Seine Abwesenheit von dem königlichen Hoflager in Gent, sein Aufenthalt in England nährten die Mißstimmung, die man instinctiv gegen ihn, als das einzige freisinnige Mitglied der königlichen Familie hegte. Diese Mißstimmung wurde nicht vermindert durch die offenherzige Darlegung seiner Ansichten, die der Herzog dem Könige

Digitized by Google

schriftlich vortrug, durch die Rathschläge, die er ungebeten ertheilte.

Am 25. April schreibt er aus London und bittet den König, sich und die Prinzen von den Armeen der Alliirten ferne zu halten. Er erinnert ihn an die Erfahrungen der ersten Emigration, an den General Moreau, dem man in Frankreich niemals verziehen habe, daß er in der alliirten Armee diente. Dann aber, in der Voraussetzung, daß der König durch die Waffen der Verbündeten auf den Thron werde zurückgeführt werden, ruft er ihm zu: „Es ist nöthig, daß Ew. Majestät sich in Frankreich eine physische und moralische Macht schaffen, die Sie nach Ihrer Restauration nicht besaßen, deren Fehlen die Katastrophe herbeiführte, welche wir jetzt zu beklagen und, wo möglich, wieder gut zu machen haben." Diese Macht glaubt der Herzog nur in der Armee zu sehen. „Also", fährt er fort, „von zwei Dingen eines: entweder man glaubt durch diesen Krieg die ganze französische Armee vernichten zu können, was ich für eben so unmöglich in der Ausführung als unklug in der Ankündigung halte, oder man muß jetzt schon daran denken, in dieser Armee die Kräfte zu suchen, welche nöthig sein werden, um die Regierung zu stützen, wenn wir so glücklich sind, die E. M. wieder herzustellen." Man werde einwenden, daß eine zu diesem Zwecke errichtete Garde eine Art von Prätorianern darstellen würde. „Aber jedermann wird zugeben, daß es besser ist, wenn E. M. in den Tuilerien von Prätorianern als in Gent von den Trümmern Ihres militärischen Gefolges umgeben sind."

In seiner Antwort läßt der König der conciliatorischen Tendenz dieses Schreibens volle Gerechtigkeit widerfahren; aber er theilt nicht die Anschauungen des Herzogs. „Hielte ich mich von Frankreich ferne", sagt er, „so würde ich den

Digitized by Google

Lärm nur verstärken, den Bonaparte über die selbstsüchtigen Pläne der Alliirten erheben läßt, und ich würde dadurch beitragen, die Nation gegen sie aufzubringen. Meine Absicht ist, in meinen Staaten zu erscheinen, sobald auch nur das kleinste Stückchen französischer Erde mir zugänglich ist, zu erscheinen an der Spitze eines französischen Corps, umgeben von den Prinzen meines Hauses, bemüht, die Schrecken des Krieges abzuwenden oder wenigstens zu mildern. Ich habe zu diesem Zwecke einen Plan entworfen, den ich Ihnen mittheilen werde. Kommen Sie sofort. Ihre rasche Ankunft überhebt mich der Aufgabe, näher in die Details dieser Frage einzugehen."

Aber der Herzog war keineswegs geneigt, diesem Rufe zu folgen und sich ohne weiteres auf diese Unternehmungen einzulassen. Er beklagt in seiner Antwort, daß der König ihm seine weiteren Projecte vorenthalte, und hält es für besser, nicht zu kommen, bevor er sie kennt, als wieder abzureisen, wenn er sie etwa mißbilligen müßte. Er beschwert sich über das Mißtrauen, das der König von jeher gegen ihn gehegt, daß er fortwährend von dem Rathe des Königs ausgeschlossen gewesen, daß der König selbst seine Berufung in die Pairskammer von Bedingungen abhängig gemacht habe, auf die er nicht eingehen konnte. „Ich habe", fährt er fort, „die absolute Nullität, zu der E. M. mich selbst verurtheilten, einer Oppositionsrolle vorgezogen. Alle Welt muß mir das Zeugniß geben, daß ich nach nichts strebte als danach, die Regierung E. M. mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln zu unterstützen und sorgfältig alles zu vermeiden, was einer Opposition ähnlich sehen konnte." Die Hauptschwierigkeit der gegenwärtigen Situation aber sieht der Herzog keineswegs darin, Bonaparte zu stürzen und den König wiederum nach Paris zu führen, sondern seine Regierung zu consolidiren und eine Wiederholung der Märzereignisse zu verhindern. Gerade

Digitized by Google

deshalb hält der Herzog das obige Project des Königs für das allerschädlichste. Er erinnert ihn an die Erfahrungen von 1792 und knüpft daran die Bitte, entschuldigen zu wollen, daß er dem königlichen Rufe nicht folge.

Der König würdigte dieses Schreiben keiner Antwort, und selbst sein Gesandter in London sah von da an den Herzog von Orleans nicht mehr.

Die Gedanken der Alliirten, die freilich theilweise von anderen Gesichtspunkten ausgingen als der Herzog von Orleans, kamen doch in gewissem Grade zu demselben Resultate wie dieser. Wellington allerdings meinte, der König müsse den Alliirten ein Interesse dafür einflößen, daß sie seine Sache unterstützten, und dies könne nur geschehen, indem er selber in den Vordergrund trete (and this can be done only by his coming forward himself in it). Fürst Metternich dagegen war nicht der Ansicht, daß eine active Betheiligung des Königs wünschenswerth sei. Er glaubte, des Königs Interesse fordere, daß eine Linie zwischen den Provinzen gezogen werde, welche die alliirten Armeen erobern sollen, und jenen, die sich aus eigenem Antriebe der königlichen Autorität unterwerfen werden. Der König solle sich sofort in diese letzteren begeben und dort den Sitz seiner Regierung aufschlagen. Dort solle sich die königliche Armee bilden: aus französischen Elementen, auf französischem Boden und aus nationalen Mitteln genährt. Nur dies, meint Metternich, könne den König und seine Getreuen des Emigrantencharakters entkleiden, den ihnen Napoleon aufzudringen suche. Auf solche Weise werde der König, umgeben von einer nationalen Vertretung, an der Spitze einer ganz französischen Armee, sich den Mächten gegenüber in der Stellung eines Verbündeten befinden und in Frankreich den Schein fremder Protection verlieren, den dieses Volk allezeit verabscheue. Deshalb solle sich kein

Digitized by Google

Emigrantencorps in der alliirten Armee bilden und der König so wenig als möglich activen Antheil an den Operationen der Verbündeten nehmen.

Als der österreichische Staatskanzler diese Ausführungen niederschrieb — zu Heidelberg am 24. Juni 1815 — war bei Waterloo schon die Entscheidung gefallen, die alle diese Discussionen überflüssig machte.

Die Frage der Neugestaltung Frankreichs, der Wiederbesetzung des französischen Thrones trat jetzt unmittelbar, mit zwingender Gewalt Entscheidung fordernd, an die Verbündeten heran.

Hören wir, wie der Earl of Liverpool die politische Lage betrachtete. In einem Memorandum vom 30. Juni an Viscount Castlereagh spricht er von drei Alternativen, welche den Alliirten gegenüberstehen; die erste: Restauration Ludwigs XVIII., während Bonaparte stirbt oder als Gefangener in die Hände der Verbündeten fällt; die zweite: Restauration des Königs, während Bonaparte nach Amerika oder anderswohin entkommt; die dritte: der wünschenswerthen Restauration treten zu große Schwierigkeiten in den Weg und es wird nöthig, mit einer anderen Regierung als Repräsentantin der französischen Nation zu verhandeln. Im ersten Falle, meint der Lord, werde die Frage der durch den Pariser Frieden anerkannten Integrität des französischen Gebietes eine offene sein; im zweiten Falle werde man sich gegen die Möglichkeit einer Wiederkehr der so eben beseitigten Gefahr durch Besitznahme der Grenzfestungen schützen müssen; im dritten Falle werde das entscheidende Motiv der Charakter der neuen Regierung sein; biete derselbe nicht hinreichende Bürgschaft für Ruhe und Sicherheit Europa's, so werde man gezwungen sein, sich diese durch Verminderung der Macht und des Gebietes der Franzosen zu verschaffen.

Digitized by Google

Was das Schicksal Napoleon's betraf, so entschied sich dieses rasch genug. Nach seiner Abdankung faßte er den Gedanken, sich mit seinen Brüdern nach Amerika zu begeben, und Bignon theilte am 25. Juni dem Herzoge von Wellington diesen Plan mit, indem er für dessen ungehinderte Durchführung die Vermittelung des Siegers von Waterloo in Anspruch nahm.

Er ahnte nicht, daß der Earl of Liverpool, weit entfernt, diesen Gedanken zu adoptiren, eben damals die Rechtsgelehrten Englands darüber consultirte, ob für den Fall einer Landung Napoleon's in England die Rechtsgrundsätze seine Auslieferung an den König von Frankreich als Rebelle gestatteten. Mit dem später gefaßten Beschlusse der Deportation Napoleon's nach St. Helena — ein Gedanke, der zuerst in einem Briefe Liverpool's an Castlereagh vom 21. Juli auftaucht — war auch die zweite Alternative erledigt. Einen Augenblick schien die Möglichkeit vorhanden, als ob doch die dritte Aussicht auf Verwirklichung habe, als ob die Alliirten mit einer neuen Regierung über die Gestaltung der Zukunft würden unterhandeln müssen.

Am 27. Juni schrieb Fouché an den Herzog von Wellington: „Die französische Nation will unter einem Monarchen leben; sie will gleichzeitig, daß dieser unter der Herrschaft der Gesetze stehe. Die Republik lehrte uns den Jammer kennen, den die Ausschreitungen der Freiheit im Gefolge haben, das Kaiserreich die Ausschreitungen der Gewalt. Unser Wunsch ist, die rechte Mitte zwischen diesen Extremen zu finden und damit die Unabhängigkeit, die Ordnung, den Frieden Europa's zu begründen. Unsere Blicke sind auf die Constitution Englands gerichtet, wir wollen nicht mehr, aber auch nicht weniger Freiheit als sie gewährt. Die Vertreter des französischen Volkes arbeiten an einer neuen Verfassung;

Digitized by Google

die Gewalten sollen getrennt, aber nicht getheilt sein, aus ihrer Trennung soll ihre Harmonie erwachsen. Sobald diese Verfassung die Unterschrift des Souveräns erhalten hat, der berufen werden wird, Frankreich zu regieren, wird dieser Souverän Scepter und Krone aus den Händen der Nation erhalten."

Als Fouché dies schrieb, dachte er an Napoleon II. In unzweideutigen Worten sprach er es in einem zweiten Schreiben an Wellington vom 1. Juli aus. Er nannte dessen Regierung den legalen Besitzstand, er verwies zur stärkeren Begründung seiner Ansicht auf das Interesse, das der Kaiser von Oesterreich an dieser Combination nehmen müsse, die seinem Enkel einen Thron erhalte.

Aber schon war in der Mitte der leitenden Persönlichkeiten zu Paris die Frage der Anerkennung Ludwigs XVIII. ernsthaft erwogen worden. Indem man sie freiwillig aussprach, hoffte man der Hauptstadt vielleicht die feindliche Invasion ersparen zu können. Am 27. Juni schrieb Marschall Davoust an Fouché: „Wir müssen Ludwig XVIII. proclamiren, wir müssen ihn bitten, seinen Einzug in die Hauptstadt ohne fremde Truppen zu halten. Ludwig XVIII. muß mit der Unterstützung der Nation regieren; ich habe meine Vorurtheile, meine Ideen überwunden; nach meiner besten Ueberzeugung giebt es kein anderes Mittel, unser Vaterland zu retten."

Von einer so unbedingten Anerkennung wollte indeß Fouché nichts wissen. „Man muß Bedingungen stellen," schrieb er zurück.

Ludwig XVIII. war von Gent aus den siegreichen Verbündeten auf dem Fuße gefolgt. Er war mehr als je in den Händen derer, welche die Katastrophe des März verschuldet hatten. Von Cateau Cambrésis ließ er eine Proclamation

Digitized by Google

ausgehen, deren übermüthiger Ton im grellsten Gegensatze zu der wirklichen Situation stand, in welcher sich der König bei seinem Eintritt in Frankreich befand. Mit schwerem Herzen beklagt sich Talleyrand am 25. Juni darüber bei Wellington: „Bei seiner Abreise von Gent überlieferte sich der König den Händen einer Partei, die ihre eigenen Zwecke verfolgt und sich mit unsern wahren nationalen Interessen und mit den von den alliirten Souveränen proclamirten Grundsätzen im Widerspruche befindet. An der Spitze dieser Partei steht Monsieur, wenn er reussirt, kann die Ruhe in Frankreich nicht sicher wiederhergestellt werden, und das Ziel, das sich die Alliirten vorgesetzt haben, wird verfehlt. Es ist unerläßlich, daß der König nicht nur in keiner Weise von dem constitutionellen Pfade abweicht, sondern daß alle seine Maßnahmen, alle seine Handlungen ganz Frankreich von diesem Entschlusse überzeugen. Aber weder Monsieur, noch Mr. de Bruyes, noch die Mehrzahl der Personen in der Umgebung des Königs haben Proben ihrer Anhänglichkeit an die Charte gegeben, welche der König zu halten verspricht, welche die einzige Grundlage ist, auf der ich meine ministerielle Thätigkeit aufbauen kann. Meine Proclamation war fertig. Sie sollte nur mit Ihrer Zustimmung veröffentlicht werden. Ihnen brauche ich nicht zu sagen, daß, wenn wir eine Charte haben, der König Einheit und Solidarität in seinem Ministerium herstellen muß. Die Thätigkeit des Ministeriums darf nicht gehemmt werden, weil es verantwortlich sein muß, und nur diejenigen, die verantwortlich sind, dürfen den Rath des Königs bilden. Sie, Mylord, werden diesen Maximen in Geist und Herz des Königs Eingang verschaffen können, Sie werden meine Anstrengungen unterstützen und, wie ich selbst, finden und sagen, daß ohne die Gewißheit, diese Wege einschlagen zu sehen, meine Dienste nutzlos sein würden."

Digitized by Google

Es bedurfte in der That der mächtigen Intervention Wellington's, um eine zweite Proclamation zu erwirken, welche in dem Sinne Talleyrand's abgefaßt war.

In Frankreich und vor allem in Paris schwankte indeß die Stimmung immer noch hin und her, soweit die täglich weiter vorrückenden Truppen der Alliirten solche Schwankungen und ihren Ausdruck noch gestatteten.

Der Brief eines Engländers, dem gute Quellen zu Gebote standen und der selbst scharf beobachtete, schildert die Situation in der ersten Woche des Juli auf folgende Weise: „Die Bourbonen genießen weder die Gunst des größeren, noch des besseren Theiles der Nation. Nur Marseille steht entschieden auf ihrer Seite. Alle anderen Städte, auch Bordeaux, sind wenigstens getheilt, wie Paris selbst es ist. Der angebliche Volksenthusiasmus in den Städten, die Ludwig passirte, ist wenig mehr als Lärmen von Müssiggängern und Geschrei solcher, die keine Meinung haben und besonders hier in Frankreich stets bereit sind zu thun, was gerade im Momente paßt. Die reichen und hauptsächlich die großen Kaufleute halten zu ihnen, noch mehr die Priester, wenige aus dem Mittelstand und der ärmeren Klasse, niemand endlich vom Militär- und Gelehrtenstande. Sie kehren unter den gehässigsten Umständen zurück; aber Talleyrand predigt die Doctrin der Legitimität, und sie genießen für den Augenblick die Unterstützung einer ungeheuren fremden Armee. Auf der andern Seite begreifen die Kammern, daß sie keine Vollmacht zur Wahl eines Herrschers besitzen, und der letzte Artikel der „Acte Additionelle", der sich gegen die Wiedereinsetzung der Bourbonen ausspricht, wird trotz seiner Ratificirung durch acht Millionen Unterschriften nie in Kraft treten. Auch jene, welche den Herzog von Orleans vorziehen würden, wagen, obwohl sie eine große Majorität in und außerhalb den Kam-

Digitized by Google

mern bilden, nicht, sich zu erklären, aus Furcht vor Verfolgung und Rache.....

Die Nothwendigkeit, einen Herrscher zu haben, der, ein neuer Mann, in eine neue Gestalt der Dinge einträte, unter und mit dem sich Alle auf die Dauer wohl fühlen könnten, wird so allgemein gefühlt, daß sogar von Eugen Beauharnais, den man am liebsten hätte, selbst von dem König von Sachsen und von Erzherzog Karl die Rede war. Auch auf den Herzog von Orleans lenkt sich immer mehr die allgemeine Aufmerksamkeit. Niemand, der bei gesunden Sinnen und besonders hier an Ort und Stelle anwesend ist, kann daran zweifeln, daß die zwangsweise Wiedereinsetzung der Bourbonen und eine neue lange Reihe von Unruhen und blutigen Scenen unzertrennlich sein würden. Es bedürfte eines großen Mannes, von hochherzigen Räthen umgeben, um sich unter den Umständen zu erhalten, unter denen Ludwig XVIII. eingesetzt werden soll. Ein schwacher, gebrochener und ängstlicher (superstitious) Mann wie er und mit einem Gefolge, wie er es mitbringt, kann die Probe nicht bestehen."

Noch am 8 Juli schreibt derselbe Berichterstatter: „Der Einzug Ludwigs XVIII. wird heute oder morgen erwartet; nur gemiethetes Volk und alte Weiber werden versuchen, einen enthusiastischen Empfang aufzuführen. Auf allen öffentlichen Plätzen stehen fremde Truppen, sind Kanonen aufgefahren. Versuche wurden von Leuten, die zum Hofstaat des Königs gehören, gemacht, die Volkshaufen zu dem Rufe: „vivent les Bourbons!" zu bewegen. Nur wenige Stimmen fielen ein. Andere riefen: „à bas les Bourbons!" Eine Prügelei stand bevor, als die Gendarmen einschritten, und die weißen Cocarden mußten den Platz räumen."

Aber dieses Volk ist so wandelbar wie das Wetter an einem lauen Frühlingstage. „Niemand, der es nicht selbst

Digitized by Google

erlebt oder von einem Augenzeugen erfahren hat, kann sich einen Begriff von der Schnelligkeit (rapidity) machen, mit welcher die öffentliche Meinung in Frankreich wechseln kann." So schreibt C. Arbuthnot aus Paris an Earl Liverpool. „Am 9. Juli, am Morgen des Tages, an dem der König nach Paris zurückkehrte, wurde ein Mann auf dem Vendômeplatz in Stücke zerrissen, weil er die weiße Cocarde trug; um 1 Uhr wurde ein Marschall von Frankreich (Moncey oder Mortier), der in Paris mit der weißen Cocarde einritt, von dem Pöbel verfolgt und vermochte kaum sich zu retten, und um 3 Uhr zog der König in die Hauptstadt ein, mit viel lebhafteren Jubelrufen empfangen, als im vorigen Jahre erklungen waren."

Viel trug zu diesem Umschwunge der öffentlichen Meinung die Ernennung Fouché's zum Minister bei. Der „Königsmörder" trat in den Ministerrath des Bruders Ludwigs XVI. ein. Die Bedingungen, die er noch am 27. Juni so lebhaft gestellt hatte, vergaß er in der Audienz, die ihm Ludwig XVIII. am 6. Juli zu Arnouville gewährte. Er spielte noch ein paar Tage als Mitglied der provisorischen Regierung Komödie, um dann möglichst geräuschlos diese und die beiden Kammern von dem Schauplatze verschwinden zu lassen, den er nunmehr, Arm in Arm mit Talleyrand, im Gefolge des Königs wieder betrat

Die englischen Staatsmänner hatten Fouché von jeher patronisirt und mehr als einmal beklagt, daß seine Berufung in die Umgebung Ludwigs XVIII. nicht gut möglich sei. Daß sie jetzt erfolgte, war wohl nicht ohne Wellington's Zuthun geschehen. Auch Castlereagh erklärte sich damit einverstanden und betrachtete seine Ernennung als einen großen Gewinn für den König.

Digitized by Google

Die Frage, die nunmehr, nach der Wiedereinsetzung des Königs, an die Alliirten herantrat, war die Gestaltung des künftigen Verhältnisses Frankreichs zu Europa und in erster Linie zu den Nachbarstaaten, die Feststellung von Bürgschaften für die Erhaltung der Ruhe Europa's und die Ausgleichung der durch den letzten Krieg und die früheren französischen Eroberungszüge den verbündeten Staaten erwachsenen Kosten und zugefügten Beschädigungen.

Es ist bekannt, daß sich bei den Verhandlungen, die hierüber geführt wurden, sehr verschiedene Gesichtspunkte geltend machten, daß Preußen als der Staat, der in den Kriegsjahren am härtesten gelitten und zu den letzten Erfolgen am meisten beigetragen hatte, der zudem bei der endgiltigen Festsetzung der neuen Verhältnisse durch seine geographische Lage am meisten interessirt war, die am weitesten gehenden Forderungen aufstellte, daß auf der anderen Seite Kaiser Alexander von Rußland sich zum ritterlichen Schutzherrn Frankreichs und der Bourbonen aufwarf und, weil eben kein reales Interesse Rußlands bei diesen Fragen engagirt war, lediglich den idealen Gesichtspunkt einer großartigen Uneigennützigkeit festhielt, um dadurch persönlich den stärksten Einfluß auf die französischen Verhältnisse auszuüben, während England eine vermittelnde Stellung einzunehmen suchte, dabei aber doch auch des eigenen Vortheils keineswegs vergaß, sondern durch ein kühles Abwägen der beiderseitigen Forderungen und Verwahrungen sich selbst eine vielumworbene Schiedsrichterstellung zu verschaffen wußte und, indem es mit der einen Hand die unbescheidenen Prätensionen der Franzosen abwehrte, mit der anderen auch die wohlberechtigten, im deutsch-nationalen Interesse begründeten Begehren Preußens zurückwies. Die Correspondenz des Earl of Liverpool mit Viscount Castlereagh enthält über die Entwickelung dieser Fragen manche interessanten

Digitized by Google

Aufschlüsse. Im allgemeinen geht aus derselben hervor, daß man in London die Lage der Dinge richtiger und billiger beurtheilte, als es Castlereagh, umgeben von den Intriguen und Einflüssen der in Paris versammelten Diplomaten, that.

Besonders in der ersten stolzen Freude über den Sieg von Waterloo war die Gesinnung der herrschenden Kreise und der Masse der Bevölkerung in England gleich weit entfernt von der Mäßigung, welche später, besonders auf das beeiferte Anrathen Wellington's, die Beschlüsse der englischen Politik dictirte.

Am 10. Juli schreibt Liverpool an Castlereagh: „Je mehr ich die gegenwärtigen inneren Verhältnisse Frankreichs und die geringe Bürgschaft, welche der Charakter und die Stärke der französischen Regierung für die Ruhe Europa's bieten, in Betracht ziehe, um so mehr bin ich der Ueberzeugung, daß wir an den Grenzen und durch eine reelle Schwächung der Macht Frankreichs diese Sicherheit suchen müssen. Diese Anschauung gewinnt in unserem Lande mit äußerster Schnelligkeit Boden und ich glaube, selbst wenn Bonaparte todt wäre, würde man hier mit jedem Frieden unzufrieden sein, der Frankreich in der Gestalt beließe, die es durch den Pariser Frieden erhielt, ja selbst die es vor der Revolution hatte."

Und ein paar Tage später schreibt derselbe: „Die herrschende Idee in diesem Lande ist, daß wir im jetzigen Augenblicke wohl berechtigt sind, Frankreich die vornehmsten Eroberungen Ludwigs XIV. wieder abzunehmen."

Damals machten auch die entgegengesetzten Bemühungen des Kaisers Alexander noch keinen Eindruck in London. Am 28. Juli schreibt Liverpool: „Es ist ganz natürlich, daß die an Frankreich grenzenden Mächte durch eine dauernde Verkleinerung des französischen Gebietes für ihre eigene Sicherheit zu sorgen suchen. Ebenso ist es begreiflich, daß der

Digitized by Google

Kaiser von Rußland wünscht, als Protector der französischen Nation betrachtet zu werden. Aber diese Neigung S. M. sollte sich doch innerhalb vernünftiger Grenzen bewegen. Er sollte daran denken, daß die Nachbarn Frankreichs, die folglich an der Stätte der Gefahr sich befinden, das meiste Interesse an dem Ausgange des Streites haben, und wenn es auch ganz geeignet sein mag, daß er die Rolle des Vermittlers übernimmt, wo es gilt, extravagante und unvernünftige Forderungen zurückzuweisen, sollte man ihm doch nicht gestatten, die nöthige Sicherheit seiner Alliirten den unbegründeten Prätensionen der französischen Nation zu opfern, um so weniger als diese Nation niemals die territoriale Integrität anderer Völker geachtet hat, wenn das Kriegsglück die Gewalt in ihre Hände legte."

Das französische Volk, führt er an einer andern Stelle in einer besonderen Denkschrift aus, habe durch seine Haltung während der hundert Tage für die Alliirten ein Recht der Eroberung geschaffen, das diesen die Möglichkeit gewähren müsse, durch bleibende Gebietserwerbungen für ihre eigene Sicherheit zu sorgen.

Andererseits wurde schon damals in Earl Liverpool das Bedenken rege, daß man unleugbar die Regierung, die man doch zu erhalten und zu unterstützen wünsche, schwäche, indem man, im Namen der Sicherheit Europa's, Frankreich beträchtliche Opfer zumuthe. Nur traute er dieser Regierung so wenig Stabilität zu, daß er in ihr allein, nach Abzug der alliirten Truppen, keineswegs eine Bürgschaft Europa gegenüber erblickte.

Den Ansprüchen auf französische Gebietstheile setzten die französischen Minister anfangs die reine Negation entgegen. Die verschiedenen Anschauungen der Mächte über diese Frage waren für Talleyrand ein erwünschter Tummelplatz

Digitized by Google

der Intrigue. Er erklärte geradezu, der König und seine Minister würden niemals ihre Einwilligung dazu geben, daß auch nur das kleinste Stück französischer Erde geopfert werde, wogegen sie sich allerdings auf pecuniäre Opfer innerhalb gewisser Grenzen gefaßt machen wollten. Dagegen protestirte doch auch Castlereagh, als ihm diese Aeußerung durch die Russen hinterbracht wurde, und machte geltend, Sicherheit, nicht Geld sei der Zweck des Krieges gewesen.

Der Gedanke, die Territorial-Integrität Frankreichs im allgemeinen als Basis der Vereinbarung anzunehmen, hatte indeß auch an dem Fürsten Metternich einen Vertreter gefunden, welcher damit den Vorschlag verband, eine Linie von Befestigungen auf eine Reihe von Jahren zu besetzen, und sich in so ferne sogar der preußischen Auffassung näherte, als er die Abtretung der äußeren Linie der Befestigungen an der flandrischen Grenze, eventuell, wenn diese nicht möglich sei, die Niederlegung von Lille und im Süden die Abtretung von Landau an Deutschland und die Niederlegung von Straßburg und Hüningen befürwortete.

Für das preußisch-deutsche Interesse plaidirte in einem Memoire vom 13. August General von dem Knesebeck. Alle Einwände, die gegen die preußischen Forderungen — die vordere Reihe der französischen Festungen an der belgischen Grenze und die festen Plätze an der Maas und Mosel — erhoben worden waren, wies er mit militärischen und politischen Gründen siegreich zurück, um endlich in einem höchst merkwürdigen Abschnitte die politischen Garantien zu besprechen, durch deren Feststellung man die Ruhe Frankreichs und dadurch die Ruhe Europa's werde sichern können. Zu diesem Zwecke, führt er aus, müsse man die Wünsche der Nation hören und diese seien: eine constitutionelle Monarchie, die Verfassung auf liberalen Principien aufgebaut und unter die Garantie Europa's

Digitized by Google

gestellt, Erhaltung des Königs auf Lebensdauer, dann aber Wechsel der Dynastie zu Gunsten des Hauses Orleans, welches man für den Ideen der Jetztzeit zugänglicher, vorurtheilsfreier und nicht durch frühere Versprechungen und Zusicherungen gebunden und für fähiger halte, Frankreich zu regieren, als die übrigen Prinzen des bourbonischen Hauses. Aus diesen politischen Garantien, fährt er fort, könnten moralische erwachsen; in diesem Augenblicke gebe es deren in Frankreich nicht. „Die jetzige Generation, in der Revolution erzogen, wird revolutionär bleiben; Uebermuth und Selbstgenügsamkeit gelten bei ihr für Energie und Charakter, Glanz für Ehre, Zügellosigkeit für Freisinn, und das Worthalten ist ihr nichts als ein Wortspiel, von dem sie sich selber sagen muß, daß ihm die andern Nationen keine Bedeutung beimessen können. Einer solchen Nation gegenüber giebt es keine moralischen Garantien, man muß zu anderen Mitteln greifen, um hoffen zu können, daß sie sich ruhig verhalten wird."

Castlereagh war durch die Deductionen Knesebeck's keineswegs bekehrt. Ehe der König einen solchen Vertrag unterzeichne, meinte er, würde er besser thun, das Land zu verlassen. Er seinerseits sondirte nunmehr die Minister in Bezug auf das Project, Frankreich innerhalb der Grenzen von 1790 zu erhalten. Und um die inzwischen beschlossene temporäre Occupation Frankreichs durch Truppen der Verbündeten möglichst schonend zu machen, schlug er, in voller Uebereinstimmung mit den Kaisern von Oesterreich und Rußland, den Herzog von Wellington zum Obercommandanten derselben vor.

„Seine Ernennung ist allein im Stande", sagt er, „diese Maßregel in Frankreich weniger unpopulär und für den König weniger beleidigend erscheinen zu lassen."

Dieses Arrangement erhielt denn auch die Zustimmung der englischen Regierung, wiewohl Lord Liverpool persönlich

Digitized by Google

noch am 14. August die Ansicht aussprach, die preußischen Anforderungen seien eigentlich nicht mehr als gerecht. Um ihn völlig zu seinen Anschauungen herüberzuziehen, hatte Castlereagh am 24. August geheime preußische Projecte denuncirt, welche hinter den ostensibeln Forderungen dieser Macht versteckt seien. Preußen sei von Rachsucht gegen Frankreich erfüllt. Die preußische Armee sei eine Gefahr für ganz Europa und für ihre eigene Regierung. Fürst Hardenberg selbst habe sie als eine Prätorianerschaar geschildert. Es sei augenscheinlich, daß Preußen daran denke, sich in der Richtung von Hannover und des Lütticher Gebietes auszudehnen; Hannover solle durch Luxemburg, der König der Niederlande durch einen Theil von französisch Flandern entschädigt werden. Hannover und die Niederlande wolle Preußen zu seinem eigenen Schutze zwischen sich und Frankreich schieben und mit diesem Staate so unversöhnlich verfeinden, daß beide immer auf die Unterstützung Preußens angewiesen wären.

Im Gegensatze zur Realisirung so weit gehender Projecte, wie wir sie durch den englischen Diplomaten den preußischen Staatsmännern untergeschoben sehen, bedurfte es späterhin der unerschütterlichen Festigkeit der preußischen Unterhändler, um wenigstens Saarlouis für Deutschland zu gewinnen.

Im Kleinen wiederholten sich alle diese Ränke und Kämpfe, als es sich darum handelte, den Franzosen die Kunstwerke wieder abzunehmen, die sie im Laufe ihrer Kriegszüge aus aller Herren Ländern nach Paris geschleppt hatten. Auch hier machte Castlereagh zu Gunsten der Franzosen die Verpflichtung der Alliirten geltend, dem Könige keine Schwierigkeiten zu bereiten. Ebenso zweifelte Wellington an der Klugheit dieser Forderung. Freilich, das Ansinnen der Franzosen hatte er doch zurückgewiesen, daß die Convention ihnen den Besitz ihrer Beute sichern sollte; er hatte sie damals auf die

Digitized by Google

„bienveillance" der Souveräne verwiesen. Späterhin beklagte Castlereagh sich besonders über die Preußen, die, nicht zufrieden, die aus ihren alten Besitzungen fortgebrachten Kunstschätze zu reclamiren, auch das ansprächen, was die Franzosen aus Köln und anderen linksrheinischen, erst im Verlaufe der Kriegsära in Preußens Besitz gekommenen Gebieten mitgenommen hätten. In Folge dessen, klagt er, müsse nun auch der König der Niederlande den belgischen Kirchen die geraubten Altarbilder zurückgeben. Ehe er, als Protestant, seinen frommen katholischen Unterthanen dies versage, müßte er die Sammlung seiner eigenen Familie im Louvre zurücklassen.

Solchen Sentimentalitäten gegenüber war doch auch Liverpool gerecht genug, anzuerkennen, daß — möge man die Gefühle der Franzosen noch so sehr schonen, wo es sich um Gebietsabtretungen, Schleifung ihrer Festungen oder Occupation ihres Landes handle — keine Rücksicht auf ihre Gefühle zu nehmen sei, wenn es die Beute gelte, die sie aus anderen Ländern zusammengebracht haben. Dies Gefühl sei nichts als die schlimmste Sorte von Eitelkeit, und indem man es berücksichtige, würde man nur eine Leidenschaft nähren, die sich späterhin den Rechten fremder Länder feindlich erweisen könnte.

Während dieser Zeit war in Paris das Gefühl der Unfertigkeit, der Unsicherheit aller Verhältnisse naturgemäß sehr lebendig. Hin und wieder entstanden auf öffentlichen Plätzen Unruhen; der Ruf: „à bas les Bourbons!" erschallte wohl selbst in dem Garten der Tuilerien, in dem zur Beschwichtigung des Publicums Bälle und andere Vergnügungen arrangirt wurden, die bei so unloyalen Störungen mit Arretirungen und der Räumung des Gartens zu endigen pflegten. Der Klatsch, die Gerüchte waren unendlich. Bald wollte

Digitized by Google

man einem Attentat auf die Souveräne, bald einer Verschwörung gegen Lord Wellington auf der Spur sein; ängstliche deutsche Geschäftsmänner dachten mit Grauen an eine sicilianische Vesper, der sie zum Opfer zu fallen bestimmt seien. Die notorische Uneinigkeit der Alliirten wurde zu Erzählungen benutzt: ein Preuße sollte am Schlusse einer politischen Discussion zum Kaiser Alexander gesagt haben: „Nous avons les bajonnettes", worauf dieser wüthend gerufen habe: „Et moi aussi, j'ai des bajonnettes" und aus dem Zimmer gegangen sei. Auch an den so beliebten Demonstrationen mit den Nationalfarben fehlte es nicht. Fräulein Mars war mit Veilchen auf der Bühne erschienen, von der sie in Folge dieser Kühnheit auf mehrere Wochen verschwand. Aber mit großem Eclat erschien sie wieder auf den Brettern. Den dreimaligen Toilettenwechsel, zu dem ihre Rolle Gelegenheit gab, benutzte sie, um zuerst mit rothen, dann mit blauen, endlich mit weißen Bändern und Blumen zu erscheinen, zum Jubel des Publicums.

Höchst unehrerbietige Anekdoten über die Gewalthaber der sich so rasch ablösenden Regierungen gingen von Mund zu Mund. Der exilirte Carnot habe an Fouché geschrieben: „Où veux-tu que je me retire, traître?" und von seinem klügeren und glücklicheren Excollegen zur Antwort erhalten: „Où tu voudras, imbécile!" Auch den König schonte man nicht: „le Roi des Tuileries" wurde er nach dem Gebiete genannt, über das allein er jetzt wirklich Herr war.

Wenn er nur wenigstens in den Tuilerien in der That Herr gewesen wäre! Aber gerade der königliche Palast war der Hauptsitz der bedenklichsten Intriguen.

Die Ernennung Fouché's wurde von der ganzen königlichen Familie als ein Effront betrachtet. „Kaum daß sie vom Könige beschlossen war", berichtet Castlereagh am 21. Sep-

Digitized by Google

tember, „so erwachten auch wieder die Anstrengungen der königlichen Familie gegen ihn, und die Royalisten eröffneten von neuem ihre Angriffe. Talleyrand zeigte keine Energie, und jetzt ist es bereits ungewiß, ob nicht das ganze Ministerium fallen wird." Monsieur gab den ersten Anstoß zu der Wendung. Der Kaiser von Rußland wurde, vielleicht ohne daß er selbst recht darum wußte, mit in die Intrigue gezogen. Es bedurfte dessen kaum mehr, um den schwachen König willfährig zu machen. Fouché war froh, daß er unbehelligt als Gesandter nach Dresden gehen konnte, und Talleyrand bedauerte sehr, daß die Gesandtschaft in Wien schon vergeben war, die er sich als Ruhesitz wohl hätte gefallen lassen.

Fouché's Nachfolger wurde der Herzog von Richelieu. Castlereagh rühmt die Mäßigung seiner Gesinnung. „He would be a most valuable Minister in an honest country", meldet er am 25. September an Liverpool, „aber er war nie in den Geschäften außer als Gouverneur der Krim. Er erzählte mir gestern Nacht, daß er nicht einen seiner Collegen auch nur von Ansehen kenne und seit 1790 überhaupt nicht mehr in Frankreich war. Daraus mögen Sie die Schwierigkeiten ermessen, denen er entgegengeht."

Das Prognostikon, das der englische Diplomat der neuen Regierung stellt, ist äußerst ungünstig. „Die Kammer" — sagt er — „wird vermuthlich dem Hof ihre Unterstützung gewähren; kann man sie in Ordnung halten, so werden die Dinge so fort gehen, so lange wir hier sind, ja sie werden sich vielleicht sogar bessern; aber der große Unterschied zwischen dem neuen und dem früheren Ministerium ist der, daß der König mit den entlassenen Ministern in Paris geblieben wäre, wenn die Alliirten sein Land geräumt hätten; dagegen herrscht darüber nur eine Meinung, daß mit seinen neuen Dienern der König nach dem Abzug der Alliirten keine Woche

Digitized by Google

auf dem Throne bleiben wird." Die Beziehungen Richelieus, fährt er fort, zu dem Kaiser von Rußland und Pozzo di Borgo gäben dem neuen Ministerium eine stark russische Färbung, die auch bereits Gegenstand lebhafter Angriffe und Besorgnisse geworden sei.

Diese Anschauung der Lage und diese Befürchtungen für die nächste Zukunft theilten viele französische Patrioten mit dem englischen Staatsmann. Alle Welt beklagte die Schwäche Ludwigs XVIII. „Es ist traurig", schreibt General Dumouriez an Wellington, „zu sehen, wie ein sechzigjähriger König sich von jungen Heißspornen leiten läßt, welche die Entscheidung ihrer Sache durchaus Gott und ihrem Degen anheim stellen wollen. Die Folgen sind leicht vorauszusehen. Die Abgeordneten, die zu befragen und dadurch ihr Vertrauen zu gewinnen und ihnen ihren Theil an den Resultaten zuzuschieben so leicht gewesen wäre, werden über die Schnelligkeit dieser unüberlegten Entlassung beleidigt sein, welche die extremen Projecte enthüllt, die sie längst muthmaßten nach den indiscreten Aeußerungen der Royalisten vom reinsten Wasser und nach dem wenig geschickten Betragen der Agenten dieser Faction in den südlichen Departements und überall, wo sie freie Hand hatten. Der Hof hat die Mine unter seinen Füßen von neuem geladen und hält die Lunte angezündet, um sie gegen sich selbst springen zu lassen."

Indeß irrten diejenigen, welche sich dem Glauben hingegeben hatten, die so tief wurzelnde und so laut ausgesprochene Abneigung der Nation gegen die Bourbonen werde in der Kammer in Gestalt einer heftigen und den Staat gefährdenden Opposition auftreten.

Die Regierung, welche dies selbst gefürchtet hatte, veränderte deshalb das Wahlgesetz und erhöhte den Census für die active und passive Wahlfähigkeit nicht unbedeutend. Aber

Digitized by Google

trotzdem war die Wahl einer regierungsfeindlichen Kammer sehr wohl möglich, wenn es Mode gewesen wäre, in diesem Sinne zu wählen. Dies ist wenigstens die Ansicht eines sehr wohl unterrichteten und scharf beobachtenden Engländers, C. Arbuthnot, der mit Staunen diese fabelhaften Anfänge des französischen Parlamentarismus ansah und am 30. October sehr weitläufig über seine Wahrnehmungen an Earl Liverpool berichtete. Er suchte sich über die Gründe dieser überraschenden Erscheinung klar zu werden und kam endlich, auf Grund vielseitiger Informationen, dazu, den Satz für wahr zu halten, den ihm jedermann wiederholte: „Le Français est essentiellement obéissant." „Dies Volk", fährt er fort, „ist immer geneigt, Fehler zu sehen und Kritik zu üben, aber trotz der Revolution und ungeachtet der Verfolgung der höheren Stände haben die Franzosen ein Gefühl, das sie treibt, für den Moment jede einmal bestehende Regierung zu unterstützen. Man sagte sich: Wir müssen Deputirte wählen, die der Regierung angenehm sind, und dieses Gefühl gewann so sehr die Oberhand, daß kaum irgend jemand Chancen hatte gewählt zu werden, der im Verdachte stand, Opposition gegen die Bourbonen im Schilde zu führen. Eben so schnell wie der Pariser Pöbel wechselten die Wahlcollegien ihre Meinung." Darum, meint Arbuthnot, könne aber auch die Regierung mit dieser Kammer nicht wie mit einem zuverlässigen Factor rechnen. „Sobald die Dinge schief gehen, werden die gegenwärtigen Freunde der Regierung abermals ihre Farbe wechseln oder vom Schauplatze verschwinden und selbst so lange sie die Regierung unterstützen, ist die Neigung zu kritisiren und zu schimpfen so stark, daß jedes Ministerium dadurch in seiner Thätigkeit gehemmt ist."

Auch über die Urtheilsfähigkeit der Abgeordneten hat Arbuthnot keine besonders günstige Meinung. Und ihr auf

Digitized by Google

die Spitze getriebener Royalismus ist ihm äußerst lächerlich. Er erzählt von dem Auftreten des Ministers des Innern, Grafen Vaublanc, der mit beredt vorgetragenen allgemeinen Phrasen ein Gesetz vertheidigte und zum Schlusse mit den Worten: „la grande majorité veut son Roi!“ einen nicht endenden Beifallssturm hervorrief. „Dies Volk ist wie ein Faß voll Schießpulver; der kleinste Funke setzt es in Brand.“

Den an das ausgebildete Parteileben seines Vaterlandes gewöhnten Engländer setzte nichts mehr in Erstaunen, als der gänzliche Mangel jeder Parteiorganisation in dieser Versammlung. Den Anlauf, den man zur Bildung einer Oppositionspartei machte, schildert er sehr ergötzlich. „Die Zahl derjenigen, welche die Absicht hatten, der Regierung Opposition zu machen, beträgt kaum vierzig, und diese kleine Schaar ist bereits aufgelöst. Sie wählten Herrn d'Agrenson zu ihrem Führer, und da sie sich einbildeten, daß der Hof den Baron Vitrolles bei dem letzten Ministerwechsel vor den Kopf gestoßen hatte, boten sie ihm an, in allen Debatten mit ihm gemeinsame Sache zu machen. Er lehnte es ab. Der Polizeiminister, Herr de Cazes, erhielt, wie es scheint, Kenntniß hiervon und schrieb, vermuthlich um diese Opposition los zu werden, einen Brief an sie, in dem er sich als den eifrigsten Freund der Freiheit darstellte und sie für jeden Abend in sein Haus einlud, um dort vorläufig die später in der Kammer zu discutirenden Gegenstände zu besprechen.

„Einige Tage kamen sie alle, aber bald entzweiten sie sich über die Suspensions-Vorlage (den Gesetzentwurf, der die Bürgschaften der persönlichen Freiheit [Art. 4 der Charte] aufhob), und da ihr Führer sich inzwischen in der Kammer selbst unmöglich gemacht hatte, löste sich die Partei freiwillig auf.“

Wer denkt bei dieser Schilderung nicht an gewisse verwandte Züge in der Geschichte des deutschen Liberalismus,

Digitized by Google

besonders in den kleinen süddeutschen Kammern, für dessen Genesis überhaupt ein Studium der französischen Zustände äußerst lehrreich ist!

Für die alliirten Mächte, welche Frankreich nicht nur um der Bürgschaft für die zu leistenden Contributionen willen, sondern auch zum Schutze der wiedereingesetzten Dynastie besetzt hielten, und besonders für den Obercommandanten der Occupationsarmee, den Herzog von Wellington, war die Situation eine äußerst mißliche. Sie stützten factisch ein Regiment, welches immer mehr die Grundlagen verließ, auf welchen man es eingesetzt und zu erhalten ein Interesse hatte.

Der royalistische Feuereifer der Kammer kannte bald keine Grenzen mehr. In blinder Rachsucht forderte man von der Regierung eine großartige Proscription gegen die Andersdenkenden, und als diese, der Versprechungen von Cambray eingedenk, statt dessen ein Amnestiegesetz vorlegte, begegnete sie der lauten Entrüstung der Deputirten. Selbst die Erfüllung der von der Regierung den Verbündeten gegenüber vertragsmäßig übernommenen Verpflichtungen wurde durch den Widerspruch der Kammern bedroht. Die Regierung aber, so widerwärtig ihr und sogar dem Könige selbst dieses wilde Hetzen und Drängen sein mochte, war zu schwach, um demselben mit Energie entgegenzutreten; es fehlte ihr besonders die Kraft, den verwandten Einflüssen mit Erfolg die Spitze zu bieten, welche sich in der Umgebung des Königs geltend zu machen wußten.

Aus diesen Tagen wachsender Schwierigkeiten datirt ein Brief Wellington's an den König, in welchem der englische Feldherr im Gefühle seiner Verantwortlichkeit vor ganz Europa in ungeschminkten Worten die Eindrücke wiedergiebt, die dieses ganze Treiben auf ihn machte.

Digitized by Google

„Sire", schreibt er am 29. Februar 1816, „vor einiger Zeit hat mir E. M. die Ehre erwiesen, mir zu befehlen, ich solle Ihnen schreiben, wenn ich glaubte, daß die öffentlichen Angelegenheiten Ihre Aufmerksamkeit aus einem besonderen Grunde erheischten; ich halte es für meine Pflicht, dies gegenwärtig zu thun. Sire, die Scenen, welche in der Deputirtenkammer vorgehen, kennt alle Welt. Obwohl Ihr Ministerium das Vertrauen E. M. und ganz Europa's besitzt und verdient, hat es doch in der Kammer keinen Einfluß und steht auf dem Punkte, ein Budget Preis zu geben, an dem ganz Europa wesentlich betheiligt ist und auf die Abmachungen des vorigen Jahres zurückzugreifen, welchen der geheiligte Name E. M. Gesetzeskraft gegeben hat, — oder seine Entlassung zu nehmen. Ich bin es der Wahrheit, meiner Anhänglichkeit an E. M. und der Ruhe Europa's schuldig, E. M. auf den notorischen Umstand aufmerksam zu machen, daß die königliche Familie, die Personen Ihres Hofes und der Hofhaltungen der Prinzen in der Kammer einen Einfluß ausüben, der den Gesichtspunkten, von denen aus Ihre Minister die Geschäfte leiten, entgegen arbeitet. Ich habe bereits Gelegenheit gehabt, E. M. mündlich zu bemerken, wie sehr die Ausübung dieses Einflusses den Geschäften, ja selbst dem Rufe der Ehrlichkeit und Loyalität schädlich ist, und daß es E. M. leicht sein muß, diesen Einfluß nicht nur zu zerstören, sondern ihn zu Gunsten Ihres Ministeriums zu wenden. Der Augenblick ist gekommen, in dem für E. M. die absolute Nothwendigkeit vorliegt, sich mit Festigkeit auszusprechen und Ihr Ministerium mit dem ganzen Einflusse des Hofes, der ihm jetzt so sehr entgegenarbeitet, zu unterstützen."

Am 27. April genehmigten die Kammern das Finanzgesetz, und zwei Tage darauf wurden sie geschlossen. Damit war wenigstens einer der Herde der ultraroyalistischen Agitation

Digitized by Google

beseitigt, und mit dem Ausscheiden Vaublanc's aus dem Ministerium verlor diese Partei ihren namhaftesten Vertreter im Schoße der Regierung. Aber trotzdem hatte Wellington Recht, als er an den Kaiser von Rußland schrieb: „Das Uebel bleibt immer das alte, und da es seine Quelle in den Personen der Prinzen und des Hofes hat, so scheint es beinahe unheilbar zu sein."

Anfangs Mai 1816 wurde man plötzlich daran erinnert, daß doch auch noch eine andere Partei in Frankreich existire. Der Aufstand in Grenoble, so rasch er unterdrückt wurde, war doch für die Regierung ein bemerkenswerther Fingerzeig auf die nothwendige Reaction, die den royalistischen Uebertreibungen endlich entgegentreten mußte. Indem Wellington den Herzog von Richelieu zu der raschen Bewältigung des Aufstandes beglückwünschte, wies er sehr bestimmt auf diesen Gesichtspunkt hin: „Die königliche Familie", schreibt er, „muß klug sein und nicht ganz vergessen, auf welche Weise sie nach Frankreich zurückgekehrt ist und wie wenig man diese Rückkehr als einen Triumph der royalistischen Partei über die anderen Parteien des Königreichs betrachten kann; sie darf darum nicht so handeln, als wenn ein solcher Triumph gefeiert worden wäre. Wenn sie nicht auf ihrer Hut ist, werden Sie viele Affairen wie die von Grenoble haben, und wenn zufällig ein feiger oder unfähiger oder unloyaler Commandant an einem solchen Platze wäre und ein Aufstand gelänge, so würden wir alle genug zu thun haben, und dabei wäre doch noch der Ausgang ungewiß."

Im Herbst 1816 sollten die Kammern wiederum zusammentreten. Von der ultraroyalistischen Gesinnung der bisherigen Mehrheit hatte das Ministerium nur eine Erneuerung und gesteigerte Heftigkeit der früheren Angriffe zu erwarten. Es gelang durch die Darlegung dieser Befürchtungen

Digitized by Google

dem Polizeiminister de Cazes, den König zur Auflösung der Kammern zu bewegen, zum großen Aerger der Royalisten, zum Jubel des Landes, das — wie die Ruhe wiederkehrte — auch eine gemäßigte Gesinnung wiederfand und sich von jenen extremen Bestrebungen abwendete. Die Anstrengungen der verschiedenen Parteien, ihre Candidaten durchzusetzen, waren — nach dem Zeugniß des englischen Gesandten Sir Charles Stuart — sehr groß. In Bordeaux wurde sogar ein Versuch gemacht, auf die Wahlen durch die Nachricht, Bonaparte sei von St. Helena entkommen, einzuwirken, deren Verbreiter jedoch sofort gefaßt und eingesperrt wurden. Am meisten Glück hatten die Royalisten in Nordfrankreich, wo sie in Amiens, Abbeville und der Nachbarschaft ihre Candidaten durchsetzten. Das Endergebniß war für das Ministerium entschieden günstig. Es gebot von nun an über eine Majorität von 60 Stimmen.

In dieser Zeit tauchte auch die Frage über die künftige Stellung des Herzogs von Orleans wieder auf. Er war zum Besuche nach Paris gekommen und vom Könige nicht ungnädig aufgenommen worden, allein in der Eröffnungsrede der neugewählten Kammern war eine Stelle vorgekommen, die sehr deutlich gegen die Bestrebungen gerichtet war, nach des Königs Abgang eine andere Linie auf den Thron zu bringen, eine Stelle, welche jedenfalls bewies, daß es an Mißtrauen nicht fehle. So konnte denn auch Wellington im Januar 1817 dem Herzog nicht rathen, seinen bleibenden Aufenthalt in Paris zu nehmen. „Obwohl die Dinge etwas besser gehen", — schreibt er ihm — „so sind sie doch nicht da angelangt, wo sie sein müßten, um Ew. Hoheit zu erlauben, sich hier dauernd niederzulassen; Ihre Stellung, Ihre Art zu denken, zu handeln, zu sein und zu sprechen, die Hoffnungen, die Ihre Gegenwart erwecken wird, die Projecte, deren Besprechung

Digitized by Google

in dem Kreise von Personen, welche der Regierung verdächtig sind, dieselbe veranlassen wird, das alles wird Sie selbst verdächtig machen, wenn auch nicht beim Könige und der königlichen Familie, die unfähig sind, Ihnen Unrecht zu thun, so doch bei den Hofleuten, und Ew. Hoheit wissen, daß niemand die Consequenzen davon voraussagen kann. Kommen Sie, aber beschließen Sie schon jetzt, nicht hier zu bleiben, bevor sich die gegenwärtige Regierung consolidirt haben wird."

Der Herzog war nicht geneigt, die letzten Worte dieses Briefes als Richtschnur seiner Entschlüsse zu adoptiren. Wie die Dinge jetzt lägen, meint er, könne seine Gegenwart sogar zu der so wünschenswerthen Consolidirung beitragen. Er werde sich bemühen, der Regierung mehr Festigkeit in der Beobachtung des streng constitutionellen Systems einzuflößen, ohne die — nach seiner Ansicht — weder die Regierung sich consolidiren, noch die Nation zufrieden gestellt werden könne. „Wenn man diesen Weg gerade und offen einschlägt", sagte er, „so wird weder meine Anwesenheit noch die irgend eines andern, der dieselben Gesinnungen hegt, der Regierung Schaden bringen oder Verdacht erwecken."

Aber auch Wellington blieb fest bei seiner Anschauung, und wiederholte dem Herzog seine Ansichten von den absolut schädlichen Einflüssen des Hofes auf alle Verhältnisse, daß man diese nicht beseitigen und im Augenblick nicht ändern könne und deren üble Einwirkungen auf die Stellung des Herzogs nach wie vor aufs äußerste fürchten müsse.

Auf andere Weise als sie der Herzog von Orleans vorschlug, glaubte der Herzog von Richelieu die Consolidirung der bestehenden Regierung anstreben zu sollen und erreichen zu können, nämlich durch Erleichterung der Lasten, welche seit der Occupation auf Frankreich und seine Bewohner drückten. Sein ständiges Ansuchen bei Wellington, bei den Ministern

Digitized by Google

der vier Höfe, endlich bei seinem alten Gönner, dem Kaiser von Rußland war Abzug oder wenigstens bedeutende Verminderung der alliirten Truppen, die noch einen Theil des Landes in der Stärke von 150,000 Mann besetzt hielten.

Mit besonderer Dringlichkeit trug Richelieu im October 1816, kurz vor dem Zusammentritt der neu gewählten Kammer, seinen Wunsch dem Herzog von Wellington vor: „Das französische Volk leidet", schrieb er ihm, „und ohne die Gerechtigkeit der Repressalien bestreiten zu wollen, die es heute bedrücken, muß man wiederholen: es leidet an seinem Selbstgefühl und unter den enormen Lasten, die ihm auferlegt sind. Es gehorcht, es bezahlt und erwartet geduldig von den Bemühungen seiner Regierung und von dem wohlverstandenen Interesse der fremden Mächte einige Erleichterung seiner Leiden. Wir haben unglaubliche Anstrengungen gemacht, um unseren Verpflichtungen nachzukommen; wir sind bereit, darin fortzufahren; aber um zu verhindern, daß das Volk den Muth völlig verliere, um ihm das Vertrauen auf seine Regierung wiederzugeben, um die Anhänglichkeit an das legitime Fürstenhaus zu stärken, indem wir den Beweis führen, daß die fremden Mächte ihm vertrauen, hätten wir gewünscht, bei Eröffnung der Kammern eine Verminderung der Occupationsarmee um 30,000 Mann und damit eine willkommene Erleichterung der Ausgaben von 30 bis 35 Millionen ankündigen zu können. Oesterreich und Rußland sind damit einverstanden, ich habe Grund zu hoffen, daß Preußen ihrem Beispiele folgen wird. Es steht also nur noch die Zustimmung Ihrer Regierung aus . . . . . Auch 120,000 Mann unter Ihrem Oberbefehl würden noch hinreichen, jede staatsgefährliche Bewegung zu unterdrücken. Uebrigens haben wir gar keinen Anlaß, eine solche zu fürchten. Können wir dem Volke eine glücklichere Perspective in eine nicht all zu ferne Zukunft eröffnen, so

Digitized by Google

verstopfen wir die Quelle eines Theils der Unzufriedenheit und des Murrens."

Wellington antwortete ihm darauf in sehr ernsten Worten; über die Absichten der Mächte scheine er schlecht unterrichtet zu sein, eine Entscheidung liege überall nicht vor, und ehe man sie treffe, wünsche man das Benehmen der Kammern in der bevorstehenden Session kennen zu lernen. Er selbst betrachte die Occupation als eine Sicherheitsmaßregel, die im Interesse des Königs und gleichzeitig Europa's getroffen sei, und sehe in einer Reduction im gegenwärtigen Augenblicke eine entschiedene Gefahr. „Der Geist der Unzufriedenheit, der im Lande herrscht, ist eines der Symptome dieser Gefahr. Dieser Geist aber ist vorhanden, nicht nur in dem Volke, ja vielleicht weniger in diesem als in den höheren Ständen und besonders unter denen, die zum Hofe gehören. Selbst die Royalisten, besonders die Ultras (les Purs) haben vergessen, daß sie im vorigen Jahre riefen: „Vous n'allez pas laisser le Roi et sa famille entre les mains de ces assassins!" und nun wollen sie, daß wir abziehen. Der Wunsch ist natürlich, ja ich theile ihn selbst, aber bei meiner Kenntniß des französischen Charakters könnte ich nur mit Bedauern eine beträchtliche Verminderung der Armee sehen, bevor die Dinge etwas festere Gestalt angenommen haben als es bisher der Fall war."

Erst im Januar 1817 hielt Wellington den Augenblick gekommen, eine Reduction der Occupationsarmee um 30,000 Mann befürworten zu können, und zwar im Zusammenhange mit der Erledigung der finanziellen Frage, über die er hauptsächlich die Verhandlungen mit den französischen Ministern leitete, die unter sehr namhafter Herabsetzung der ursprünglichen Forderungen zu einer für Frankreich unerwartet günstigen Lösung führten.

Digitized by Google

Die zwei wichtigsten Gesetze, welche die Kammern in der Session von 1817—18 zu erledigen hatten, waren das Gesetz über die Presse und das Recrutirungsgesetz. Bei der Berathung des ersteren stieß die Regierung nicht nur auf eine sehr heftige Opposition der Ultra-Royalisten, die nun auf einmal als Vertheidiger der Freiheit auftraten, sondern auch auf eine Verbindung derselben mit den Männern der äußersten Linken. Der Herzog von Wellington äußerte über beides am 6. December 1817 dem Grafen de Cazes sein Erstaunen: einmal darüber, daß die Lehren, welche das Unglück der Revolution gegeben habe, so bald vergessen seien, und dann, daß nunmehr die Opfer der Revolution sich mit den früheren Urhebern und Genossen derselben in eine so unnatürliche Verbindung einließen.

„La pauvre nature humaine!“ ruft er aus; „Voici encore un exemple que l'expérience en matière politique ne va jamais pour rien. Celui qui a commis une erreur il y a vingt-cinq ans, dont il a vu les conséquences et dont il a souffert lui-même avec les autres, la répétera demain, si l'occasion se présente.“ Er knüpft an diese Aeußerung einige Bemerkungen über die Stellung der Regierung zu den Parteien. Er beklagt zunächst, daß die Gesetzgebung nicht die starke Seite der gegenwärtigen Regierung sei, und ferner, daß diese der Unterstützung derjenigen Klasse der Gesellschaft entbehre, welche die natürliche Stütze einer jeden monarchischen Regierung sei. „Glauben Sie mir“, fährt er fort, „daß die Regierung die nöthige Kraft nicht besitzen wird, ehe sie sich nicht mit der royalistischen Partei verständigt hat. Es ist ein Irrthum zu glauben, daß die Parteien in einer öffentlichen Versammlung nach dem Princip handeln, das sie gebildet hat und zusammenhält. Im Anfang und in solchen Fragen werden sie es thun, in denen hervorragende Mit-

Digitized by Google

glieder ihre festgewurzelten Vorurtheile haben, wie z. B. in der Frage des Concordates; aber im allgemeinen muß man darauf rechnen, daß in jeder häklichen Frage (question épineuse) alle Parteien, die nicht Regierungsparteien sind, sich gegen die Regierung vereinigen, welches auch sonst ihre Grundsätze sein mögen. So sehen Sie die Ultra-Royalisten mit den Ultra-Liberalen oder Republikanern oder Bonapartisten oder Jacobinern gegen die Regierung des Königs geeinigt, und das wird sich so lange wiederholen, bis Sie der Regierung die Partei wiedergewonnen haben werden, die naturgemäß zu ihr gehört."

In seiner Antwort verkennt Herr de Cazes keineswegs diese Nothwendigkeit. Die Regierung sei von ihr durchdrungen und habe bei Eröffnung der Kammern gehofft, die Royalisten aller Schattirungen vereinigen zu können; aber der Zwiespalt innerhalb der bisherigen ministeriellen Majorität habe bei den Royalisten die Hoffnung erweckt, die Regierung dieser Majorität ganz zu berauben, wenn sie ihre alten Angriffe erneuerten. Uebrigens schämten sie sich bereits selbst über die schmähliche Verbindung, in die sie sich eingelassen hätten.

Aber der Regierung und vor allem de Cazes fehlten die Fähigkeiten, ein solides Arrangement anzubahnen, dessen Zustandekommen allerdings die Heftigkeit der Parteien und die Intriguen Monsieurs wesentlich erschwerten. „Die Parteien sind so sehr gegen einander erbittert", schreibt Wellington im Februar 1818 an Earl Clancarty, „und die Gründe ihres Zwistes sind von so altem Datum, daß es unmöglich zu sein scheint, die Ultra-Royalisten, die alten Aristokraten von 1789 bis 1792, dazu zu bringen, mit den Freunden der gegenwärtigen Regierung gemeinsame Sache zu machen, welche 1789 und 1790 die Constitutionellen und 1791 und 1792 die Gemäßigten waren." Und über die falsche Stellung, die Monsieur fort-

Digitized by Google

fuhr der Regierung gegenüber einzunehmen, waren alle aufs tiefste verstimmt, welche für Frankreich eine Aera ruhiger Entwickelung wünschten. „Ich hege keine Zweifel darüber", schreibt Wellington im Januar 1818 an einen Freund, „wie dieser Streit enden wird. Die Nachkommen Ludwigs XV. werden Frankreich nicht regieren, und ich muß immer wieder sagen, daß Monsieur und sein Anhang daran Schuld tragen."

Der conservativen Gesinnung Wellington's war beides ein Gräuel: das agitatorische Vorgehen der Royalisten und die liberalen Anläufe des Ministeriums. Bei der düsteren Prognose, die er schon für die nächste Zukunft den Geschicken Frankreichs stellte, spielte zudem der persönliche Aerger über den geringen Eifer, den das Ministerium bei der Untersuchung über das auf ihn versuchte Attentat bewiesen hatte, keine unbedeutende Rolle. In einem Briefe an Earl Bathurst vom 8. März 1818 beklagt er sich darüber ausdrücklich und führt diesen Umstand als Symptom der Schwäche des Ministeriums an. In demselben Briefe macht er diesem auch sonst heftige Vorwürfe. „Die Minister", sagt er, „verstehen es nicht, die Maschine zu behandeln, die sie unter den Händen haben; sie verstehen den Genius und die Art dieses Volkes nicht; sie rennen mit aller Kraft nach einer armseligen Popularität, die sie für des Königs und ihre eigene beste Stütze halten. Dieser Popularität gelten alle ihre Maßregeln: ihre Begünstigung des Geschreis gegen die Alliirten, ihr jacobinisches Wahl- und Recrutirungsgesetz, ihre Verfolgung der Royalisten, das Protegiren der Gegner. Aber die Jacobiner und Umsturzmänner laufen noch schneller als sie, und bald nach dem Abzuge der Alliirten werden wir hören, daß die ganze Wirthschaft in Trümmer gegangen ist."

Digitized by Google

Den Schwierigkeiten gegenüber, welche der Regierung aus dieser sonderbaren Stellung erwuchsen, getragen und gestützt von einer Majorität, von der sie sich zu liberalen Maßregeln getrieben und gedrängt sah, von einer Allianz der radicalen und hyperconservativen Opposition bedroht, deren letztgenannte Elemente sie trotz alledem sich selbst homogener fühlte als ihre eigene Partei, — dachte der Herzog von Richelieu schon im September 1818 sehr ernsthaft daran, nach dem Schlusse der bevorstehenden Session der Kammern seine Entlassung zu nehmen. Der König war darüber äußerst betreten. Er bestürmte Wellington und den Kaiser von Rußland mit Bitten, den Herzog zur Aenderung seines Entschlusses zu bewegen. Auch de Cazes mußte sich auf seinen Befehl diesen Vorstellungen anschließen, mag es aber freilich nur mit geringer Lust gethan haben, weil naturgemäß er das Opfer eines durch Concessionen an die Royalisten erkauften Verbleibens Richelieu's im Ministerium hätte werden müssen.

Indessen war im October zu Aachen der Congreß eröffnet worden, der den Zweck hatte, den provisorisch geregelten Zuständen Europa's eine dauernde Gestalt zu geben. Einer seiner ersten Beschlüsse hatte den vollständigen Abzug der Occupationsarmee aus Frankreich zum Gegenstande. Eine entschiedene Annäherung Richelieu's an die Royalisten sollte dagegen den Alliirten Garantien für ein conservatives Regiment in dem unruhigen Lande geben, und eine Aenderung des Wahlgesetzes sollte der erste Beweis dafür sein, daß man den neuen Weg mit festem Entschlusse und sicherem Schritte betreten habe. Für alle Fälle constituirte ein erneutes Bündniß der vier Mächte eine starke militärische Position gegen etwaige neue Versuche der fortgeschrittenen Parteien, Frankreich und von diesem aus Europa zu revolutioniren.

Nach Paris zurückgekehrt erwies sich jedoch der Herzog

Digitized by Google

von Richelieu zu schwach, sein Programm durchzuführen. Nach dem vergeblichen Versuche, ein conservatives Ministerium zu bilden, zog er sich zurück und überließ seinen Platz dem gewandteren und schmiegsameren de Cazes.

A. Baring, das Haupt des großen Londoner Bankhauses, dem die finanziellen Arrangements zwischen Frankreich und den Alliirten übertragen waren, schreibt am 31. December aus Paris über das neue Ministerium an Wellington: „Es ist kein Zweifel, daß das ganze Schauspiel mit großer Gewandtheit von dem Manne in Scene gesetzt wurde, der jetzt der Herr des gesammten Ministeriums ist und in seiner Person die ungewöhnliche Combination von Hofgunst und Popularität vereinigt. Ist er der Aufgabe gewachsen, die er sich so geschickt selbst aufgeladen hat, oder reicht sein Talent nur aus für Intrigue und Gaukelei (legerdemain)? Das ist die Frage, von deren Beantwortung das Schicksal Frankreichs und die Ruhe Europa's abhängt; in ein paar Monaten werden wir wissen, woran wir sind. Einen Vorzug wenigstens hat dieses Ministerium, welchen bisher kein bourbonisches Ministerium besaß, den der einmüthigen Gesinnung; aber ob diese Gesinnung sich zu großen und fruchtbaren politischen Gesichtspunkten aufschwingen, oder den Schwierigkeiten, wo sie sich erheben, nur mit Pfiffen und Ränken begegnen wird, müssen wir abwarten. Was mich betrifft, so halte ich jedenfalls den Wechsel für vortheilhaft; er ist ohne Frage im Mittelstande populär und verbürgt wenigstens auf einige Zeit ruhige Zustände, wenn auch vielleicht auf Kosten dauernder Interessen, während die Durchführung des entgegengesetzten Systems — wenn es überhaupt diesen Namen verdient — so unfähigen Händen anvertraut war, daß das Experiment äußerst gefährlich erscheinen mußte. Im übrigen muß die Maschine erst eine Zeit lang arbeiten, ehe man über sie

Digitized by Google

urtheilen kann. Für den Augenblick möchte ich sagen, daß das Ministerium in Gefahr schwebt, durch die Feindseligkeit der Ultras auf die niederste Stufe des Liberalismus herabgedrückt zu werden. Indeß wird der unruhigste Theil der Gesellschaft — das Militär eingeschlossen — in Erwartung einer allmählichen Verwirklichung seiner Hoffnungen sich ruhiger verhalten als gegenüber einem plumpen Versuche, den schwache Hände mit einem System der Gewaltthätigkeit gemacht hätten."

Anderwärts stand man den neuen Bildungen und Vorgängen in Paris völlig rathlos gegenüber. In voller Verzweiflung über die widersprechendsten Nachrichten, die er von allen Seiten erhält, überschüttet Fürst Metternich am 24. December den Herzog von Wellington mit Fragen über diese Dinge. „Je commence à flotter", sagt er, „parce que je ne trouve plus de centre". Und zwei Tage später bricht er in Wehklagen über diese französischen Zustände aus. „Ich wundere mich über nichts mehr", schreibt er, „was an der Seine geschieht. Die falschen Maßregeln sind in Frankreich an der Tagesordnung. Ce pays va, parce qu'il est impossible qu'un pays n'aille pas; mais il va mal et il ira de mal en pis. Il y a sur toute la surface de la France pas un homme fait pour être chef de son gouvernement; il n'y en a pas même pour être celui d'une opposition raisonnable. Tout y est ou ultrafaible ou ultrafou. Ce n'est pas ainsi que l'on se tire des révolutions."

Mit einem äußerst ungünstigen Urtheil und mit unheilweissagenden Worten schließen wir unseren Bericht über die französischen Zustände in den Jahren 1815—18.

So schnell sind die Dinge doch nicht einer neuen Katastrophe entgegengeeilt, wie, fast ohne Ausnahme, alle meinten, deren Ansichten wir zu vernehmen Gelegenheit fanden. Aber

Digitized by Google

alles in allem war die Diagnose nicht verfehlt, die in den Zügen der wiedereingesetzten Legitimität bereits das hippokratische Lächeln der nahenden Auflösung zu erkennen glaubte. Was da über die Vorgänge dieser Jahre von Beobachtungen und Urtheilen beigebracht ist, können wir füglich auch betrachten als einen Beitrag zur Genesis der Julirevolution.

Digitized by Google

Die Anfänge des constitutionellen Lebens in Baden[1]).

I.

Wohl ist es ein Beweis der wachsenden politischen Einsicht unseres Volkes, daß sich täglich mehr und mehr mit zwingender Gewalt die Ueberzeugung Bahn bricht, daß vor Allem die Macht die Staaten bildet und erhält, daß die Macht nicht nur nach Außen die Existenz des Staates als eines selbständigen bedingt, sondern auch die einzige zuverlässige Garantie für eine Dauer der inneren Zustände bietet. Daher hat in den politisch gebildeten und denkenden Kreisen auch der kleineren deutschen Länder die von den Vätern ererbte Selbstgenügsamkeit, die ausschließliche Beschränkung des Gesichtskreises auf die Verhältnisse der kleinen Staaten keine Wurzeln mehr.

Der Particularismus im eigentlichsten Sinne des Wortes, jene politische Krankheit, welche über der patriarchalischen Liebe und Anhänglichkeit an die Scholle Landes, auf der wir geboren und erzogen sind, alles, was jenseits der Grenzen derselben liegt, vergißt, lebt heute nur noch als das Eigenthum beschränkter Köpfe, deren Blick überhaupt nicht

[1]) Zwei Vorträge, gehalten in Karlsruhe am 28. Januar und 4. Februar 1865.

Digitized by Google

weiter reicht, oder jener freilich noch nur zu zahlreichen Klasse von Philistern, die vor jeder geistigen und politischen Bewegung bangen, die man mit einem zwar paradox klingenden, aber zutreffenden Ausdrucke „die Fanatiker der Ruhe" genannt hat.

Aber hoch über diesem ungesunden und nicht mehr lebensfähigen Particularismus webt und waltet eine politische Gesinnung, die von solchen, welche mit raschem Urtheile alle Begriffe in Kategorien unterzubringen pflegen, wohl auch unter denselben Namen gereiht wird. Mit Unrecht. Denn diese Gesinnung, die nirgend die zahlreichen und weit verzweigten Verbindungen vergißt, welche jedes kleinere Staatswesen mit dem großen Ganzen in ununterbrochene Wechselwirkung setzen, bestrebt sich nicht nur in dem Gebiete, das ihrem Wirken zunächst angewiesen ist, die möglichste Vollkommenheit zu erreichen, sondern auch das in engerem Kreise Erreichte dem großen Ganzen nutzbar zu machen und anderseits keine der mannichfachen Anregungen, die von allen Seiten aus dem weiten Kreise des Gesammtvaterlandes zusammenströmen, für die heimischen Verhältnisse verloren gehen zu lassen.

Und was jedem Einzelnen für sich an der schützenden und erhaltenden Macht abgeht, sucht diese politische Gesinnung durch den Zusammenschluß der vielfach zersplitterten Kräfte der Vielen unter einer einheitlichen Leitung zu gewinnen. Sie verkennt und unterschätzt nicht die Bedeutung der Macht im Leben der Staaten, aber sie setzt ihr, im Interesse der Gesammtheit und jedes Einzelnen, feste Schranken durch das die wechselseitigen Beziehungen nach gesunden Grundsätzen regelnde Recht.

Diese politische Gesinnung war auch in einer Zeit thätig, in der die Frage der Macht für die Gesammtheit fast vergessen schien, in der die Einheitsidee nur auf den Gebieten

Digitized by Google

Vertretung und Verwirklichung fand, von denen aus sich kein Glück und kein Segen auf die Wege der Völker ausbreitet, in der die Kraft der Centralisation, soweit sie sich in dem losen Gefüge des Staatenbundes darstellte und wirksam erwies, sich nur gegen jede freiere politische Regung in den Einzelstaaten kehrte und — wie ein geistvoller Mann treffend sagt — die deutsche Politik nichts anderes war als die deutsche Polizei.

Die langen Jahre der Stagnation auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, welche der gewaltigen Erhebung der Freiheitskriege folgten, übten ihren lähmenden Einfluß am stärksten in dem Staate, auf dem Deutschlands Hoffnungen ruhen, seit die kräftigen Herrscher aus dem Hohenzollern'schen Hause die Mark von dem räuberischen Treiben der wegelagernden Junker säuberten und mit kluger Berechnung und glücklichen Erfolgen die brandenburgischen Kurlande mit jenem merkwürdigen Staate an der Ostsee verbanden, den dereinst der tapfere Arm der deutschen Ritter dem deutschen Namen, den dann die schwielige Hand des deutschen Colonisten der Cultur des großen Vaterlandes gewonnen hatten.

Während dort, in Preußen, die großen Reformen des Jahres 1808 allein dem öffentlichen Leben einen freieren Spielraum boten, aber noch keine Vertretung des ganzen Volkes das Wohl und Wehe des Staates in patriotischen Erörterungen erwog, tagten in den kleineren Staaten des südlichen Deutschland die ersten Landtage.

Und die Keime einer segensreichen politischen Entwicklung, die hier in die Erde gelegt wurden, erwuchsen nicht nur auf dem heimischen Boden zu stattlicher Größe, sondern der Odem des politischen Lebens trug die Körner, die da ausgestreut wurden, weit hinaus über die Grenzen der Heimath, und soweit Deutsche wohnen, fanden die goldenen Worte, die

Digitized by Google

in den süddeutschen Kammern gesprochen wurden, Verbreitung und die leitenden Ideen, die hier zum Ausdrucke kamen, wurden bald Gemeingut der ganzen Nation.

In diesem Sinne hat die Ausbildung des constitutionellen Systems in den deutschen Kleinstaaten eine Bedeutung gewonnen, die weit über die Grenzpfähle hinausreichte, mit denen eine gewalthätige Staatskunst in eigenmächtiger Laune sie umgeben und abgesondert hatte.

Von keinem aber unter jenen süddeutschen Landtagen kann mit mehr Recht gesagt werden, daß die Augen von ganz Deutschland auf ihm ruhten, daß die aufmerksamste Theilnahme aller Patrioten seinen Verhandlungen folgte, als von dem badischen. Wie die badische Verfassung die freisinnigste von allen Constitutionen war, die am Ende des zweiten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts ertheilt worden sind, ebenso ragen die ersten Landtage Badens, durch die Bedeutung der verhandelten Gegenstände, durch das Talent ihrer Mitglieder, durch den maßvollen Freisinn, der sie beseelte, über die Landtage der Nachbarländer hervor. Sie waren, wie Aegidi treffend sagt, „die eigentliche Schule des deutschen Liberalismus".

Ein merkwürdiges Geschick hatte an der Grenze Deutschlands einen Staat entstehen lassen, der mehr als irgend ein anderer von allen, welche aus der gewaltigen Erschütterung der Revolutionsjahre hervorgingen, Zeugniß von der Accommodationsfähigkeit der Deutschen ablegt. Hier schaarten sich nicht, wie in Würtemberg, um einen alten, in sich und nach Außen fest abgeschlossenen Volksstamm kleine Bruchtheile verwandter Art, die nur der seltsame Entwickelungsgang des deutschen Reiches von ihm getrennt gehalten hatte, dem sie, trotz der politischen Trennung, in Sitte und Mundart, in

Digitized by Google

Neigungen und Anschauungen factisch längst angehört hatten, sondern zwei Volksstämme, durch Anlagen und Bildung vielfach getrennt, je nach ihrer Vergangenheit politisch und kirchlich, in Wissen und Leben ganz verschieden entwickelt, fanden sich hier plötzlich durch das Machtwort des französischen Kaisers aneinandergefügt und zu einem staatlichen Ganzen verbunden, ohne daß irgend eine innere Nothwendigkeit dieser Vereinigung zu Grunde lag.

Das Fürstenhaus, das hier regierte, führte zwar seit Jahrhunderten in diesen gesegneten Gauen das Scepter, und die Bevölkerung war ihm mit aufrichtiger Zuneigung und ehrfurchtsvoller Achtung ergeben; aber es war nicht so ganz mit dem einen Volksstamme, über den es bis dahin zum Theile gebot, verwachsen, wie die Wittelsbacher in Baiern, deren Urväter schon in der fernsten Vorzeit mit den ältesten Geschicken ihres Volkes, mit seiner ersten wuchtigen Auflehnung gegen die Centralisationstendenzen der Karolinger in engster Verbindung gestanden hatten.

Nie war hier das Gefühl der Anhänglichkeit, das den Markgräfler und den Durlacher mit seinen Fürsten verband, zu der Gluth der höchsten aufopfernden Leidenschaft gesteigert wie damals in Baiern, als der Schlachtruf: „Lieber baierisch sterben, als kaiserlich verderben!" die wettergebräunten Oberländer Bauern auf die Wahlstatt führte, um das angestammte Herrscherhaus gegen die Vergrößerungsgelüste der Habsburger zu schützen. Ja, selbst der katholische Bürger der baden-baden'schen Lande stand, als der dort regierende Zweig des fürstlichen Hauses erlosch, dem protestantischen Fürsten der Durlacher Linie fast wie einem fremden Herrscher gegenüber.

Und endlich war Baden nicht ein großer Staat wie Preußen, wo sich mit einer bewunderungswürdigen Intensität und Schnelligkeit die neu erworbenen mit den alten Provinzen

Digitized by Google

assimilirten. Die Pfalz, der Breisgau fanden für den Verlust ihrer altgewohnten Zustände keine Entschädigung in der Theilnahme an einem großen, gewaltigen, in die Geschicke der Welt eingreifenden Staate. Im Gegentheile. Mächtigeren Ländern — die einen sogar einem europäischen Großstaate — hatten sie vordem angehört.

Und doch, als gegen das Ende der zwanziger Jahre das Gerücht durch die badischen Lande ging, daß Baiern seine Ansprüche auf größere Gebietstheile Badens neuerdings zu erheben denke, daß die Pfalz, daß der Main- und Tauber-Kreis von dem Nachbarstaate begehrt werde, da erhob niemand lauter und entschiedener seine Stimme gegen eine solche Trennung der kaum vereinigten Lande, gegen eine Rückkehr zu dem alten Fürstenhause und Staate, als gerade die Bewohner dieser neubadischen Landestheile. Und doch war damals keineswegs eine populäre Regierung in Baden am Ruder. König Ludwig I. von Baiern wandelte damals noch auf entschieden freisinnigeren Bahnen als Großherzog Ludwig von Baden. Nichts anderes als das constitutionelle Leben, das sich nirgend so frisch entfaltet hatte als in Baden, hatte so schnell und so fest die Pfälzer und Breisgauer mit den Altbadischen zu einem Staate, zu dem Bewußtsein des Zusammengehörens, zu dem Entschlusse des Zusammenbleibenwollens verbunden. In dem Karlsruher Ständehause hatten ihre Vertreter sich rasch als Brüder fühlen lernen.

Freilich die einigende Kraft des Verfassungslebens konnte sich auf einem stattlichen und festen Grundbau fortentwickeln.

Die Verfassung des Landes fand einen wohl bereiteten Boden vor, in dem der neu gepflanzte Baum rasch Wurzeln zu schlagen und prächtig zu gedeihen vermochte, und die treffliche Pflege, deren sich vordem dies Land zu berühmen hatte,

Digitized by Google

bewährte sich um so deutlicher, als dem neuen Versuche einige Jahre arger Vernachlässigung vorausgegangen waren.

Wenige Fürsten weiß die Geschichte zu nennen, deren Gedächtniß die Nachwelt mit so dankbarer und gesegneter Erinnerung nennt als den Großherzog Karl Friedrich von Baden.

Ein reicher Geist, ein tiefes Gemüth, eine tüchtige Natur leiteten die Regierungshandlungen des unvergeßlichen Fürsten. Mit sorgender Hand wirkte er unablässig am Wohl und Gedeihen des Landes, das zu beherrschen er in den frühesten Tagen der Kindheit berufen worden war, das er wachsen und groß werden, das er sich verdoppeln sah in den Stürmen der Kriegsjahre während einer 73jährigen Regierung. Mit Glück wußte er die besten Männer an die ersten Stellen zu setzen, den hochbegabten, feingebildeten Minister von Reizenstein, den gewandten Diplomaten von Edelsheim, den schöpferischen Organisator Brauer. Der Geist der Humanität, das Interesse für jeden Fortschritt in Wissenschaft und Leben, die Sorge für das geistige und materielle Wohl der Unterthanen beseelte und durchdrang alle Regierungshandlungen des edeln Fürsten.

Es war schwer für seinen Enkel, der, ein noch junger Mann, erst zu einer Art Mitregentschaft, dann zur Nachfolge berufen wurde, nach den Verdiensten eines solchen Vorgängers auch dem eigenen Namen eine bleibende, ehrenvolle Stätte in den Büchern der Geschichte dieses Landes zu schaffen. Den einen unvergänglichen Ruhm hat Großherzog Karl mit der Erinnerung an seine kurze Regierung verknüpft, daß ihn das badische Land als den Geber seiner Verfassung verehrt.

Ein schweres Geschick verkürzte die Tage des edel und fein angelegten jungen Fürsten. Die entnervende Gewalt eines frühzeitigen Siechthums lag mit schwerem Drucke auf seinen Tagen

Digitized by Google

und lähmte jeden seiner Entschlüsse. So ist denn auch die Verfassung nicht ein rasch und freudig gegebenes Geschenk gewesen. Von wackeren Männern wurde mit unermüdeter Ausdauer die Entschließung dem zaudernden Herrn abgerungen.

Die Bestrebungen, dem badischen Lande durch eine Verfassung gesicherte und geordnete Zustände zu schaffen, reichen zurück bis in die Tage, da in Wien, in einem Taumel von Vergnügungen, in einem Wirrsal von Intriguen, die Mächtigen der Erde für das befreite Europa eine neue Gestalt und Ordnung schufen. Und da setzte kein Geringerer als der Mann, dessen gewaltigem Geiste und unerschütterlichem Muthe Deutschland das hohe Glück seiner Befreiung vor allen Anderen verdankte, mitten in der Fülle der Geschäfte und Sorgen, mit denen ihn die Wiener Verhandlungen überschütteten, seinen Einfluß und seine Unerschrockenheit für das badische Land und sein Glück ein — der Freiherr vom Stein. Mit ahnendem Geiste mochte er in der Zukunft gelesen haben, daß es ihm nicht vergönnt sei, den Staat, dem er die Kräfte seiner Jugend, das Herzblut seiner Mannesjahre, die ganze Gluth einer großen politischen Leidenschaft gewidmet hatte, auf den Bahnen des constitutionellen Lebens stark und mächtig, die Geschicke des ganzen deutschen Vaterlandes bestimmend und leitend, einherschreiten zu sehen; so wandte sich sein eminent praktischer Sinn den kleineren Staaten zu, von denen er erfüllt zu sehen hoffte, was Preußen nicht zu ergreifen schien. Für Nassau hat er selbst den Entwurf einer Verfassung ausgearbeitet, den König von Würtemberg hat er ohne Rast ermahnt, die versprochene Verfassung zu geben. Bei Baden trieb ihn noch ein besonderer Grund, die ganze Energie seines Wesens einzusetzen, um diesem Lande eine Verfassung zu sichern.

Nur durch geordnete Zustände im Innern des Groß-

Digitized by Google

herzogthums war es möglich, den Bestrebungen Oesterreichs und Baierns, nach dem Aussterben der regierenden Linie Breisgau und Pfalz wieder an sich zu ziehen, ein genügendes Gegengewicht zu bieten. Die Macht der öffentlichen Meinung, die Zufriedenheit der Bevölkerung mit dem bestehenden Zustande waren die unerläßlichen und die zuverlässigsten Bundesgenossen der badischen Regierung in ihrem bevorstehenden Kampfe gegen den Vertrag vom 23. April 1815, in welchem Oesterreich dem Könige von Baiern eine ansehnliche Vergrößerung seines Ländercomplexes, vor allem die Herstellung einer unmittelbaren Verbindung zwischen den Landestheilen diesseits und jenseits des Rheines, zugesagt hatte. Nun aber waren die factischen Zustände Badens keineswegs so, daß man mit Sicherheit auf die Unterstützung dieser Macht rechnen konnte, die sich in der Politik erst einen Platz erobern mußte.

Noch in den letzten Jahren der Regierung Karl Friedrichs war die frühere Ordnung der Finanzen auf das Tiefste erschüttert worden. Die Last des Krieges drückte schwer auf das Grenzland; fast unerschwinglich waren die Kosten, die der immerwährende Unterhalt der fremden Truppen veranlaßte, welche unaufhörlich das Land durchzogen und besetzt hielten; die Ausgaben vermehrten sich in's Unendliche; die Einnahmen stockten aller Orten. Ueberall sah man die behäbige und wohlhabende Landbevölkerung der Verarmung, dem Elende Preis gegeben; und statt es lindern, statt den Hülflosen Unterstützung und Erleichterung verschaffen zu können, mußte der Staat noch die Anforderungen an seine bedrängten Bürger steigern. Viele Landleute verließen, als bald darauf der zweite Feldzug gegen Frankreich neuerdings die Verpflegung großer Truppenmassen, Lieferungen in die Magazine, außerordentliche Frohnden und Schanzarbeiten mit sich brachte —

Digitized by Google

nach dem Zeugnisse des Ministers von Berckheim — ihre Wohnungen, um nur den unerschwinglichen Lasten zu entgehen. Es war ein schmerzliches Gefühl für den edeln Karl Friedrich gewesen, als Greis das wohlgelungene Werk seiner früheren Tage, den streng geordneten Staatshaushalt in diesen Zustand der Zerrüttung und Verwirrung kommen zu sehen.

Aber schwerer noch als unter dieser Ungunst der Verhältnisse, unter der damals mehr oder weniger alle Länder Europa's seufzten, litt das Land durch die krankhafte Arbeitsscheu des Großherzogs Karl.

Was Varnhagen erzählt, von den zahlreichen verschlossenen Zimmern, in denen Actenstücke und Kostbarkeiten, Bittgesuche und Geldrollen in buntem Durcheinander aufgespeichert waren, ohne daß je eine ordnende Hand sie berühren durfte, ist keine Fabel; jede dem Fürsten lästige Arbeit wurde dort niedergelegt, um niemals erledigt zu werden. Nach Ablauf der ersten 4 Jahre seiner Regierung belief sich, nach dem Zeugnisse Stein's, der durch die badischen Geschäftsmänner genau von der Lage der Dinge unterrichtet war, die Zahl der nicht unterzeichneten Ausfertigungen auf mehr als 15,000.

Die Männer, die mit dem kranken Herrn nach Wien gekommen waren, wandten sich in ihrer Noth — denn all ihr Zureden, Drängen, Bitten war vergebens — an Stein, und dieser, rasch entschlossen, trug die Lage der Dinge den russischen Majestäten vor, von denen er einen kräftigen Einfluß auf den Großherzog hoffte. „Es fehlt diesem Lande zu seinem Glücke nichts" — sagt er in einer an Kaiser Alexander gerichteten Denkschrift — „als eine väterliche, gerechte und thätige Regierung." Nur eine landständische Verfassung konnte nach seiner Meinung hier gründlich und dauernd helfen. Er appellirte an die „erhabenen Gesinnungen" des

Digitized by Google

Kaisers, an das „große edle Gemüth" der Kaiserin Elisabeth, der Schwester des Großherzogs Karl. Und rastlos verfolgte er das einmal Begonnene.

Er hat im Laufe des Jahres 1814 an den Großherzog mehrmals förmliche Monitorien ergehen lassen, bis dieser endlich dem von allen Seiten anstürmenden Drängen nachgab — die russischen Herrschaften hatten ihre Vorstellungen mit denen Stein's vereinigt — und öffentlich seinen Entschluß zur Bildung von Landständen mit dem Rechte der Steuerbewilligung, der Mitaufsicht über deren Verwendung, der Theilnahme an der Gesetzgebung und der Beschwerdeführung erklärte.

Am 17. Januar 1815 brachte ein Courier aus Wien einen von dem Minister von Marschall redigirten Verfassungsentwurf nach Karlsruhe und eine Cabinetsordre, durch welche eine Commission zur Ausarbeitung desselben niedergesetzt wurde. Aus den sehr gründlichen und eingehenden Verhandlungen derselben ging Anfangs März ein Entwurf hervor, der wieder zur Begutachtung nach Wien wanderte, dort aber eben nur eintraf, um sofort in den Portefeuilles der Minister nach Karlsruhe zurückzukehren. Napoleon war in Frankreich gelandet. Der kurze Glanz der hundert Tage erweckte auch in den Staaten des Rheinbundes neue, freilich trügerische Hoffnungen. Unter dem Lärm der Waffen schweigen die Gesetze. Es war keine günstige Zeit, eine so wichtige grundlegende Arbeit zu fördern. Trotz aller Bemühungen, besonders des Ministers von Marschall, wurde die Verfassungs-Angelegenheit vollständig bei Seite gelegt. Erst im März 1816 wurden die Arbeiten wieder aufgenommen. Ein Manifest vom 16. März verkündete die bevorstehende Einführung einer landständischen Verfassung und erklärte die angeordneten Vorarbeiten

Digitized by Google

für so weit vorgeschritten, daß auf den 1. August die erste landständische Versammlung eröffnet werden könne.

Im Jahre vorher war der Versuch einer Adreßbewegung zu Gunsten des baldigen Erscheinens einer Verfassung, die von Heidelberg aus unter der Leitung des Professors Martin organisirt werden sollte, mit Gewalt niedergehalten worden. Jene Bewegung hatte in den bürgerlichen Kreisen ihren Ausgang genommen. Jetzt erhob sich aus der Mitte der Standesherren und des grundherrlichen Adels eine sehr heftige Opposition gegen die einseitige Verleihung einer Verfassung. Nur ein solches Verhältniß wollte der Adel als gesetzlich betrachten, welches durch seine freie Einwilligung begründet werde. Nur dann — erklärte eine Anzahl Bevollmächtigter vom Adel des Kraichgau's und Odenwaldes — nur dann könne die Verbindung des Regenten und der Unterthanen als gesichert betrachtet werden, wenn ein mit dem Großherzog festgesetzter freiwilliger Staatsvertrag die gegenseitigen Rechte und Pflichten regle. Sie forderten eine Versammlung der Vertreter des Volkes, um die Verhältnisse aller Staatsangehörigen zu berathen und zu ordnen

In Karlsruhe herrschte die lebhafteste Erbitterung über den anmaßenden Ton des Schriftstückes. Es wurde beschlossen, den Petenten ihr Gesuch zurückzuschicken; sie wurden in dem Begleitschreiben aufmerksam gemacht, daß sie, wie alle Staatsangehörigen, Unterthanen seien, daß es lediglich von der Gnade und dem Wohlwollen des Regenten abhänge, ihnen bei der landständischen Landesrepräsentation formelle Auszeichnungen in der Wahl und Zahl zu gewähren. Zwei der Unterzeichner, die im Staats- und Hofdienste waren, der Hofrichter von Zyllnhardt, der spätere Justizminister, und der Intendant des Mannheimer Theaters, Freiherr von Venningen, wurden des Dienstes entlassen und schickten dann

Digitized by Google

unaufgefordert die Kammerherrenschlüssel zurück. Endlich erschien ein von dem erbitterten Feinde des alten Adels und seiner Privilegien, dem entschlossensten Anhänger des fürstlichen Absolutismus, dem von Großherzog Karl zum Freiherren erhobenen Staatsrath Sensburg verfaßtes Großherzogliches Manifest im Regierungsblatte, das „den Unfug der an der Petition betheiligten Mitglieder der Kraichgauischen und Odenwälder Ritterschaft und besonders der ehemaligen kurpfälzischen Vogtjunker" in den ungnädigsten Worten verwies und zu allen Unterthanen jeden Standes die Erwartung aussprach, daß sie vertrauensvoll und mit Ruhe der Entwickelung jener Begebenheiten entgegensehen werden, von welchen die feste Bestimmung der künftigen Landesverfassung abhänge.

Jene Begebenheiten gingen aber nur den Gang einer sehr langsamen Entwickelung. Zwar wurde im Juli 1816 abermals eine Verfassungscommission eingesetzt. Aus den Berathungen des Staatsministeriums aber war der Betreff „Landesverfassung" so gut wie verschwunden und von der versprochenen Eröffnung der Ständeversammlung im August 1816 war keine Rede mehr.

Von den Männern, die den Großherzog umgaben, waren nur Wenige aufrichtige Freunde der constitutionellen Grundsätze. Die einen waren aus Princip, andere aus Gewohnheit, wieder andere vielleicht aus persönlichem Interesse für eine Fortdauer des controlelosen Zustandes des Staatswesens. Die Minister waren nicht in der Lage, den offen und verborgen einwirkenden schädlichen Einflüssen wirksam entgegenzutreten.

Im Ministerium war im Juli 1817 eine Veränderung vor sich gegangen. An der Stelle des Ministers von Hacke

Digitized by Google

hatte der bisherige Bundestagsgesandte Freiherr von Berstett das Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten übernommen.

Es giebt nichts Ergötzlicheres, als die Depeschen des Herrn von Hacke zu lesen. Sie strotzen von Witz, Laune und Uebermuth. Jedem, auch dem ernsthaftesten und folgenreichsten Gegenstande weiß er die lächerliche Seite abzugewinnen. Ueber einen so bedeutenden Vorgang, als die Gründung der heiligen Allianz durch den Kaiser Alexander war, weiß er nichts zu bemerken als das französische Sprichwort: „Quand le diable devient vieux, il se fait capucin.“ Aber vergebens würde man in seinen Berichten nach einem in die Tiefe der Ereignisse eindringenden staatsmännischen Gedanken suchen. Die Frivolität und Oberflächlichkeit seiner Gesinnung machte ihn am wenigsten in einem so wichtigen Augenblicke fähig, die Geschäfte zu leiten. Er wurde auch noch gerade zur rechten Zeit als Gesandter nach Wien geschickt, wo er wenigstens unschädlicher war als in Karlsruhe.

Sein Nachfolger, Freiherr von Berstett, war weniger begabt und weniger gebildet, aber er war ein Mann, der mit der wärmsten Anhänglichkeit an Baden und an dem regierenden Hause hing; die Erledigung der Territorial- und Erbfolgefrage war ihm eine Herzenssache. Früher österreichischer Cavallerie-Officier, hatte er sich freilich wenig oder nicht mit staatsmännischen Ideen oder Studien beschäftigt. Aber er hatte die Welt gesehen; nach Wien, nach Paris, nach London hatten ihn ehrenvolle Aufträge geführt; mit den hervorragendsten Personen der politischen Bühne war er bekannt geworden; Männer wie Metternich und Anstett schenkten ihm ein unbedingtes Vertrauen und standen mit ihm in lebhaftem Briefwechsel. Die Beschränkungen, welche die Verfassungen der fürstlichen Gewalt auferlegen, hat er von jeher mit Mißtrauen und Abneigung betrachtet, aber wie er in hohem

Grade die Fähigkeit und die Neigung besaß, hervorragende Talente in seiner Umgebung für den Theil der Geschäfte reichlich auszunutzen, für den seine eigenen Kräfte nicht ausreichten, so fehlte ihm auch nicht ein feines Gefühl für die Macht der momentanen Situation. Kein Constitutioneller aus Princip, hat er doch den Verfassungsplanen nie direct entgegengearbeitet.

Für die Ertheilung einer Constitution kämpfte niemand eifriger als der alte Freund Carl Friedrichs, der Minister von Reizenstein. Dem klaren Geiste, der feinen Bildung, der erprobten Erfahrung dieses um Baden so hoch verdienten Staatsmannes war es keinen Augenblick zweifelhaft, daß eine Fortdauer der alten überlieferten Zustände ohne die verjüngende Kraft verfassungsmäßiger Einrichtungen ein Ding der Unmöglichkeit sei, und daß nur eine wahrhaft freisinnige Verfassung den gerechten Ansprüchen der Zeit wirklich Genüge zu leisten vermöge.

Lebhaft ward er in dem Streben, eine solche zu erreichen, von dem Minister von Marschall und dem General von Tettenborn unterstützt, dem tapferen Degen, dessen Lob in jedermanns Mund lebte, wohin der Ruhm der Kriegsthaten drang, durch welche die alliirten Armeen Deutschland von dem Joche Napoleon's befreit hatten.

Auf der anderen Seite fehlte es freilich auch nicht an gewissenlosen Intriganten, die den Argwohn des kranken Fürsten immer wach hielten und durch künstliche Mittel reizten und steigerten, welche die Stein, Arndt und Gruner als Jacobiner verdächtigten und den lauten Ruf nach Verfassungen, der allenthalben in Deutschland erklang, für ein schamloses Complott erklärten, durch dessen Gelingen die preußischen und andere Demagogen eine Art Volksregierung einzuführen strebten.

Digitized by Google

Da war es kein Wunder, daß der kranke Fürst die Erledigung der wichtigen Sache verzögerte, den unbequemen, Arbeit und Aufregung verursachenden Rath seiner wahren Freunde ungehört verhallen ließ, daß die Verfassungsarbeiten völlig in Vergessenheit zu gerathen schienen.

Erst als ein schrecklicher Schicksalsschlag, der dem Großherzog die beiden Prinzen raubte, mit denen die Großherzogin Stephanie das Land beschenkt hatte, den kranken Herren aus seiner unheilvollen Lethargie aufscheuchte, gelang es den muthigen und unermüdeten Räthen der Krone, die Verfassungs- und die Territorialfrage fast gleichzeitig zu erfreulichen Erfolgen zu führen. Das Recht der Grafen von Hochberg auf die Erbfolge wurde gegen jede Einsprache gesichert; geharnischte Verwahrungen gegen eine Zerreißung des Landes ergingen nach allen Seiten; Gesandte wurden an die großen Höfe geschickt; Freunde der Regierung bearbeiteten die neue Großmacht, das Kind der französischen Revolution, die öffentliche Meinung.

Freilich konnte Varnhagen von Ense, der preußische Ministerresident, der im Sinne seiner, Baden aufrichtig befreundeten Regierung, aber noch über seine Aufträge hinaus, aus eigenem Interesse an der Sache besonders in der Presse sehr eifrig die badischen Angelegenheiten verfocht, freilich konnte er mit Recht sagen, die Truppen dieser Macht hätten in Deutschland meist noch schlechte Wege und ihr Geschütz keinen Spielraum. Aber trotzdem war die öffentliche Meinung doch ein starker Bundesgenosse Badens und nicht ohne Einfluß auf die Cabinete.

Auch die Verleihung der Verfassung ging aus dem Streben hervor, die öffentliche Meinung in Deutschland für Baden zu gewinnen und dem Lande selbst solche Zustände zu schaffen, welche ihm die Erhaltung des staatlichen Ver-

Digitized by Google

bandes als das werthvollste, wünschenswertheste Ziel erscheinen ließen.

Da war es denn von entscheidender Bedeutung, daß durch gleichzeitige Erklärungen Baierns und Hessen-Darmstadts am Bundestage für diese beiden Staaten das Erscheinen landständischer Verfassungen in unmittelbare Nähe gerückt war. Auch der Bedächtigste konnte nun keinen Zweifel mehr hegen, daß Baden nicht hinter diesen zurückbleiben dürfe. Im April 1818 rieth das gesammte Staatsministerium dem Großherzog dringend die Ertheilung einer Verfassung an.

Am 29. April wurde mit der Prüfung der vorliegenden Entwürfe und der Abfassung einer Verfassungsurkunde das im December 1817 für die Bundesangelegenheiten niedergesetzte Comité beauftragt, in dem außer den Ministern von Reizenstein und von Berstett, der Staatsrath Wielandt, der Geh. Referendär Reinhard, und die beiden Männer, welche auf die Gestaltung des badischen Staatlebens in den folgenden zwei Decennien den entscheidenden Einfluß übten, Sitz und Stimme hatten: der Regierungsrath Winter und der Finanzrath Nebenius.

Die Entwürfe, welche dieser Commission vorlagen, waren der erste Entwurf des inzwischen verstorbenen Freiherren von Marschall, dessen Ueberarbeitung durch die früher erwähnte Commission und zwei weitere Entwürfe, von welchen der eine von dem Staatsrath von Sensburg verfaßt war.

Die Anschauungen dieses bei Großherzog Karl sehr einflußreichen Mannes erfahren wir mit durchsichtiger Klarheit aus einer Denkschrift, die er im Jahre 1816 an den Großherzog gerichtet hatte, in welcher er, von der angeblichen Erfahrung ausgehend, daß es Leute gebe, die das zu erwartende Landstandschaftsrecht in eine förmliche Mitregentschaft umzuwandeln Lust haben, dazu kam die Behauptung aufzustellen:

Digitized by Google

eigentlich seien Landstände überhaupt völlig überflüssig. „Was anderswo die Landstände erst herbeiführen sollen" — sagt er darin — „System und Fond für Schuldenzahlen, Barrière gegen Contrahirung neuer Schulden, gegen Domänenveräußerungen, die dem Schuldentilgungsfond nicht zu gute kommen, das ist bei uns schon geschehen; nur die laufende Staatshaushaltung bedarf noch mehr Ordnung und Beschränkung und ist dieses (sei es mit oder ohne Einfluß der Landstände) geschehen, so weiß ich wahrlich nicht, was die Landstände beschäftigen soll und des Kostenaufwandes werth sei." Sollten aber einmal Stände als unvermeidliches Uebel eingeführt werden, so, meinte er, müsse man ihren Wirkungskreis möglichst einschränken. Von solchen Anschauungen ging denn auch der Sensburg'sche Entwurf aus, welcher das Recht des Landesherren auf der breitesten Grundlage aufbaute, den landständischen Rechten dagegen die denkbar geringste Ausdehnung zuwies.

Der zweite dieser Entwürfe, dem ganz andere Gesichtspunkte zu Grunde lagen, war zwar von Sensburg auch als sein Werk vorgelegt worden und man hätte diesem ehrgeizigen Manne wohl zutrauen können, daß er, um für alle Fälle Lohn und Anerkennung zu ernten, auch eine seinen persönlichen Meinungen widersprechende Arbeit geliefert haben würde. In der That aber war diese Arbeit das Werk des Finanzrathes Nebenius und von diesem auf Veranlassung Sensburg's, seines Chefs, verfaßt worden.

Nicht Sensburg trug die Schuld, daß dieser Sachverhalt an das Tageslicht kam. Denn er hatte beschlossen, sich mit den Verdiensten seines Untergebenen zu schmücken. Durch einen Zufall aber hatte der vertraute Adjutant des Großherzogs, von Holzing, die Wahrheit entdeckt, den Großherzog

Digitized by Google

von derselben in Kenntniß gesetzt, und die Ernennung des Finanzrathes Nebenius zum Mitgliede der Verfassungscommission war die Folge davon gewesen.

Als Großherzog Karl am 28. April 1818 die Commission zu einer kurzen Sitzung versammelte, ernannte er Nebenius zum Referenten und dieser unterzog jetzt seinen Entwurf einer abermaligen Ueberarbeitung. Mit geringen Abänderungen wurde seine Vorlage von der Commission angenommen und am 22. August 1818 von dem Großherzog in dem Bade Griesbach, wo der kranke Herr damals in stiller Zurückgezogenheit lebte, genehmigt, ein Werk, das sich während eines Zeitraumes von 60 Jahren als vortrefflich bewährt hat, dessen klarer Aufbau ebenso in formeller Hinsicht über die Verfassungsurkunden der anderen deutschen Staaten hervorragte, als seine Freisinnigkeit sie in sachlicher Beziehung in den Schatten stellte.

Ein lauter Ruf des Jubels tönte durch das Land, als im Regierungsblatte die Verkündigung dieses Grundgesetzes erfolgte. Wo sich noch Sympathien für die ehemaligen Regierungen gezeigt hatten, in Freiburg wie in Mannheim, pries sich jedermann glücklich, einem Lande anzugehören, dessen Bürger eine so treffliche Grundlage ihres öffentlichen Lebens besäßen.

Allenthalben wurden Feste veranstaltet und Dankadressen unterzeichnet, die in stattlicher Reihe noch immer einliefen, als der kranke Fürst Griesbach verlassen und, nachdem der rasch gefaßte Plan, im südlichen Frankreich Genesung zu suchen, eben so schnell wieder aufgegeben worden war, sich nach der Favorite bei Rastatt zurückgezogen hatte.

Noch fehlte aber ein wichtiger Bestandtheil der Verfassung — das Wahlgesetz. Auch hiezu hatte Nebenius einen Entwurf vorgelegt. Aber der war von dem Großherzoge mit

Digitized by Google

andern wichtigen Papieren in eine Kiste gelegt worden, und als Herr von Reizenstein um Herausgabe desselben bat, fühlte sich der Fürst nicht bei hinreichenden Kräften, die Kiste selbst aufzuschließen und nach dem Entwurf zu suchen. „Daß er sich aber eher en mille morceaux zerstückeln lassen würde, als irgend jemand anderm als sich selbst eine solche Operation anzuvertrauen, wissen Sie ebenso gut als ich selbst", so schrieb der Minister am 1. December an Nebenius und bat ihn, sich nochmals an den Entwurf des Wahlgesetzes zu machen und die Sache möglichst zu beschleunigen. Nebenius hatte aber sein Concept eingereicht und nur noch unbrauchbare, unzusammenhängende Notamina zurückbehalten. Mit dem ihm eigenen Fleiße machte er sich jedoch sofort an die Arbeit und vollendete in wenigen Tagen das Wahlgesetz, das er selber besser und vollständiger nennt, als den ersten Entwurf, in der Form, in welcher es am 23. December 1818 publicirt wurde.

Als dies geschah, wandelte Großherzog Karl nicht mehr unter den Lebenden. Die Veröffentlichung der Wahlordnung war eine der ersten Regierungshandlungen seines Nachfolgers, des Großherzog Ludwig, der am 8. December 1818 den Thron bestiegen hatte.

Auf den 23. März 1819 war die Eröffnung der ersten Ständeversammlung festgesetzt. Im Beginne des Jahres wurden die Wahlen vorgenommen. Die Theilnahme der Bevölkerung an der Ausübung dieses wichtigen staatsbürgerlichen Rechtes war eine äußerst lebhafte, und da sich damals noch nirgend Parteien mit fertigen Programmen gegenüberstanden, so waren die Gewählten durchweg Männer, die sich des durch langjährige öffentliche Thätigkeit erprobten Vertrauens ihrer Mitbürger in hohem Grade erfreuten.

Als sie um die Mitte April — denn die Eröffnung

Digitized by Google

hatte um einen Monat verschoben werden müssen, weil die vorbereitenden Arbeiten sich verzögert hatten — landauf- und abwärts nach der Residenz zogen, begrüßte sie überall ein tausendstimmiger ungekünstelter Jubel des Volkes, das mit der ersten Vereinigung seiner Vertreter eine neue Aera des Glückes und der Wohlfahrt anbrechen zu sehen glaubte.

Mit würdiger Festlichkeit wurden am 22. April die Sitzungen beider Kammern eröffnet. In einem Saale des Schlosses, wo bis zur Erbauung eines eigenen Ständehauses der Großherzog die Sitzungsräume angewiesen hatte, hielt der Landesherr selbst die Eröffnungsrede. In warmen Worten gelobte er, Gerechtigkeit und Ordnung mit Kraft zu handhaben, die Constitution, die sein Vorgänger dem Throne zur Stütze und Allen zum Schutze ertheilt habe, deren Sinn und Wortlaut heilig sein solle, bis auf den letzten Buchstaben zu erfüllen.

Mehr in das Materielle der zu behandelnden Geschäfte ging die Rede ein, mit der Herr von Berstett die Versammlung begrüßte und die Aufgaben, die sie zu erfüllen habe, überblickte.

Der Eindruck beider Reden war ein äußerst befriedigender, und als ihr Wortlaut über das Gebiet des Saales und der Hauptstadt hinaus, durch die Presse vermittelt, im Lande widerklang und dann seinen Weg in die öffentlichen Blätter aller Länder fand, blickte alles mit Vertrauen und Zuversicht auf Baden und die glücklichen Zustände, die sich dort zu entwickeln versprachen.

In Karlsruhe selbst brachte der festliche Tag noch eine Galatafel bei Hofe, zu der alle Abgeordneten geladen waren, vor der sich der Großherzog jeden Einzelnen vorstellen ließ und sich mit ihnen höchst wohlwollend unterhielt. Und als nun gegen das Ende der Tafel der Fürst einen gefüllten

Digitized by Google

Pokal ergriff, mit altem badischen Wein auf die Gesundheit der badischen Stände trank und dann nach alter Sitte den Pokal kreisen ließ, da war wohl Keiner, der nicht mit freudiger Hoffnung in die Zukunft geblickt und den besten Erfolg von den bevorstehenden Verhandlungen erwartet hätte.

Eine Festvorstellung im Hoftheater, Rossini's Oper: „Elisabeth, Königin von England", mit neuen Decorationen ausgestattet, schloß die Festlichkeiten und trug auch ihrerseits dazu bei, dem bedeutungsvollen Tage den glänzenden Schein einer freudigen Feier zu geben.

Schon am Tage darauf begannen die Sitzungen, und bald zeigte sich, welche Personen in beiden Kammern hervorragende Rollen spielen würden.

Mit Umsicht und strenger Unparteilichkeit leitete Markgraf Wilhelm die Verhandlungen der ersten Kammer. Unter ihren Mitgliedern ragte durch Geburt, Fähigkeiten und hochherzige Gesinnung der Fürst von Fürstenberg hervor. Neben ihm sah man den geistvollen und ehrwürdigen Bisthumsverweser Heinrich von Wessenberg, der mit lebhafter Theilnahme und seltenem Freisinn die Autorität seines Namens und den Reichthum seines Wissens bei jeder Debatte einsetzte, bei der es galt, den wahren Fortschritt auf allen Gebieten des Staatslebens zu fördern, während sein protestantischer College, der Prälat Hebel, der längst durch den lebendigen Quell des Volksgeistes, der in seinen Kalendern und Gedichten sprudelte, der Liebling des badischen Volkes war, nur selten, wenn Gegenstände verhandelt wurden, die seinem eigenen Wirkungskreise näher lagen, das Wort ergriff.

Unter den Deputirten des grundherrlichen Adels zeichneten sich neben dem alten Staatsrath von Baden besonders der ausgezeichnete Jurist Freiherr von Zyllnhardt und der treffliche Director des Dreisamkreises, Freiherr von Türckheim,

Digitized by Google

durch Beredsamkeit und unbefangene Freude an jedem vernünftigen Fortschritt aus. Ueberall waren bei ihnen die größeren Gesichtspunkte zu erkennen, welche in der bewegten Zeit, in die dieser Männer Jugend gefallen war, sich gleichsam von selbst jedem begabten Menschen darboten. Frei von den engherzigen Vorurtheilen des Standes und der Provinz, war der Blick dieser Männer nicht durch die Wände des Ständehauses begrenzt und ihr Interesse nicht auf den Flächenraum des Großherzogthums beschränkt. Sie hatten noch die letzten Tage des deutschen Reiches gesehen, zu dessen Ritterschaft ihre Ahnen seit Jahrhunderten in Ruhm und Ehren gezählt hatten. Es lebte etwas von dem Geiste der alten Reichsritter in ihnen und das Wort: „Noblesse oblige!“ war eine Devise, die sie ernstlich bestrebt waren zu befolgen.

Noch zweier Männer ist zu gedenken, welche die erste Kammer zierten: der beiden Vertreter der Landesuniversitäten. Der eine war Thibaut, der berühmte Rechtslehrer, dem es aber nie recht wohl wurde bei den Discussionen des hohen Hauses, der aus den glänzenden Räumen des Schlosses sich nach seiner Heidelberger Studierstube sehnte und nach seinem alten Freunde Gajus, dessen wiedergefundene Bücher ihn ungleich mehr interessirten, als die Protokolle der badischen Kammern, ein Urbild des deutschen Gelehrten, still, bescheiden, mehr auf die Theorie als auf die Wirren des Lebens hingewandt, das directe Gegentheil seines Collegen in der Kammer, des Freiburger Abgeordneten von Rotteck. Denn dieser strebte vor allem anderen praktische Wirksamkeit an. Was er von den Schätzen einer vielseitigen Gelehrsamkeit sich angeeignet hatte, dachte er für das Leben, für die Politik nutzbar zu machen. Die Wissenschaft an sich zu fördern war nicht sein Streben, und wo er tiefer in ihre verborgenen

Digitized by Google

Schachte eindrang, geschah es nur, um sich Eisen zu Waffen für seine politischen Kämpfe daraus zu erbeuten. Der Liebling des Volkes, dem er in verständlicher Sprache und gerade so trivial als es das Verständniß der wenig Gebildeten erheischt, die Geschichte der Vorzeit erzählte und die höchsten philosophischen und politischen Probleme mundgerecht machte, war er doch weit entfernt von der verwerflichen Sophistik eines Demagogen. Den Gegensatz des Vernunftrechts gegen das historische Recht, dessen Berechtigung er hartnäckig leugnete, stellte er nicht in tendenziöser Verdrehung der Wahrheit in den Vordergrund, sondern dieser Gegensatz und die absolute Präponderanz des Vernunftrechtes war die Grundlage aller seiner historischen und politischen Anschauungen. Und niemand hat es, wie er, verstanden, doctrinäre Aufstellungen zum Gemeingut eines ganzen Volkes zu machen. Nicht frei von Pathos und Phrasen, zeugte seine Beredsamkeit doch immer von der tüchtigen, philosophischen und juristischen Basis seiner Bildung, und als gewandter, allezeit schlagfertiger, nie ermüdender Debatter war er stets ein gefürchteter Gegner.

Nicht minder als die erste zählte auch die zweite Kammer eine Anzahl hervorragender Talente in ihrer Mitte. Natürlich überwog hier die Tüchtigkeit der guten bürgerlichen Gesinnung. Aber es war staunenswerth, wie selbst unter der Zahl der Vögte, die hier ihre ländlichen Gemeinden vertraten, der eine und andere mit fertiger Rede und geordneten politischen Gedanken in den Vordergrund trat. Die Leitung der Verhandlungen blieb natürlich den von Hause aus gebildeten Elementen, den Staatsdienern und Geistlichen, die ihren Platz im Hause genommen hatten. Höhere Beamte wie Reinhard, Föhrenbach und Kern, Bezirksbeamte wie von Seyfried und Clavel, Richter wie Hueber, Fetzer, Siegel wirkten einträchtig mit thätigen Industriellen wie von Lotzbeck

Digitized by Google

und Völker, mit Gutsbesitzern wie von Gleichenstein, mit Geistlichen wie der wackere Dekan Fecht zum Wohle des Landes zusammen. Ihren geistigen Gehalt aber erhielt die Versammlung hauptsächlich durch drei Männer: den Geh. Referendär Winter, den scharfsinnigen und geistvollen Professor Duttlinger und den bedeutendsten Mann, der vielleicht je in einer badischen Kammer Sitz und Stimme gehabt hat, den Oberamtmann Freiherrn von Liebenstein.

Der Name dieses hervorragenden Mannes war in und außer Baden längst rühmlich bekannt, noch ehe ihn das Vertrauen seiner Vaterstadt Emmendingen in den Landtag berief. In den besten Jahren stehend hatte er, trotz seiner entschiedenen Neigung zur militärischen Laufbahn, den Lockungen der rheinbündischen Fahnen, selbst der Aufforderung des Generals Moreau widerstanden, sobald aber auch in Baden der Ruf zur Errichtung eines Landsturmes erging, sich an die Spitze einer größeren Abtheilung gestellt. Ich selbst habe noch Leute gesprochen, die sich des stattlichen, hochgewachsenen Mannes wohl erinnern, wie er mit geschwungenem Säbel an den Reihen seiner Mannschaft vorbeisprengte an jenem Tage, da die badischen Truppen vor Straßburg ihren alten Waffenruhm bewährten, und zu ihrer Unterstützung auch die Schaaren des Landsturmes am rechten Rheinufer aufgeboten wurden, freilich, ohne daß sie in den Kampf gekommen wären. In einer Schrift über stehende Heere hatte er später seine militärischen Erfahrungen niedergelegt, während ein anderes merkwürdiges Buch über den Feldzug von 1812 in Rußland ihm mehr Gelegenheit bot, ein seltenes Talent geltend zu machen, große und weit auseinander liegende Vorgänge kurz und übersichtlich zusammenzufassen und in einer glänzenden Darstellung zur klarsten Anschaulichkeit zu bringen. Er hatte keinen geringeren Plan, als die ganze Geschichte der denk-

Digitized by Google

würdigen Zeit, in der er herangewachsen war, zu schreiben; jener Versuch sollte nur ein erster Anlauf zu dem gewaltigen Werke sein, dessen Schwierigkeiten er sich selbst nicht verbarg. Das junge Verfassungsleben eröffnete ihm dann eine Thätigkeit, zu der er wohl mehr berufen, jedenfalls besser vorbereitet war. Mit sicherem Blick überschaute Liebenstein die Bedürfnisse der Zeit und des Staates, dem er angehörte; mit glücklichem Takt wußte er die Grenzen für jede Neuerung, die er anbahnte, festzustellen; mit unermüdeter Ausdauer war er bestrebt, das als richtig Erkannte durchzuführen.

Nirgend war er mehr am Platze als in einer parlamentarischen Versammlung. Seine Beredsamkeit war von hinreißender Gewalt. In jenen Anfängen des constitutionellen Lebens, die es liebten, ihre kleineren Verhältnisse mit den gewaltigen Vorgängen einer großen, kaum vergangenen Zeit zu vergleichen, hat man ihn oft mit Mirabeau auf eine Stufe gestellt. Als Volksredner hatte er sich in zwei Reden bewährt, die er zur Feier des 18. October 1817 und 1818 am Schutterlindenberg bei Lahr gehalten, deren Kühnheit und oratorischer Schwung uns noch heute in Erstaunen setzt. Aber er war weit entfernt von dem formlosen, grotesken Poltern, mit dem damals der alte Jahn und seine Genossen die deutsche Jugend zu begeistern suchten. Er vergaß nie über dem Streben, auf seine Zuhörer zu wirken, die Pflichten des Edelmannes und des echten Politikers.

In der Kammer zeichneten sich seine Reden durch Wahrheit und Kraft vor allen andern aus. Und nicht nur in wohl vorbereiteten Reden wußte er seine Zuhörer zu überzeugen, zu überreden, hinzureißen. Seine größte Stärke lag in der Improvisation, in der bewundernswerthen Elasticität seines Geistes, die sich in dem raschen Wechsel stürmischer Discussionen am glänzendsten bewährte. Manchem — auch

Digitized by Google

wohl den Regierungs-Commissären — stockte das Wort im Munde, wenn sich die Lorgnette des gefürchteten Gegners auf ihn richtete, ein Vorspiel gleichsam des gefährlichen Kampfes. „Wir haben nicht blos einen Volksvertreter vor uns" — sagt Varnhagen über Liebenstein — „sondern einen Geschäftsmann und Staatsmann, fähig den größten Angelegenheiten vorzustehen."

Von Liebenstein ging, kaum daß die Kammern zusammengetreten waren, eine Reihe von Motionen aus, welche die wichtigsten Zweige des Staatslebens in ihrem innersten Wesen umzugestalten bestimmt waren, deren Principien zum Theil erst in der Gesetzgebung der neuesten Zeit ihre Verwirklichung fanden. Zwei davon brachte er selbst ein: die Anträge auf Trennung der Justiz von der Administration und die Einführung des öffentlichen, mündlichen Verfahrens in bürgerlichen und peinlichen Rechtssachen und auf Abschaffung der Zehnten und Verwandlung derselben in eine ihrem Reinertrag ungefähr gleichkommende Grundabgabe.

Vier andere wurden von drei Abgeordneten: Deimling, Völker und Knapp übergeben, die aber von keinem anderen als Liebenstein den Impuls dazu erhalten hatten. Diese betrafen Einführung von Geschworenengerichten zur Entscheidung von Criminal- und Injuriensachen sowohl als in Preßvergehen, unter Zurücknahme der bestehenden Censurverordnungen; wirkliche Vorlegung des in der Verfassung versprochenen Ministerverantwortlichkeitsgesetzes; Abschaffung aller Herrschafts- und Landesfrohnden und endlich den Nichtvollzug des auf unconstitutionellem Weg erflossenen Edictes vom 16. April 1819 über die Verhältnisse der Standes- und Grundherren.

Außer diesen Motionen, deren Forderungen den Ideen der Zeit, dem bisherigen System der Gesetzgebung, auch den

Digitized by Google

Desiderien der Kammern anderer Länder weit vorauseilten, erregte besonders noch die Motion des Abgeordneten Winter von Heidelberg auf gesetzliche Realisirung der in der Constitution zugesagten Preßfreiheit auch über die Grenzen des Landes hinaus große Sensation.

In der ersten Kammer betrat namentlich Rotteck den Weg der Initiative durch Motionen, indem er für völlige Studienfreiheit und, aus Anlaß des Verfahrens des römischen Stuhles gegen Wessenberg, für Behauptung der Selbständigkeit der katholischen Landeskirche auftrat, während der Freiherr von Türckheim von der Regierung die Einleitung zu einer allgemeinen deutschen Gesetzgebung durch geeignete Eröffnungen am Bundestage oder durch Unterhandlungen mit den einzelnen deutschen Regierungen verlangte.

Während so die Kammern mehr als gut war eine Thätigkeit entwickelten, die eine Regierung sich nie entziehen lassen darf, wenn sie sich nicht selbst des ihr gebührenden Einflusses auf den Gang der staatlichen Entwickelung berauben will; während sie Wege betraten, welche auch die Opposition nie beschreiten sollte, außer wenn sie sicher ist, ihre Führer bald auf der Ministerbank zu sehen, war die Regierung nicht allzu freigebig mit den Vorlagen, welche sie den Ständen machte.

Die Entwürfe eines Zollgesetzes und einer Gemeindeverfassung, welche der zweiten Kammer vorgelegt worden waren, wurden zwar in den Abtheilungen reiflich erwogen und der letztere auch durch einen Commissionsbericht an die volle Kammer gebracht, allein sie kamen nicht mehr zur Discussion. In der ersten Kammer führte ein landesherrlicher Antrag, der Vorschläge zur Erhöhung des Nationalwohlstandes enthielt, zu dem Entwurfe einer unter Staatsschutz zu gründenden landwirthschaftlichen Gesellschaft.

Digitized by Google

Sehr spät erst war der zweiten Kammer das Finanzgesetz vorgelegt worden. Die gründliche Prüfung, der die einzelnen Theile desselben sofort unterzogen wurden, ergab ein höchst bedenkliches Resultat. In dem Budget waren die Staatsausgaben den Staatseinnahmen vollkommen gleichgestellt; die Gleichheit ergab sich jedoch nur als eine scheinbare und verhüllte ein Deficit von mindestens einer halben Million nur sehr oberflächlich. Die Summe, mit der die Einnahmen durch die Ausgaben überschritten wurden, war nämlich der Amortisationskasse überwiesen worden.

Die Erkenntniß dieser Thatsache brachte die Stände sofort zu dem Entschlusse, bei allen Posten Ersparnisse vorzuschlagen, und die peinliche Ueberzeugung, daß das Budget den Probierstein der Richtigkeit nicht ertragen könne, lähmte die Kraft der Regierung und den Muth ihrer Vertreter, auch bei der Vertheidigung solcher Positionen, die in der That unumgänglich nöthig waren. Denn an mehr als einer Stelle folgte die Kammer einem entschieden falschen Sparsamkeitssysteme. Der Abzug von 20,000 fl. an der Apanage der Markgräfin Amalie war ein fast unbegreiflicher Mißgriff, und wenn für den Vorschlag, das Militärbudget von 1,700,000 fl. auf $1^1/_2$ Millionen zu reduciren, plausible Gründe vorzubringen waren, die freilich der Kriegsminister nicht für stichhaltig gelten ließ, so war der sehr beträchtliche Abstrich an den Gesandtschaftskosten in dem Moment, in welchem man noch über die Territorialangelegenheiten verhandelte, mindestens sehr unklug.

Der Bericht des Abgeordneten Kern über die Staatseinnahmen kam zwar zur Kenntniß der Kammer, aber nicht mehr zur Discussion. Denn am 28. Juli wurde der Landtag vertagt.

Mehr als die Verstimmung über die Behandlung des

Digitized by Google

Budgets trug zu dieser rasch beschlossenen Maßregel die Verhandlung über das Adels-Edict bei.

Am 23. April 1818 war von der Regierung ein Edict veröffentlicht worden, das die Verhältnisse des ehemals reichsunmittelbaren Adels im Großherzogthum regeln und dadurch dem Artikel 14 der Bundes-Acte genügen sollte. Der Adel hatte es zurückgewiesen und beim Bundestage dagegen Beschwerde erhoben. Durch die inzwischen ertheilte Verfassung hatte jedoch das Edict Gesetzeskraft erhalten und konnte nur auf verfassungsmäßigem Wege abgeändert werden. Trotzdem waren bald nach dem Regierungsantritte des Großherzogs Ludwig neue Unterhandlungen mit dem Adel angeknüpft worden und hatten zur Abfassung eines neuen Edictes über die Verhältnisse der Standes- und Grundherren geführt. Dieses Edict aber, vom 16. April 1819 datirt, war am Vorabende des Zusammentrittes der Stände veröffentlicht worden. Unter den Abgeordneten herrschte Entrüstung über dieses Vorgehen, das sie als einen Hohn gegen die Rechte der Stände betrachteten, und Unzufriedenheit über den Inhalt des Edictes. Eine der ersten Motionen war die Bitte an die Regierung gewesen, dasselbe nicht in Vollzug zu setzen. Zum Berichterstatter über diese Motion war der Geh. Referendär Winter in seiner Eigenschaft als Deputirter gewählt worden und erstattete am 8. Juni seinen Bericht. Er erblickte das Verwerfliche und Unausführbare des Edictes besonders in der Verbindung der Patrimonialherrschaft mit dem Repräsentativ-System und glaubte wesentliche Kronrechte zu Gunsten des Adels hingeopfert zu sehen. In einem langen und gründlichen Berichte führte er diese Anschauungen weitläufig aus und sprach mit so schneidender Schärfe, überzeugender Wahrheit und Kraft, daß der Eindruck geradezu hinreißend war. Als der Redner am Schlusse des bedeutungsvollen Vortrages

Digitized by Google

die Doppelstellung, die er einnehme, als Volksvertreter und Regierungscommissär, betonte, für seine Treue ein fast 20jähriges mit Ehren durchgeführtes Dienstleben als Bürgen stellte und sich als den Vertheidiger der Rechte des Regenten gegen dessen eigenes Ministerium erklärte, als er mit erhobener Stimme ausrief: er sei nicht einen Augenblick im Zweifel gewesen, welche Partie er zu ergreifen gehabt, er habe sie ergriffen und, welche Folgen es auch für ihn haben möge, er werde sie nimmermehr verlassen bis auf den letzten Augenblick seines Lebens, da erscholl ein allgemeines Bravo von der Tribüne und unter allen Zuhörern, auch vermochte — so berichtet die Allgemeine Zeitung — das gesetzliche Verbot der Beifallszeichen nicht die allgemein bewegten Gefühle zurückzuhalten, daß sie nicht in Händeklatschen ausbrachen.

Und noch einmal mußte die Regierung eine gleiche Niederlage erleiden, als, bei der Discussion über denselben Gegenstand, Liebenstein die ganze Wucht seiner Beredsamkeit aufbot, um das Inconstitutionelle der Form und das Beschwerende des Inhalts des Edictes unwiderleglich nachzuweisen. Er ging noch einen Schritt weiter. Gegen den Einwand der Regierung, daß der Bundestag das Edict dem Artikel 14 der Bundes-Acte nur eben genügend erfunden habe, stellte er den Satz auf: daß ein Bundesbeschluß nach allen Rechtsgrundsätzen nur nach erfolgter Zustimmung der Stände Gesetzeskraft erhalten könne.

Der Eindruck beider Verhandlungen war in und außer Baden ein ganz gewaltiger. Während die Liberalen aller Länder den Rednern zujubelten, während die öffentlichen Blätter von Paris und London ihre Namen mit rühmender Auszeichnung nannten, war am Sitze des Bundestages die Entrüstung, namentlich über die Rede Liebenstein's, groß. Der bairische Gesandte, Herr von Aretin, erklärte, wenn in

Digitized by Google

Baiern ein solcher Angriff auf den Bund erfolgt wäre, so würde die Regierung sofort den Schuldigen bestraft haben; an den Fürsten Metternich ging eine eilige Meldung des unerhörten Vorfalls ab; der Präsidialgesandte Graf Buol rief dem badischen Bundestagsgesandten von Berckheim entgegen: „Ohne Zweifel liegt der Redner bereits in Ketten". Nur Wangenheim, wurde aus Frankfurt gemeldet, sei entzückt von beiden Reden.

Aengstliche Gemüther fürchteten schon eine schlimme Wendung der Territorialfrage in Folge dieses parlamentarischen Auftritts, und das Mindeste, was man dem Großherzoge allen Ernstes zumuthete, war sofortige Auflösung der Kammer und Dienstentlassung Winter's. Das geschah denn doch nicht. Die Regierung begnügte sich, der zweiten Kammer wegen ihrer Angriffe auf die Competenz der Bundesversammlung eine Verwarnung zu ertheilen und auf die Unzulässigkeit solcher Aeußerungen aufmerksam zu machen.

Aber auch in der ersten Kammer sollte das unselige Edict dem Ministerium noch Verlegenheiten bereiten. Zwar der Referent über den Antrag der zweiten Kammer, Freiherr von Türckheim, stand völlig auf der Seite der Regierung und vertheidigte mit einer Heftigkeit, die sich bis zu persönlichen Invectiven gegen Winter und die zweite Kammer steigerte, das Edict; für die Discussion aber hatte sich außer Rotteck auch der gemäßigte, als Redner leidenschaftslose Thibaut gegen das Edict einschreiben lassen und auch von anderer Seite noch war Widerspruch zu befürchten. Da schnitt ein Befehl des Großherzogs die Discussion in der ersten Kammer und ein äußerst ungnädiges Vertagungsrescript alle weiteren Debatten des Landtages ab.

In Unfrieden endete so die erste Zusammenkunft der badischen Stände. Zwar zog die Regierung das Adels-Edict

Digitized by Google

zurück, aber dafür war auch sonst nichts von dem Vielen zur Vollendung gekommen, was von Regierung und Kammern in Angriff genommen worden war.

Ohne Vereinbarung über das Finanzgesetz gingen die Abgeordneten nach Hause, die sich nun auch weigerten, das Anlehen zu bewilligen, welches die Regierung zur Ordnung der Finanzen gefordert hatte und dessen Genehmigung von ständischer Seite bis dahin nicht beanstandet worden war. Und so hoch war die Erbitterung gestiegen, daß die Abgeordneten sich so weit vergaßen, einem Antrage, dem Großherzog für die Ueberlassung des Schlosses zu den Sitzungen zu danken, ihre Zustimmung zu verweigern.

Am 28. Juli wurde das Vertagungsrescript verlesen. Am Tage darauf reiste der Minister von Berstett zu dem Congresse ab, der sich unter dem Vorsitze des Fürsten Metternich in Karlsbad versammelte. Die Wiederberufung der Stände im Jahre 1820 fand statt, während derselbe leitende Minister Badens an der Wiener Schlußacte mitarbeitete.

Für das Verständniß der weiteren Entwickelung des parlamentarischen Lebens in Baden ist es unerläßlich, auf diese Vorgänge, die für ganz Deutschland von so weit tragender Bedeutung waren, einen Blick zu werfen.

Die unselige Politik dieser Congresse hat auch das Verfassungsleben in Baden ein volles Jahrzehnt hindurch gelähmt und seine gesunde und frische Entfaltung verhindert.

II.

Die Freiheit ist kein Gut, das als ein fertiges Geschenk den Sterblichen zu Theil wird. Wohl kann der Sturm einer gewaltthätigen Bewegung den rechtmäßigen Lenkern der Staaten die Gewalt entreißen, wohl kann eine Zeit lang die

Digitized by Google

entfesselte, rohe Macht einer Revolution die Massen den kurzen Taumel einer wilden Zügellosigkeit genießen lassen. Aber jene wahre Freiheit, die sich selbst beschränkt, kann nicht mit einem kühnen Griff erjagt, nicht von milder Hand geschenkt, sie kann nur in der Schule harter Arbeit, ernsten Strebens, unermüdeter Ausdauer errungen werden.

Wohin unser Blick fällt in den weiten Gebieten der Weltgeschichte, überall hat sich dieses Gesetz als wahr erwiesen. Wie es dem einzelnen Menschen nie erspart bleibt, wenn er vollkommen werden will, in schwerem Ringen die Gegnerschaft äußerer Hindernisse und dann sich selbst zu besiegen, so ist kein Volk in den Besitz des höchsten Gutes, der wahren Freiheit, ohne harte Kämpfe gelangt.

Uns Deutschen war es durch die eigenthümlich geartete politische Organisation unseres Vaterlandes beschieden, den Kampf auf zwei Schlachtfeldern, bald auf einem allein, bald auf beiden zu gleicher Zeit, zu führen. So gering auch die Kraft der Centralisation war, die das System des Deutschen Bundes entwickelte, so konnte sich doch kein Einzelstaat in seiner inneren Fortbildung auf die Dauer der Einwirkung des Bundes völlig entziehen, und nicht selten mußten die Vertreter der modernen Ideen, die Führer des Volkes, einträchtig und fest gegen eine Verbindung der auf beiden Gebieten mächtigen Gewalten zusammenstehen.

Niemals vereinigte sich die reactionäre Politik des Bundes und der Einzelstaaten so fest als im Beginne der zwanziger Jahre. Selbst ein Staat, an dessen Spitze ein liberaler und energischer Fürst stand, wie König Wilhelm von Würtemberg, vermochte damals nicht, der herrschenden Strömung mit Erfolg entgegenzuarbeiten.

In Baden trafen die Machtworte des Bundes in den regierenden Kreisen ein geneigtes Ohr. Wer etwa noch von

Digitized by Google

den einflußreichen Staatsmännern eine Empfindung des Widerwillens gegen die Bundespolitik, einen Rest von der höheren Gesinnung der eben erst verflossenen Jahre besaß, mußte sie verbergen vor dem verdächtigenden Treiben derer, die der frische Hauch der großen nationalen Bewegung zur Zeit der Freiheitskriege in das verdiente Dunkel zurückgescheucht hatte, aus dem sie sich erst jetzt wieder hervorwagten, ihr altes Handwerk mit neuen Kräften und unter günstigen Aussichten zu beginnen. Nirgend konnten solche Personen mehr Anhaltspunkte für ihre Machinationen finden als in Baden, das der Schauplatz einer verruchten That gewesen war, die ihre schwarzen Schatten weithin in deutschen Landen warf, wo bis dahin glückliche und segenbringende Zustände unter dem Einflusse der Sonne gesetzlicher Freiheit reifen zu wollen schienen.

Nichts war den Feinden der freien Entwickelung der Völker unwillkommener, als der edle Freisinn, mit dem Kaiser Alexander von Rußland die politischen Dinge betrachtete. Wer den unermeßlichen Jubel gehört und gesehen hatte, mit dem dieser Fürst überall in dem befreiten Deutschland begrüßt worden war, dem konnte nicht entgehen, daß die Sache der Freiheit gesichert sei, so lange dieser Monarch als Bundesgenosse und Beschützer den sie erstrebenden Völkern zur Seite stehe. Es galt vor allem, *ihn* der guten Sache zu entfremden. Und es war nicht schwer, besonders wenn man mit den Mitteln nicht wählerisch war, Gesichtspunkte zu finden, unter denen auch einem so aufgeklärten und geistvollen Herrscher das noch so berechtigte Streben der Völker als revolutionärer Unfug erscheinen mußte. Ein walachischer Bojar Stourdza machte sich ein Geschäft daraus, solche Gesichtspunkte aufzufinden und in das rechte Licht zu stellen.

Digitized by Google

Von ihm erschien zur Zeit des Aachener Congresses die berüchtigte Brandschrift über die deutschen Universitäten.

Zum Theil mochte es wirklich ehrlicher Schrecken sein, mit dem ältere, im Dienst ergraute Männer, mit dem deutscher Sitte Fremde das Treiben auf den deutschen Hochschulen betrachteten. Nicht eine Generation unreifer Burschen saß jetzt in den Hörsälen zu den Füßen alter, pedantischer Lehrer. Ein Geschlecht, das in den schweren Kriegsjahren herangewachsen war, das beim Klange der vaterländischen Hörner zur Befreiung Deutschlands den Säbel und die Muskete ergriffen, das auf den Feldern von Leipzig und Brienne, von Paris und Waterloo sein Blut verspritzt hatte, es war in die Hallen der Universitäten zurückgekehrt und lauschte mit Begeisterung den frischen und freien Worten jugendlicher Lehrer, die ihre Zeltkameraden gewesen waren, die auch eben erst das Schwert wieder mit der Feder vertauscht hatten. Und wenn beide — Lehrer und Schüler — die erlittenen Strapatzen, das vergossene Blut mit dem Preis der Siege verglichen, wer mochte es ihnen verargen, daß ein bitteres Gefühl ihre Seele beschlich, daß sie sich in ihrer jugendlichen Begeisterung berufen glaubten, den Sieg der Freiheit zu erkämpfen, sie, die den Sieg der Befreiung hatten erringen helfen?

Aber keine hochverrätherischen Plane reiften in der Seele dieser Enthusiasten. Der Zorn ihrer patriotischen Begeisterung loderte wohl einmal hoch auf, wie die Flamme des Scheiterhaufens auf der Wartburg, in deren Gluth sie am dreihundertsten Jahrestage der Reformation die verhaßten Bücher schleuderten, welche ihnen ein Product niederer Gesinnung und verächtlichen Fürstendienstes schienen; aber wie jene Flamme, wäre auch die Gluth dieser Exaltation in sich selbst wieder erloschen, wenn nicht der Odem der Verdächtigung

Digitized by Google

und Verfolgung sie erst zu einem gefährlichen Brande angefacht hätte.

Die Berichte, die Stourdza nach Petersburg schickte, wurden noch überboten durch die Uebertreibungen, mit denen der bekannte Schriftsteller von Kotzebue dieses Treiben der deutschen Jugend dem russischen Hofe schilderte. Ein solcher Bericht hatte durch eine schwere Indiscretion den Weg in eine deutsche Zeitschrift gefunden. Die Erbitterung überall, wohin davon Kunde kam, war ungeheuer. Und nun geschah das Schreckliche, daß ein Student K. L. Sand den Mordstahl gegen Kotzebue zückte. Für Baden war es verhängnißvoll, daß die Unthat in Mannheim, wo Kotzebue Wohnung genommen hatte, verübt worden war. Eine lange Untersuchung begann nun. Um jeden Preis wollte man Mitschuldige des unglücklichen Fanatikers entdecken, einen Zusammenhang seines Verbrechens mit den Bestrebungen der deutschen Studenten nachweisen. Jeder Jüngling, der in unüberlegtem Taumel ein kühnes Wort sprach, galt für einen Hochverräther und bald verschwand in den Augen der Inquisitoren der Unterschied erlaubter Opposition und frecher Auflehnung. Nicht lange, so warf man auch die freimüthigen Reden, die in den Kammern erklangen, mit den exaltirten Phrasen der Jugend, beide mit dem Verbrechen des unseligen Sand zusammen. Nur durch eine entschlossene Politik der Reaction glaubte man, glaubte vor allem der Lenker des österreichischen Staates, der Fürst Metternich, die drohende Gefahr beseitigen zu können. Und als im Juli 1819, unter dem harmlosen Vorwand einer Badecur, in Karlsbad die leitenden Minister Deutschlands zu den berüchtigten Conferenzen zusammentraten, war der badische Minister nicht der letzte, durch eine düstere Anschauung der Zeit, durch harte Klagen über die Landstände jene unheilvollen Beschlüsse her-

Digitized by Google

vorzurufen, unter deren schwerem Drucke Deutschland zehn lange Jahre auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens gekrankt hat. Er fand auch nicht nöthig, als das Resultat jener Berathungen am Bundestage durch eine unwahre Manipulation sonder Gleichen zum einstimmigen Bundesbeschluß erhoben wurde, durch eine Verwahrung — wie sie einige andere constitutionelle Staaten bei der Publication derselben abgaben — „daß die Landesverfassung durch sie nicht sollte verletzt werden", die bewegten Gemüther zu beruhigen. Und als Baden zu der Mainzer Central-Untersuchungs-Commission auch ein Mitglied zu stellen hatte, war kaum einer der Inquisitoren, der sich mit dem badischen Pfister hätte vergleichen lassen. Auf der anderen Seite war das einzige gesunde und segenspendende Project, das in Karlsbad aufgetaucht war, auch von dem Vertreter Badens vorgelegt worden, eine Denkschrift von Nebenius, die in warmen Worten die Bestrebungen für Freiheit des Handels im Inneren der Bundesstaaten befürwortete, aber bei den versammelten Ministern nur wenig Anklang, geschweige denn eine Erledigung fand.

Auch in Wien, wo wenige Monate später dieselben Staatsmänner sich abermals trafen, um die Lücken der Bundesverfassung auszufüllen, wo jene Schlußacte entstand, deren Inhalt niemanden, am wenigsten freilich das deutsche Volk befriedigte, war Baden wieder durch Herrn von Berstett vertreten. In seiner Begleitung befand sich der eben von seinem Gesandtschaftsposten in Petersburg zurückgekehrte Legationsrath von Blittersdorff. Von dem Augenblicke an, in dem er sich in Wien an seinen Chef anschloß, begann der sehr bedeutende Einfluß dieses hochbegabten Mannes zunächst auf die Bundespolitik, bald auch auf die innere Politik Badens. Ein großer Theil der Denkschriften, Commissionsberichte und Gutachten, die Herr von Berstett bei den Con-

Digitized by Google

ferenzen einreichte, die meisten der nach Karlsruhe geschickten Berichte waren von Herrn von Blittersdorff verfaßt.

Eine seltene Klarheit des Geistes und Schärfe des Urtheils, eine unfehlbare Consequenz der Schlüsse zeichnete diesen Staatsmann schon damals aus. Bis in das letzte Detail der Verwaltung hinab vergaß er nie die allgemeinen Gesichtspunkte, die er sich gestellt hatte, denen zu folgen er entschlossen war. Er hatte ein starkes Gefühl für die Bedeutung der Macht in allen politischen Fragen und eine Unbefangenheit in der Anschauung und Beurtheilung kleinstaatlicher Verhältnisse, wie sie bei den Ministern kleinerer Staaten gewiß selten war. Von einem festen centralisirten Bundessystem versprach er sich die Ruhe Europa's und das Glück der einzelnen Bundesstaaten. Um jeden Preis war er bestrebt, dem Bundestage eine größere Bedeutung, eine selbständigere Thätigkeit zu verschaffen. Ueber die Stellung der Bundestagsgesandten hatte er Ansichten, die von denen seiner Chefs sehr weit verschieden waren. Die Fessel der Instructionen war ihm ein sehr lästiges Hinderniß für seine Begabung und seine Projecte. Durch wirkliche segenbringende Leistungen sollte nach seinen Wünschen der Bundestag das Ansehen bei der Bevölkerung erringen, das ihm sein bloßes Bestehen nicht verlieh. Die Schuld, daß diese Bestrebungen scheiterten, lag nicht an Blittersdorff, sie lag an den Verhältnissen, die stärker sind als die Menschen und ihre Berechnungen, und wunderbar ist nur, daß dieser Staatsmann nach so vielen Enttäuschungen sich immer wieder den Träumen einer Regeneration des Bundestages hat hingeben können.

Auch in Wien war sein ganzes Streben darauf gerichtet, die Ausbildung der Bundesacte in echt föderativem Sinne zu fördern. Daß es ihm nicht gelang, daran trug die Schuld die Gleichgültigkeit der Großmächte, die liberalisirende

Digitized by Google

Tendenz Baierns und Würtembergs, der allezeit lebendige Particularismus der zahlreichen Kleinstaaten.

Was zunächst auf dem Gebiete der Bundespolitik nicht nach Wunsch zu erreichen war, sollte in den Einzelstaaten angestrebt werden durch eine möglichst gleichmäßige Behandlung der inneren Fragen, durch eine möglichst gleichmäßige Beschränkung der Freiheit und der Rechte des Volkes. In diesem Sinne verständigten sich mit Herrn von Berstett die Minister zweier benachbarter Staaten: Du Thil von Darmstadt und Marschall von Nassau. In diesem Sinne wurde auf die leitenden Kreise in Karlsruhe gewirkt, wo man Anfangs Januar an eine Wiederberufung der Stände dachte. Besonders lebhaft betrieben Berstett und Blittersdorff die Berufung während der Dauer der Wiener Conferenzen. Der Schutz der versammelten Staaten, meinten sie, könne nicht ausbleiben, wenn die Stände abermals, so wie im Vorjahr, mit der Regierung in Conflict geriethen. Aber um dieses Schutzes sicher zu sein, war ihre weitere Ansicht, müsse die Regierung frei und offen vor aller Welt ihr Recht und die Güte ihrer Sache erweisen können. Das Budget müsse so einfach und klar sein als möglich, die Wahrheit müsse man unumwunden sagen, kein Gebrechen des Staatshaushaltes dürfe man maskiren, das Defizit nicht verleugnen wollen; das Budget der Amortisationskasse, durch dessen Verwebung mit dem übrigen Budget im Vorjahre die Regierung selbst ihren Gegnern die stärksten Waffen gegen sich in die Hand gab, müsse streng gesondert behandelt werden. Dagegen solle die Regierung auch fest und entschieden auf ihren Forderungen, die sich nach reifer Prüfung als absolut nothwendig ergeben würden, beharren, und wenn die Kammer sie zu bewilligen verweigere, sie sofort auflösen. In Betreff der Gesetzesvorlagen solle man sich abermals auf das Nothwendigste beschränken,

Digitized by Google

besonders keine Vorlage machen, die den demokratischen Ideen neue Nahrung geben oder sie gar der praktischen Ausführung entgegen führen würde. Von diesem Grundsatze solle namentlich die neue Gemeindeordnung ausgehen, die nur Verbesserungen im Detail, aber keine systematischen Veränderungen, wodurch die Macht der Regierung geschmälert werde, bringen dürfe.

Von ganz anderen Gesichtspunkten ging in Karlsruhe ein Mann aus, dem man einen sehr bedeutenden Einfluß auf den Großherzog zuschrieb: der Finanzminister von Fischer. Während seine Collegen der Art und Weise, wie unter seiner Leitung das Budget ausgearbeitet worden war, den unbefriedigenden Gang der ersten Landtagssitzung zuschrieben, machte er für alles Geschehene die, nach seiner Ansicht, sehr schlechte Verfassung verantwortlich und glaubte, diesem Uebel am besten und sichersten durch den Rath abzuhelfen, die Verfassung aufzuheben.

Der Bund — führte er aus — habe die badische Verfassung noch nicht garantirt, sie sei aber gültig, da sie das Volk angenommen und die Regierung zu halten versprochen habe, sie beruhe dadurch auf einem Vertrage; da über diesen Vertrag kein Richter bestehe, so sei, wenn ein Theil denselben nicht halten wolle, auch der andere befugt, davon abzugehen. In Rücksicht auf das Benehmen der Stände schlage er nun vor, daß der Großherzog die Domänen zurückziehe, seine Civilliste selbst regulire und zur Zeit noch die Ueberschüsse, nach § 59 der Verfassung, in die Staatskasse fließen lasse; wenn sich die Stände weigern, so sei von ihnen die Verfassung gebrochen und es stehe sofort der Regierung frei, sie ganz zu beseitigen. Da aber nach der Bundesacte eine ständische Verfassung in jedem Lande sein müsse, so sei es wohl am räthlichsten, der Bundesversammlung selbst den Entwurf einer solchen Verfassung zu überlassen. Gegen solche Deductionen ver-

Digitized by Google

wahrten sich denn doch Männer wie Berstett, Berckheim, Blittersdorff auf das Entschiedenste. Aber daß in der Umgebung des Großherzogs Ludwig solche Ansichten laut wurden und greifbare Gestalt gewannen, muß wohl berücksichtigt werden, wenn man diesem Fürsten selbst gerecht werden will.

Er war nicht zur Regierung erzogen worden. Die ganze Summe von Bildung, die er in sich aufgenommen hatte, war eben nur so groß, als damals ein Prinz mit auf den Weg bekam, der bestimmt war, sich der militärischen Laufbahn zu widmen. In allen Fragen des positiven Rechtes war er auf die Gutachten seiner Rathgeber angewiesen. Eine scharfsinnige Deduction, besonders wenn sie seine Schwächen zu treffen wußte, mußte auf ihn von bedeutendem Einflusse sein. Denn er selbst war ein Mann von gesundem und klar sehendem Verstande. Die zahlreichen treffenden Antworten, die man von ihm noch heute erzählt, sind ein Beweis dafür. Mit redlichem Willen ging er an die Geschäfte, die er nach dem Tode seines Neffen in der unglaublichsten Verwirrung vorfand. Gewissenhafter Fleiß, streng militärische Ordnung half ihm alle Hindernisse besiegen. „Es ist ein Vergnügen, mit dem Herrn zu arbeiten," schreibt einmal Herr von Berckheim an den Minister von Berstett, während dieser in Wien abwesend war, „denn er hört ununterbrochen den Vortragenden an, und man verläßt ihn niemals, ohne eine klare und bestimmte Resolution mitzunehmen." Den modernen Ideen war er freilich nicht zugethan. Er war ganz ein Mann der alten Schule und hielt fest an den Ansichten, in denen er ergraut war. Ein Gefühl des Mißtrauens, das zuweilen seine Handlungen beeinflußte, ist aus seiner Vergangenheit nur zu erklärlich. Durch ein Machtwort Napoleon's zu zweien Malen aus der Heimath, aus dem väterlichen Hause verbannt, hatte er in diesen Jahren der Ungnade ein starkes Gefühl von

Digitized by Google

Menschenverachtung in sich aufgenommen; es war nicht geschwächt worden, als er, zur Macht gelangt, Viele zu seinen Füßen sah, die früher dem einflußlosen Prinzen wenig Aufmerksamkeit bewiesen hatten. Aber wahrem Verdienste hat er doch seine Anerkennung nicht dauernd versagen können und zum Wohle des Staates hat er häufig in Personenfragen seine eigene Neigung oder Abneigung energisch niedergekämpft.

Nur wer die Machinationen kennt, mit denen man sich bemühte, Männer wie Winter und Nebenius bei dem Herrn anzuschwärzen, seine eigenen Agnaten bei ihm zu verdächtigen, weiß auch die Kraft zu würdigen, mit der es dem Fürsten gelang, solche künstlich und gewandt angezettelte Gewebe zu durchschauen und nach seiner besseren Einsicht zu handeln.

Auch jetzt, in der Verfassungsfrage, siegte der gesunde Sinn des Großherzogs über die gekünstelten Ausführungen seines Ministers. Das Fortbestehen der Constitution wurde keinen Augenblick in Frage gestellt.

Damit ward freilich anderseits keineswegs der Weg liberaler Institutionen betreten. Im Gegentheil, man dachte sehr ernsthaft daran, alles zu thun, was irgend möglich war, um die Macht der Kammer in die engsten Grenzen zurückzuweisen. Das beste Mittel war wohl, wenn man ihr die Führer entziehen konnte, die sich an die Spitze der Opposition gestellt, die den ganzen Reichthum ihrer Kenntnisse, theilweise auch die Einsicht in die staatlichen Verhältnisse, die sie lediglich ihrer amtlichen Stellung verdankten, angewandt hatten, um gegen ihre Chefs, gegen die Regierung, deren Organe sie waren, die Schaar ihrer Anhänger in's Gefecht zu führen.

In so hochwichtigen Fragen, wie die des Adels-Edictes war, von deren Regelung es abhing, welche Stellung ein großer und mächtiger Stand im Staate zu dessen weiterer Entwickelung künftig einnehmen würde, ließ sich für ein Auf-

Digitized by Google

treten, wie das Winter's gewesen war, eine Erklärung, vielleicht sogar eine Rechtfertigung finden. Aber fast in allen Materien war es ebenso oder ähnlich gewesen. Ueberall sah sich die Regierung von liberalisirenden Staatsdienern bekämpft; fast jede Frage der inneren Reformen war gegen die Intentionen der Regierung durch den Einfluß ihrer eigenen Beamten entschieden worden. Auch die Initiative, welche die Kammer von 1819 so reichlich ergriff, war doch weniger aus wirklich empfundenen Bedürfnissen des Volkes, als aus den Theorien und Tendenzen der leitenden Staatsdiener hervorgegangen. Man darf fast sagen: die Regierung befand sich in einem Zustande der Nothwehr, wenn sie auf Mittel sann, der Kammer diese Führerschaft zu entziehen.

Durch passende Versetzungen und Urlaubsverweigerungen glaubte man dies am besten bewerkstelligen zu können. Winter wurde als Stellvertreter des Herrn von Türckheim, der als Regierungs-Commissär einberufen wurde, nach Freiburg geschickt, Liebenstein zum Oberhofgerichtsrath in Mannheim befördert, Hueber zu dem schwach besetzten Hofgericht Meersburg versetzt, und als die Zeit des Zusammentritts der Stände herankam, wurden diese alle und noch etliche andere, die in ähnlichen Stellungen waren, unter dem Vorwande, daß sie in ihrem Dienst unentbehrlich seien, gar nicht einberufen, Rotteck erhielt nur einen limitirten, Duttlinger gar keinen Urlaub. Ein bürgerliches Mitglied, den Buchhändler Winter von Heidelberg, hatte man der Mainzer Central-Commission Preis gegeben und eine lange Untersuchungshaft hielt ihn von dem Ständehause fern.

Die Maßregel, welche die Regierung gegen die Beamten in Anwendung gebracht hatte und nun durch eine Gesetzesvorlage für alle Zukunft als Regel in Aussicht stellte, drohte sofort nach der Eröffnung der Sitzungen einen ernstlichen

Digitized by Google

Conflict hervorzurufen. Aber nachdem man die Stimmung der Kammer über diese Frage kennen gelernt hatte, zog die Regierung den Gesetzesentwurf zurück, berief alle Mitglieder, denen der Urlaub verweigert worden war, ein, und auch der Abgeordnete Winter wurde durch ein freisprechendes hofgerichtliches Urtheil bald der Kammer zurückgegeben.

In die erste Kammer trat um diese Zeit an die Stelle Thibaut's als Abgeordneter der Universität Heidelberg ein Mann, der später auch noch in der zweiten Kammer eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat, Karl Salomo Zachariä. An Geist und Dialektik seinem Collegen Rotteck weit überlegen, stand er doch tief unter ihm, wenn wir Tüchtigkeit der Gesinnung und Aufrichtigkeit des Strebens als Maßstab anlegen. Er war ein Mann, der wohl das Recht aus Zweckmäßigkeitsrücksichten zu beugen fähig war. Wie er sich nicht entblödete, für den Obersten d'Este ein Rechtsgutachten zu schmieden, das dessen schwindelhafte Ansprüche auf Hannover begründen sollte, so war er immer bereit, die Schätze einer seltenen Belesenheit und scharfen Gelehrsamkeit den Mächtigen der Erde zur Verfügung zu stellen. Und er war cynisch genug, das innerste Motiv seiner Handlungsweise offen auszusprechen. Als Herr von Berstett ihm einmal für ein erstattetes Gutachten eine größere Summe zu übersenden hatte, begleitete Zachariä seinen Dank mit der offenherzigen Bemerkung: „Geld kann man immer brauchen, wäre es auch nur für die Erben, vorausgesetzt, daß diese keine lachenden sind."

Ein solcher Mann konnte keinen bleibenden Einfluß auf das parlamentarische Leben ausüben. Aber momentan war seine Wirksamkeit doch oft groß und entscheidend, weil er einer Partei, die gewohnt war, als einziges Argument die Macht zu gebrauchen, wenn sie in ihrem Besitze war, die

Digitized by Google

milderen Waffen sophistischer Rechtsgründe in die Hand gab. Abgesehen von seinen politischen Ansichten, hat er übrigens bei den großen Gesetzgebungsarbeiten, die namentlich auf dem Landtage von 1822 zu erledigen waren, durch seine klaren Berichte und scharfen Erörterungen auch wohl eine anerkennenswerthe Thätigkeit im Ständesaale entwickelt.

Auf den weitern Verlauf der Sitzungen von 1820 übten die großen europäischen Verhältnisse einen nicht zu unterschätzenden Einfluß. Wie der Glaube an die schützende Macht der Wiener Conferenzen der Regierung den Muth gegeben hatte, durch die Urlaubsverweigerungen einen offenen Conflict mit der zweiten Kammer zu riskiren, so mahnte bald darauf die gewaltige Bewegung der spanischen Revolution, deren Wogen und Gähren bis in die ruhigen Wasser des politischen Lebens in Deutschland fühlbar war, zur Nachgiebigkeit gegen berechtigte Forderungen der Zeit. Das Ministerium legte Gesetzentwürfe über Ablösung der Grundgülten, der Zinsen, der Drittelpflichtigkeit und der Herrenfrohnden vor. Die erste Kammer nahm einen Antrag Rotteck's auf Minderung des Preßzwanges an. Die zweite Kammer auf der anderen Seite zeigte sich bei der Berathung des Finanzgesetzes zu einem Compromisse bereit, indem sie von dem Regierungsvorschlag eine viertel Million abzog, im übrigen aber, gegen einige Concessionen im Recrutirungsgesetze und bei der Dotation des Unterrichtswesens, von der definitiven Feststellung des Etats absah und auf ein Pauschquantum der Einnahmen und Ausgaben mit dem Ministerium übereinkam.

Wenn man auch damit einen friedlichen und ruhigen Schluß des Landtages erreicht hatte, so lag doch eine folgenschwere Calamität darin, daß kein definitives Finanzgesetz zu Stande gekommen war. Fürst Metternich beurtheilte gewiß die Lage der Dinge ganz richtig, wenn er an Berstett schrieb: „Ich

Digitized by Google

glaube an keinen Frieden, aber ich freue mich einstweilen über den Waffenstillstand."

Die ruhige Zeit des nächsten Jahres benutzte die Regierung vor allem, um sich selbst innerlich stärker zu machen. Unausgesetzt war man in den Ministerien mit den Vorbereitungen zum künftigen Landtage beschäftigt; namentlich das Finanzgesetz wurde einer vollständigen Umarbeitung unterzogen. Als neuer Vorstand war indessen, nach Fischer's Tode, Staatsrath Böckh dem Finanzministerium vorgesetzt worden, und sofort begann in diesem Departement jene segensreiche Thätigkeit, für die Baden diesem ausgezeichneten Manne zu dauerndem Danke verpflichtet ist.

Auch Nebenius und Winter wurden zu höheren Stellen befördert und Liebenstein als Geh. Referendär in das Ministerium des Innern berufen, wo er sogleich die Bearbeitung zweier wichtigen Entwürfe: eines Ministerverantwortlichkeitsgesetzes und eines Gesetzes, das die Trennung von Justiz und Administration durchführen sollte, begann.

In Winter hatte die Regierung indeß eine feste und zuverlässige Stütze gewonnen, die ihr unschätzbar und sicher war, so lange sie von den constitutionellen Bahnen nicht völlig abwich. Er mochte die Unverträglichkeit seines Auftretens im Landtag von 1819 mit der Stellung eines Ministerialreferenten selbst erkannt haben, während ihn anderseits manche Erscheinung des parlamentarischen Lebens zurückstieß. Dem kenntnißreichen und erprobten Beamten war es von Anfang an ein Gräuel, wenn technische Fragen von Nichtsachverständigen behandelt wurden. Die ganze derbe Energie seines Wesens wandte sich gegen die Oberflächlichkeit, mit der gelegentlich in der Kammer solche Dinge behandelt wurden, und gegen das phrasenreiche Wesen, an welchem der Liberalismus immer einigermaßen krankte. Im innersten Grunde seiner politischen

Digitized by Google

Denkungsart war er streng conservativ. Gegen große, umgestaltende Reformen in Justiz und Verwaltung hat er ein kaum zu verwindendes und nie verborgenes Vorurtheil gehegt. „Ich bin durchaus für die Erhaltung des Bestehenden", schreibt er einmal, „so lang bis dessen Nachtheil klar dargethan ist. Der Mensch trägt das Gewohnte lieber, als das vielleicht bessere, aber ungewohnte Neue." In solchen Anschauungen stimmte er wohl mit Berstett und dessen Freunden überein, aber freilich die kleinlichen Mittel, mit denen bald darauf die Reaction ihren Zielen entgegenstrebte, widerstanden seinem geraden Sinne, und die Heiligkeit der Verfassung war ihm über jede Bemäkelung erhaben. Es war für das Land ein nicht genug zu schätzendes Glück, daß es jetzt diesen Mann und gerade in dieser Stellung besaß. Einerseits den Principien der leitenden Personen gerade so nahe stehend, daß es ihm möglich war, mit ihnen zusammenzuwirken, anderseits unerschütterlich entschlossen, an der strengsten Aufrechterhaltung der Verfassung festzuhalten bis zum letzten Buchstaben, war er der Mann der Situation wie keiner. Der Regierung wie dem Volke gleich unentbehrlich, schritt er mit festem und sicherem Tritte durch die vielfach verflochtenen Gewebe, mit denen ihn die Ungunst der Zeit zu umgarnen strebte. Jede Intrigue scheiterte an seiner kaltblütigen Sicherheit, und aus jedem Conflicte ging er neu gestärkt an Ansehen und Vertrauen hervor.

Mehr auf dem Gebiete der materiellen Interessen bewegte sich in diesen Jahren Winter's Freund Nebenius. Wichtige Unterhandlungen über Handelsverträge und Zolleinigungen riefen ihn bald nach Darmstadt, bald nach Stuttgart, bald in die Schweiz. Im Finanzministerium einer der ausgezeichnetsten Räthe, hatte er bei den Budgetdebatten stets einen unerschöpflichen Schatz von Kenntnissen zur Verfügung

Digitized by Google

und gar manche siegreiche Vertheidigung eines Regierungsvorschlages war lediglich das Werk dieses Mannes, dem zwar keine glänzende Beredsamkeit zur Seite stand, aber ein unbegrenztes und nie getäuschtes Vertrauen entgegenkam.

Der längste Landtag, den Baden in dem ersten Decennium seines jungen Constitutionalismus erlebte, wurde im März 1822 eröffnet. Die Thronrede berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Sie war in durchaus constitutionellem Tone gehalten. Nur mißtrauische Gemüther ahnten in der sehr bestimmten Hinweisung auf die vor allem nöthige Abhülfe des materiellen Nothstandes des Landes eine Warnung vor der Discussion von Principienfragen.

Im Anfang wickelten sich die Verhandlungen äußerst glatt ab. Die Regierungs-Commissäre waren zum Theile Männer, welche die Kammer in ihrer eigenen Mitte hatte kennen lernen. Die anderen befleißigten sich, auch wo sie der Kammer ernstlich entgegenzutreten hatten, achtungsvoller Sprache und gemäßigter Gesinnungen. So wurde unter anderem in der zweiten Kammer der Entwurf einer Gemeindeordnung und der Gesetzentwurf über Aufhebung alter Abgaben, obwohl sich gegen den letzteren eine principielle Opposition erhob, die hauptsächlich Duttlinger anführte, ein neues Gesetz über das Straßengeld, ein verbesserter Gesetzentwurf über die Verantwortlichkeit der Minister, ein Gesetz über Studienfreiheit, ein anderes über die Ausgleichung der Kriegslasten ohne große Veränderung angenommen.

Als aber die heißen Julitage herankamen, da ermüdeten die des langen Debattirens noch nicht gewohnten Abgeordneten. Die unerfreulichen Wirkungen des hauptstädtischen Klima's erweckten in den Einen Sehnsucht nach der frischen Bergluft der Heimath, die dringenden Erntearbeiten riefen den Landwirth in sein Eigenthum zurück, und noch war die politische

Digitized by Google

Bildung nicht so weit vorgeschritten, daß die Kammern um der ständischen Berathungen willen die Last der Hitze gern ertragen, die Arbeiten der Ernte willig versäumt hätten. Vergebens mahnten wohlgesinnte Regierungs-Commissäre, wie Liebenstein, so rasch als möglich die Vorlagen der Regierung, besonders das Budget zu erledigen. In endlosen Debatten schleppten sich auch unbedeutendere Gegenstände durch eine lange Reihe von Sitzungen und der Ruf nach Vertagung ertönte alle Tage lauter. Endlich im August gab die Regierung nach, nun wohl schon im Hinblick auf die allgemeine europäische Lage, die bei einer Wiederberufung der reactionären Strömung sehr bedeutende Unterstützung zu versprechen schien.

Die Politik der heiligen Allianz begann eben damals ihre Triumphe über die Freiheitsbestrebungen der Völker zu feiern. Die Fürsten-Vereinigungen von Laibach, Troppau und Verona knüpften die Bande, mit denen die heilige Allianz das ganze europäische Staatensystem leitete, zu einer unlösbaren Fessel und die siegende Reaction begnügte sich bald nicht mit der Erstickung der Revolution in Italien, mit den wuchtigen Schlägen, die sie gegen den Aufstand in Spanien geführt hatte, mit der Demüthigung der französischen Liberalen, sie streckte bald ihre Hand über die Gebiete aus, auf denen in Deutschland der Constitutionalismus die ersten Zeichen seiner Lebensfähigkeit zu geben begann.

In Baiern war der König Max Josef eine eminent unpolitische Natur, gutmüthig und wohlwollend, von patriarchalischer Leutseligkeit im Umgang, ein Feind aller gewaltsamen Maßregeln; das Ministerium war in sich selbst uneinig, ohne eine leitende Capacität; der Staat eben groß und stark genug, um eine Zeitlang jeden Einfluß von Außen ohne große Anstrengung von sich fern zu halten. In Würtemberg herrschte

Digitized by Google

ein Fürst, geistvoll und hochstrebend, große Ziele vor Augen, der Vertrauensmann der halben Nation, pochend auf den verwandtschaftlichen Schutz des mächtigsten Herrschers in Europa. Hier und dort war es schwer, mit Aussicht auf Erfolg den Versuch einer reactionären Beeinflussung zu wagen. Anders in Baden, wo die Räthe der Krone nur widerwillig die Macht einer liberalen Volksvertretung täglich wachsen sahen, wo die Regierung sich nicht zutraute, mit ruhiger Energie ihren Willen zur alleinigen Geltung zu bringen und anderseits nicht zu dem Entschlusse kommen konnte, durch Ergreifung der Initiative die liberale Strömung in ein wohleingedämmtes Bette zu leiten. Eine einzige etwas erregte Discussion konnte hier alle Gegensätze, die gährend unter der Decke eines Scheinfriedens lagen, an die Oberfläche treiben und damit den Heißspornen der Reaction die erwünschte Gelegenheit eröffnen, der gereizten Regierung ihre Rathschläge zu ertheilen, ihre Unterstützung anzubieten.

Und die Männer der heiligen Allianz wußten wohl, daß es ihnen unter den einflußreichen Männern in Baden nicht an Bundesgenossen fehle. In einer Denkschrift, die Herr von Blittersdorff im August 1822 verfaßte, prophezeihte er fröhlich, daß die deutschen Glaubensverwandten der spanischen Cortes bald ohne alle Schonung würden behandelt werden und empfahl dem Ministerium, einer Aufforderung der alliirten Mächte zuvorkommend, entweder auf dem Wege der Landesverfassung sich wenigstens einen Theil der durch liberale Concessionen verloreren Macht wieder zu verschaffen oder durch Bundesbeschluß eine Modification der Verfassung anzustreben.

Er empfahl die Sendung eines Bevollmächtigten nach Wien, um dort die Interessen der Regierung zu vertreten und an eventuellen Berathungen über eine Einwirkung auf die

Digitized by Google

süddeutschen Verfassungen Theil zu nehmen. Von dem Standpunkte dieses Staatsmannes aus war dieser Vorschlag gewiß ein sehr richtiger. Denn in der That, man schenkte am Sitze der Metternich'schen Politik der Entwickelung der Dinge in Baden eine sehr lebhafte Aufmerksamkeit.

Im Laufe des Landtages von 1822 hatte ein neu eingetretener Abgeordneter bald bedeutenden Einfluß in der zweiten Kammer erhalten, Adam von Itzstein. Rührig und thätig wie kaum einer seiner liberalen Collegen, ein geübter Redner, gewandt in der Discussion, auf jede Blöße der Gegner lauernd, immer mit einer schlagenden Bemerkung, oft mit schonungslosem Witz zur Replik bereit, trat er bald in die Stelle ein, die Liebenstein seit seiner Beförderung zum Geh. Referendär freiwillig verlassen hatte. Die bedeutendsten und folgenreichsten Anträge, die Itzstein gestellt hatte, waren auf Vorlage der seit dem letzten Landtage erlassenen provisorischen Verordnungen und auf die Einholung der landständischen Zustimmung zu künftigen Staatsverträgen und zur jährlichen Recrutenaushebung gerichtet gewesen. Fürst Metternich erkannte sofort den Unterschied zwischen dem Auftreten dieses Mannes und der politischen Thätigkeit der bisher einflußreichen Liberalen, er erkannte, daß Itzstein der erste „praktische Radicale" der badischen Kammer sei, er glaubte, daß der badischen Regierung die größten Gefahren drohten, wenn sie die Bestrebungen dieses Mannes und derer, die er führte und beeinflußte, Fortschritte machen ließe. Im October schickte der badische Gesandte Herr von Tettenborn einen allarmirenden Bericht aus Wien und mahnte die Regierung, sich von dem auch in Baden unvermeidlich bevorstehenden Kampfe zwischen den monarchisch Gesinnten und den Radicalen nicht unvorbereitet überraschen zu lassen. Um diese Zeit finden wir auch den Herrn von Blittersdorff am österreichischen Hofe, dem in

Digitized by Google

der That jene Sendung übertragen worden war, die er ein paar Monate vorher in Anregung gebracht hatte. Mit düsteren Farben schilderte er dem Fürsten Staatskanzler die Lage des Landes. Schonungslos grollte er über den Mangel der zu einer guten Regierung nöthigen Unterordnung der Beamtenhierarchie, über den bedenklichen Charakter der Landesrepräsentation, in deren beiden Kammern eigentlich das aristokratische Princip nirgend vertreten sei, das demokratische überall vorherrsche; über die Unmöglichkeit, bei dieser allgemeinen Desorganisation die „Charte der Staatsdiener, den Quell aller Uebel", die Verfassung, auf verfassungsmäßigem Wege zu ändern, über die „complete Nullität" der Bundesversammlung, die keiner Regierung die Hand gegen den Unfug der Factionen biete. Nur die Weisheit der großen Mächte, sagte er, könnte hier helfen, nur durch ihren Einfluß könnte am Bundestag wieder die Fahne des monarchischen Princips aufgesteckt werden. Diese Einwirkung rief er im Namen seiner Regierung förmlich und feierlich an.

Durch einen solchen Bericht in seinen Anschauungen befangen, fand eine Woche später Herr von Berstett den Fürsten Metternich auf dessen Reise zum Congreß von Verona in Innsbruck. Der badische Minister hatte große Mühe, den österreichischen Staatsmann von der Ansicht zurückzubringen, daß Baden am Vorabend einer Revolution angelangt sei, daß der Großherzog nichts mehr wünsche, als eine gewaltsame Intervention der Mächte. Es ergab sich, daß Herr von Blittersdorff seine Instructionen wesentlich überschritten hatte, daß er sich von seinem Feuereifer hatte hinreißen lassen, seine eigenen Herzenswünsche als bestimmte Aufträge seiner Regierung darzustellen. In mehrfachen Unterredungen beruhigte Herr von Berstett die leitenden Minister Oesterreichs und Preußens, stellte den Kaisern von Oesterreich und Rußland und dem Könige

Digitized by Google

von Preußen selbst, die alle durch Innsbruck nach Verona reisten, die Lage der Dinge dar, wie er sie betrachtete, erklärte den festen Entschluß seiner Regierung, sich dem System der alliirten Mächte mit aller Kraft anzuschließen, verwahrte sich aber eben so entschieden gegen irgend eine auswärtige Intervention.

Später, im Januar 1823, konnte Herr von Blittersdorff in Wien, wohin er zum zweiten Male, aber jetzt mit sehr bestimmten Instructionen, geschickt wurde, noch einen Versuch machen, das Bundessystem nach seinen Ideen zu verbessern und zu verstärken. Aber sogar das Minimum seiner Desiderien in Bezug auf die Thätigkeit des Bundes gegenüber den Constitutionen der Einzelstaaten: das Aufhören der Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen in allen Staaten, wurde nicht erfüllt, geschweige denn daß die ganze Geschäftsordnung des Bundes völlig neu gebildet worden wäre und die §§ 57 und 58 der Schlußacte die von ihm gewünschte Ausbildung erhalten hätten, wodurch das ganze ständische Wesen zu einer leeren und hohlen Decoration hätte werden müssen. Wiederholt klagt er, daß die österreichische Regierung ihren eigenen Vortheil so gar nicht einsehe und seine Pläne so wenig berücksichtige. Er mußte endlich erleben, daß das ganze Resultat der Berathungen auf eine Erneuerung der Karlsbader Beschlüsse hinauslief.

Während so von Baden das Unheil einer fremden Intervention abgewendet blieb, machte sich der neue Standpunkt der Regierung zunächst durch einen Personenwechsel im Ministerium bemerkbar. Sobald Herr von Berstett von Innsbruck zurückgekehrt war, wurde der Staatsrath Baumgärtner, der Präsident des Justizministeriums, pensionirt, zu seinem Nachfolger aber nicht Liebenstein, wie alle Welt und am meisten er selbst erwartet hatte, sondern der Freiherr von Zyllnhardt

Digitized by Google

ernannt, Liebenstein sogar ganz aus dem Ministerium entfernt und zum Kreisdirector in Durlach ernannt, äußerlich eine Beförderung, in Wahrheit aber ein Beweis, wie wenig man fürderhin geneigt sei, die Wege zu wandeln, die dieser bedeutende Mann einzuschlagen allein rathen konnte. Desgleichen mußte der für liberal geltende Staatsrath Reinhard seine Stelle im Auswärtigen Ministerium an einen entschiedenen Anhänger des jetzt adoptirten Systems abtreten.

Das Programm, mit dem abermals Herr von Blittersdorff, der alle Ausarbeitungen besorgte, die mit dem Bundessystem in irgend einer Berührung standen (und er wußte dem bundesrechtlichen Standpunkt eine sehr weite Ausdehnung zu geben), das Programm, mit dem er die Stellung der Regierung zu dem im November wieder zu eröffnenden Landtage präcisirte, stellte sich eine völlige Lähmung des parlamentarischen Lebens zur Aufgabe. Die Regierung, sagte er, soll im Laufe dieser Sitzung nichts genehmigen als das Budget, rücksichtlich desselben sich aber keine Reduction gefallen lassen. Werde das Budget von der zweiten Kammer nicht im Sinne der Regierung genehmigt, so sollte der Landtag sofort aufgelöst werden.

Unter so trüben Constellationen versammelten sich im November 1822 die Landstände von Neuem. Bald verrieth der Ton ihrer Berathungen, wie man sich auf beiden Seiten — bei den Regierungs-Commissären und bei den Abgeordneten — der entscheidenden Bedeutung des Augenblicks bewußt war. Aber die Liberalen, ihr Führer Itzstein voran, überschätzten ihre Macht. Man kann nicht sagen, daß sie Conflicte suchten, aber sie gingen auch keinem aus dem Wege. Immer schroffer gestaltete sich von Tag zu Tag das Verhältniß zu der ersten Kammer. Als die von der zweiten Kammer berathene Gemeindeordnung völlig umgestaltet zur zweiten Be-

Digitized by Google

rathung zurückkam, als auch in anderen Gesetzentwürfen die erste Kammer alle liberalen Beschlüsse des Volkshauses eliminirte, machte sich in diesem die unwillige Ansicht geltend, daß jene nichts sei als ein „Damm, an dem alle Entwürfe der zweiten Kammer scheitern".

Und auch in den Discussionen der zweiten Kammer selbst erhob sich nun der Tenor der Controverse ab und zu bis zu leidenschaftlichen Principienkämpfen. So in der bewegten Sitzung vom 10. December, als der Abg. Speyerer bei der Budgetdebatte der Regierung vorwarf, 2 Millionen Activa verschwiegen zu haben, als dann der Minister von Berckheim in langer Rede davor warnte, Mißtrauen gegen die erhabenen Gesinnungen des Regenten zu zeigen, als hinwieder der Abg. Huber darauf aufmerksam machte, daß wohl zu unterscheiden sei zwischen dem Regenten und der Regierung, und nun ihm Staatsrath Winter mit der Erklärung entgegentrat: er kenne keinen solchen Unterschied. So stürmische Scenen waren wie ein Vorspiel des großen Conflictes, den am Ende der Budgetberathungen die Feststellung des Militäretats hervorrief. Es ist unerläßlich, auf das Detail derselben einigermaßen einzugehen. Die ursprüngliche Forderung der Regierung betrug die Summe von 1,648,000 fl.; die Budgetcommission beantragte eine Herabsetzung derselben auf 1,450,000 fl., worauf die Regierung als Mittelweg vorschlug, ihrerseits den Militäretat auf 1,550,000 fl. beschränken zu wollen, unter der Bedingung, daß ihr für den Fall der Unzulänglichkeit dieser Summe ein weiterer Credit von 50,000 fl. eröffnet werde. Die Kammer aber verwarf mit allen gegen die eine Stimme Winter's, der als Regierungs-Commissär die Position zu vertheidigen hatte, diesen Vergleichsvorschlag und genehmigte blos 1,500,000 fl. Somit war der Conflict offen erklärt.

Digitized by Google

Die Regierung war fest entschlossen, nicht nachzugeben und machte der Kammer alsbald förmlich und feierlich die Anzeige davon in einem allerhöchsten Rescript, welches die Erklärung abgab, daß die Stellung des Kriegsherrn als Mitglied des Bundes die Festsetzung des Militäretats für die laufende Finanzperiode auf die jährliche Summe von 1,600,000 fl. fordere; daß die Erfüllung der Bundespflicht mit einer geringeren Summe unmöglich sei, daß aber nach Art. 58 der Wiener Schlußacte die Stände den Fürsten nicht an Erfüllung seiner Bundespflicht hindern dürften.

Es war ein entscheidender Augenblick, Niemand wohl hat sich dies verhehlt, und als in der nächsten Sitzung, welche der Verlesung dieses Rescriptes folgte, Liebenstein auftrat und die ganze Fülle seiner Beredsamkeit aufbot, die Kammer zur Nachgiebigkeit zu stimmen, er, dem die Lage der Dinge, die Stimmung des Hofes, die Beziehungen zu den großen Mächten nicht unbekannt waren, da mag mancher der wackeren Männer, in deren Hand in diesem Augenblicke das Wohl des Landes gelegt war, einen schweren Kampf in seinem Innern gekämpft haben. Einen um so schwereren, als der Führer der Opposition, als Itzstein nicht minder in feuriger Rede auf die Gemüther der Versammelten zu wirken wußte. Den Gründen der Zweckmäßigkeit, die Liebenstein in's Feld führte, trat der principielle Standpunkt wuchtig entgegen, den Itzstein in den Vordergrund stellte. Als es zur Abstimmung kam und nun unter banger Stille (im Saale und auf der Galerie) die Namen aufgerufen wurden, da entschied sich das Loos des badischen Constitutionalismus auf die nächsten acht Jahre. 29 Stimmen erklärten sich gegen, 30 für die Commissionsanträge. Die Regierungsvorlage war somit, wenn auch nur mit einer Majorität von einer Stimme, verworfen. Die Regierungs-Commissäre verließen sofort den Saal. Am an-

Digitized by Google

dern Tage, am 31. Januar 1823, wurde der Landtag geschlossen.

Es ist heute, wo wir aus einer weiten Perspective auf jene Vorgänge zurückblicken können, wo uns die Gefahren nicht verborgen sind, denen diese Abstimmung nicht nur den momentanen Frieden im Lande, sondern das Glück der ganzen Zukunft, die Verfassung selbst Preis gab, es ist heute leicht, einen Stein auf diese Männer zu werfen, in deren Hand die Entscheidung gelegt war. Aber es ist kein Zweifel, daß dieser Sieg Itzstein's über Liebenstein, des radicalen Principienstandpunktes über die gemäßigt liberalen Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit ein Unglück für dieses Land war. Die Ausschreitungen der Liberalen im Anfange der dreißiger Jahre, die dann mit zwingender Nothwendigkeit die Reaction von 1834 herbeiführten, wären vielleicht nicht erfolgt, wenn das constitutionelle Leben sich regelmäßig fortentwickelt, wenn nicht die traurige Periode von 1823—1830 die frische Ausbildung des Repräsentativ-Systems gewaltsam gehindert hätte.

Aber ein schwererer Vorwurf, als die wohlmeinenden, wenn auch unstaatsmännisch entscheidenden Abgeordneten trifft die Regierung: nicht wegen jener Mehrforderung von 50,000 fl., auch nicht, weil sie wegen deren Nichtbewilligung den Landtag auflöste, sondern deshalb, weil sie, um des politischen Mißgriffes der Kammermajorität willen, das ganze Land schwer büßen ließ, wo es nichts verschuldet hatte.

Wenn es für die Abgeordneten schmerzlich war, ihre ganze Thätigkeit auf diesem Landtag in einem Manifeste der Regierung einer schonungslosen und zum Theil ungerechten Kritik unterzogen zu sehen, so war es eine schwere Calamität für das ganze Land, daß von den Gesetzen, welche in dieser Session durch die Beschlüsse beider Kammern zu Stande gekommen waren, auch nicht ein einziges publicirt wurde.

Digitized by Google

In den zwei Jahren, die unmittelbar auf diesen Landtag folgten, begann nun eine systematische Agitation, nicht nur gegen ein liberales Regierungssystem, sondern gegen die Verfassung überhaupt. Während das Metternich'sche System unter eifriger Mitwirkung Blittersdorff's in Frankfurt seine Triumphe feierte, während jene berüchtigte Purificirung des Bundestags sich vollzog, der die begabtesten und trefflichsten der dort tagenden Männer: Wangenheim, Lepel, Harnier zum Opfer fielen, während die hessischen Domänenkäufer und die holsteinische Ritterschaft sich durch die Deductionen des Bundestages überzeugen mußten, daß dies keine Versammlung sei, die nach Rechtsgrundsätzen entscheide, währenddem säumten auch die Gegner des constitutionellen Lebens in Baden nicht, die Gunst der Zeit, so gut es immer ging, auszubeuten. Für einen Mann wie K. S. Zachariä blühte jetzt der Weizen. Er, der ausgezeichnete Jurist, vergaß sich so weit, in einem ausführlichen Promemoria dem Großherzog nicht nur die Aufhebung der Verfassung aus eigener Machtvollkommenheit anzurathen, sondern sogar diesem empfohlenen Staatsstreich durch eine Sophistik sonder Gleichen die Maske einer durchaus auf dem Rechtsboden stehenden Handlung umzuhängen. Er hatte bereits einen Gesetzentwurf, der die Aufhebung aussprach, ausgearbeitet und mit jener Denkschrift vorgelegt. Wieder hatte Herr von Berstett den Eifer eines über das Ziel schießenden Freundes zu dämpfen und auf das Bedenkliche eines solchen Vorgehens hinzuweisen, zu dem ihm selbst Metternich nicht zurieth, als er im Sommer 1824 mit ihm auf dem Johannisberg zusammentraf und die Erneuerung der Karlsbader Beschlüsse mit vorbereiten half.

Indeß war es die höchste Zeit geworden, den Landtag wieder zu versammeln, der nach der Verfassung noch im Jahre 1824 hätte einberufen werden sollen. Statt dessen

Digitized by Google

wurde er am 11. December 1824 aufgelöst und zur Ausschreibung von Neuwahlen geschritten.

In jener Denkschrift hatte Zachariä als Beweis dafür, daß es unmöglich sei, mit dieser Verfassung zu regieren, die Unmöglichkeit einer Beeinflussung der Wahlen durch die Regierung angeführt. Die Regierung führte nun ihrerseits den Beweis, wie irrig diese Ansicht ihres Freundes sei. Herr von Berstett selbst machte sich auf den Weg, um das ganze Oberland zu bereisen und persönlich die Kreisdirectoren über die Stellung, die sie zu den Wahlen einzunehmen hätten, zu instruiren; diese reisten in den Aemtern herum und instruirten die Amtmänner; diese hinwieder bereisten ihre Bezirke und bearbeiteten die Bürgermeister. Kein geringerer, als der Director der diplomatischen Section im Auswärtigen Ministerium, Major Hennenhofer, führte mit der Gewandtheit und Energie, die diesem genialen Manne eigen war, die Correspondenz, welche die einzelnen Posten in der Provinz mit dem Hauptquartier in ununterbrochener Verbindung erhielt. In Karlsruhe wurden die Candidatenlisten angefertigt, und man sah in der That fast ohne Ausnahme bei den Wahlen die von der Regierung bezeichneten Namen aus der Urne hervorgehen. Auf solchen Wegen kam die Kammer des Jahres 1825 zu Stande. Von den hervorragenden Männern der bisherigen Landtage waren außer Duttlinger und Föhrenbach keiner wieder gewählt worden. Liebenstein hatte ein jäher Tod in der vollen Kraft der Mannesjahre viel zu früh dahingerafft. Statt Rotteck sandte die Universität Freiburg einen sehr loyalen Professor der Medicin in die erste Kammer, die Heidelberger wählten ihren Curator, den Kreisdirector Fröhlich. Aber auch die Mitglieder der Regierung, die bis dahin Sitze in der zweiten Kammer inne gehabt hatten, sollten nach dem neuen System

Digitized by Google

nicht wieder dahin zurückkehren. Es scheint, man fürchtete eine Wiederkehr der Debatten, wie sie bei der Berathung über das Adels-Edict gewesen waren.

Die Discussionen dieser Kammer in den zwei Jahren 1825 und 1828 bieten nichts, was im Stande wäre, unsere Theilnahme zu fesseln. Mit gehorsamer Ergebenheit votirten die Versammelten, was ihnen die Regierung vorlegte und kaum einer wirklich bedeutenden Debatte begegnen wir in ihrer Mitte. Nach dem Zeugniß eines eifrigen Anhängers der Regierung war „das Gespenst der öffentlichen Meinung, welches früher in dem Saale dieser Versammlung spukte, ganz daraus verschwunden, und selbst den wenigen Männern, welche aus dem Strome getrunken haben, der wild und verheerend die letzten Decennien Europa durchlaufen hat, sei der Rausch vergangen, der Verstand zur Besinnung gekommen. Es sei ein guter Geist, der diese Kammer leite — fährt er fort — die zweite Kammer habe die richtige Stellung genommen, die ihr als eigentliche Repräsentantin der Unterthanen gezieme; sie sehe die Regierung ober sich und es sei ihr klar, daß sie an den Stufen des Thrones versammelt sei. Jeder Antrag der Regierung werde von ihr mit dem Präjudiz aufgenommen, daß er zweckmäßig und wohlthätig sei. Die Erläuterungen, die sie sich erlaube, geschähen mit Zartheit und im richtigen Gefühle der geziemenden Stellung zur Regierung."

Nur drei Mitglieder wagten es mit einem Muthe der Ueberzeugung, den sogar damals die Gegner an ihnen ehrten, aber freilich ohne Aussicht auf Erfolg, Opposition zu machen, die Abgeordneten Duttlinger, Föhrenbach und Grimm. Zum ersten Male, als der Entwurf einer Verfassungsänderung vor das Haus gebracht wurde, der an die Stelle der Partialerneuerung eine Integralerneuerung und statt der zweijährigen

Digitized by Google

eine dreijährige Landtagsperiode setzte. Die Concession, diesen Entwurf einzubringen und zu vertheidigen, hatte Winter seinen Collegen im Ministerium machen müssen, wahrscheinlich um Schlimmeres zu verhüten. Denn daß die Verfassungsfreunde alle Ursache hatten, für das Grundgesetz des Staates das Aeußerste zu fürchten, trat klar zu Tage, als plötzlich aus den verschiedenen Landesgegenden, von Säckingen bis Wertheim herab, Adressen an den Großherzog kamen, welche um Aufhebung der Verfassung oder wenigstens um Suspension derselben für die Lebenszeit des regierenden Herrn baten. Es läßt sich nicht nachweisen, von wem der erste Anlaß zu dieser Agitation ausging; wir sehen aber, daß sie sehr gut und geschickt organisirt war. Der Großherzog Ludwig verfuhr diesen Adressen gegenüber tadellos nach den Anforderungen des constitutionellen Systems. Er gab sie an das Staatsministerium hinüber und verlangte dessen Ansicht darüber zu hören. Und da bat vor allen Winter in festem Tone und mit entschiedenen Worten den Herrn, solche Aufforderungen abzulehnen. Und dies geschah denn auch in der unzweideutigsten Weise.

Die Verfassung bestand fort, aber das Verfassungsleben war gelähmt. Träge und uninteressant spannen sich die Verhandlungen der Kammern ab. Selten, daß einmal eine Petition, wie die um Aufhebung des Cölibats, welche von einer Anzahl liberaler Freiburger Katholiken der Kammer eingereicht wurde, Leben und Bewegung in die Versammlung brachte und ihren Debatten auch wieder die Theilnahme eines größeren Publikums gewann.

Erst der Regierungswechsel am 30. März 1830 belebte den Constitutionalismus Badens von Neuem, und die Männer, die an seiner Wiege gestanden, die seine Kinderjahre mit ängst-

Digitized by Google

licher Sorge bewacht hatten, geleiteten jetzt, froher Hoffnungen voll, den zum Jüngling herangereiften auf neue Bahnen.

Es war wie eine Erneuerung der schönen Tage von 1819, als zwölf Jahre später wieder eine frei gewählte Kammer zusammentrat und alle die trefflichen Männer von damals, so viele von ihnen noch unter den Lebenden waren, sich in dem Ständesaale wieder zusammenfanden.

Es gehört nicht mehr zu der Aufgabe, die ich mir hier gestellt habe, die Thätigkeit dieses Landtages, die Regierung des Fürsten zu schildern, der nun den Thron bestieg.

Aber es möge mir erlaubt sein — ich möchte sagen, eine Signatur der Regierungsmaximen, die nun die herrschenden wurden, in ein paar Sätzen zu geben, die ich einem an den Großherzog gerichteten Aufsatze des trefflichsten seiner Räthe, Ludwig Winter's, entnehme.

„Die erste Pflicht eines Regenten" — sagt er darin — „der von seinem Volk geliebt und in der Geschichte unter die Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes gezählt sein will, sowie die Grundlage eines Regierungssystems ist Wahrheit; Wahrheit gegen sich, Wahrheit gegen Andere, Wahrheit im Sprechen und Handeln.

„Wer diese Maxime befolgt, findet überall Beruhigung in seinem Gewissen, im Glück und im Unglück Freunde, Verehrer und treue Anhänger. Die Klugheit braucht damit nicht auf die Seite gesetzt zu werden; wenn aber je die Klugheit mit der Wahrheit in Widerspruch kommen könnte, so muß die erstere weichen. Ich sage dies darum — fährt Winter fort — weil viele, die nur den Augenblick, aber nie die Zukunft, immer nur das Gelingen einer einzelnen Handlung, aber nie ihren Einfluß auf das Ganze, die nie ein ganzes Regenten- und Staatsleben und einen dauerhaften Zustand vor Augen haben, die eitle Lehre verbreiten und zu erhalten

Digitized by Google

suchen: die Welt werde nur durch List und Schlauheit beherrscht."

Mit keinen besseren Worten wüßte ich das Lebenselement der constitutionellen Staatsform zu charakterisiren.

Sie wird und muß sich in gedeihlichem Wachsthum entfalten zu einem Segen für die Staaten, zu dauerndem Glück für Fürsten und Völker, wenn alle, die berufen sind, im öffentlichen Leben eine bedeutende Wirksamkeit zu üben, allezeit der schönen Maxime Winter's eingedenk sind: „Wahrheit gegen sich, Wahrheit gegen Andere, Wahrheit im Sprechen und Handeln!"

Digitized by Google

Eindrücke der Julirevolution in Deutschland.

Die nachhaltigen Einwirkungen der Julirevolution auf das öffentliche Leben unseres Vaterlandes sind nie geläugnet worden. Wir sind aber besser über die Art und Weise, wie sich die französischen Einflüsse auf die liberalen Parteien äußerten, unterrichtet, als über die Stimmung, welche die Pariser Nachrichten, der Wechsel der Dinge jenseits des Rheins, in den regierenden Kreisen der größeren deutschen Staaten hervorriefen. Darum dürfte es nicht uninteressant sein, aus Aufzeichnungen wohlunterrichteter Männer über die Gesinnungen, Pläne und Wünsche der Höfe in Berlin, Wien, Stuttgart und München einige Mittheilungen zu machen, die uns recht lebendig und deutlich die Anschauungen jener Kreise vorführen, von denen damals die Stellung Deutschlands zu einer so wichtigen Frage abhing. Die Wucht und Bedeutung des eminent nationalen und liberalen Charakters der französischen Bewegung gab hauptsächlich in der Beurtheilung derselben für Aristokraten und Liberale in Deutschland den Ausschlag. Wie sich die Liberalen, man möchte sagen instinctiv, von den Pariser Ereignissen begeistern ließen, ebenso

Digitized by Google

lebhaft fühlten ihre Gegner die Gefahr, die für sie in dem verführerischen Beispiele lag, das jenen von dem linken Rheinufer her gegeben wurde.

Am kühlsten und nüchternsten, freilich auch mit dem größten Unbehagen, weil man sich der eigenen Schwäche wohl bewußt war, sah man in Wien die Lage der Dinge an. Auf den sehr kriegerischen Brief eines mittelstaatlichen Generals antwortet am 24. August 1830 ein österreichischer Staatsmann: „Ihr Brief vom 19. trägt das Gepräge Ihrer Seele. Ich begreife, daß die Begebenheiten in Frankreich so und nicht anders auf Sie wirkten. Diesmal aber, mein theuerster Freund, muß die praktische Vernunft unsere einzige Führerin sein. Die letzte und fürchterlichste aller Revolutionen ist nur angefangen, keineswegs beendigt. Hinter den jetzigen Machthabern steht eine andere Partei, die diesen den Umsturz und der ganzen gesellschaftlichen Ordnung in Europa den absoluten Untergang droht. Was wir auch von dem neuen Könige denken mögen, wir sind gezwungen, seine Erhaltung zu wünschen; car après lui — le déluge! Nehmen Sie hinzu, daß der Stand der Dinge ein ganz anderer als im Jahre 1815, daß keine der großen Mächte zum Krieg gehörig vorbereitet ist, und Sie werden Sich nicht wundern, wenn le maintien de la paix von allen Seiten als das große Losungswort erschallt. Heute müssen Sie Ihr tapferes Schwert noch in der Scheide halten; gebe Gott, daß Sie es nicht allzufrüh in das Blut der Weltverderber tauchen müssen. Ich sehne mich nach Ihrer Zurückkunft[1]). Mit Ihnen zu sprechen wird mir wohl thun. Sie werden mir Muth und Lebensluft einhauchen, die mich allmählich verlassen.

[1]) Der Adressat war Gesandter eines deutschen Mittelstaates in Wien und in Urlaub abwesend.

Digitized by Google

Rayneval[1]) geht morgen, ungerufen und auf gut Glück, nach Paris. Ich sehe aus den neuesten Berichten, daß man uns Herrn Aulaire als außerordentlichen Gesandten schicken will. Alles, was wir von Paris hören, lautet finster und halsbrechend. Leben Sie wohl und sehen Sie in diesen Zeilen das unruhige, geängstigte Gemüth, zugleich aber die unerschütterliche Anhänglichkeit Ihres ꝛc. ꝛc." [2])

Ein Münchener Brief vom 9. August läßt uns erkennen, daß der Hof und seine Anhänger dieselben kriegerischen Gesinnungen hegten, die den von Wien aus zur Ruhe ermahnten General beseelten, während die Bevölkerung von ganz entgegengesetzten Stimmungen erregt wurde. Voll Bewunderung des Betragens und der Tapferkeit der Pariser Bevölkerung und voll Abscheu gegen die unloyalen und feigen Handlungen des Ministeriums — so meldet unser Gewährsmann — brenne man in München vor Begierde, sich mit den Franzosen zu vereinigen und mit ihnen gegen Oesterreich in's Feld zu ziehen, dem man Schuld gebe, die dem König Karl so verderblichen Ordonnanzen unter der Hand begünstigt zu haben. Es breche der ganze Haß wieder hervor, der den Baiern gegen ihre Nachbarn angeboren zu sein scheine. Im Gegensatz zu dieser Stimmung des Volkes scheine die ultraroyalistische und die fromme Partei (la congrégation) sehr bestürzt und athme nur Rache gegen die französischen Revolutionäre.

In Berlin stand von Anfang an der Entschluß des Königs fest, sich nicht in die Angelegenheiten Frankreichs zu mischen, und die ersten Staatsmänner ertheilten ihm ihre

[1]) Der französische Gesandte.

[2]) Der Schreiber dieses Briefes, von dem mir nur eine Abschrift ohne Namensunterschrift vorliegt, ist, wie ich aus äußeren und inneren Gründen für sicher annehmen zu dürfen glaube, Herr von Gentz.

Digitized by Google

ungetheilte Billigung. Dennoch fühlte man sich von den Pariser Ereignissen und den Gefahren, die sie möglicherweise im Gefolge haben könnten, sehr unangenehm berührt. Bei der ersten Nachricht soll der König gesagt haben: „Nachdem ich die Greuel der ersten Revolution erlebt, ihre Folgen gesehen und verderbliche Kriege zu führen gezwungen war, hätte ich gern mein Alter in Frieden zugebracht, da die gewöhnlichen Angelegenheiten Sorge genug gewähren." Die Worte erinnern an Stein's Ausruf: „Also noch einmal soll das böse Volk Verwirrung über Europa bringen! Wenn sie einmal losbrechen wollten und mußten, so wollt' ich doch, sie hätten gewartet, bis ich todt wäre!" Den Ausbruch eines Rheinkrieges hielt man in Berlin, wenn auch nicht für die nächste Zeit, für sehr wohl möglich und rüstete sich im Stillen, damit er den Staat nicht unvorbereitet treffe. Je mehr man sich aller Einmischung und alles dessen enthielt, was einer Herausforderung ähnlich sehen konnte, um so mehr rechnete man auch auf den Enthusiasmus der Nation, wenn ein Vertheidigungskrieg nöthig würde; in den alten Provinzen durfte man wohl mit Gewißheit darauf zählen.

Das Schreiben eines Diplomaten aus Berlin vom 20. August mag hier Platz finden, da es die Stimmung der verschiedenen Kreise des Landes sehr klar zur Anschauung bringt und in seiner unbedingten Anerkennung der preußischen Schlagfertigkeit um so unbefangener erscheint, als der Verfasser ein Süddeutscher ist. „Abgesehen davon" — heißt es nach dem für unser Thema gleichgiltigen Eingang — „daß ein Angriffskrieg Preußens gegen Frankreich unter den gegenwärtigen Verhältnissen unpopulär wäre, indem unverkennbar auch im preußischen Volke die Stimmung für die Pariser und gegen die Bourbonen ist, ist auch die ganze bekannte preußische

Digitized by Google

Militärverfassung mit ihrer dreijährigen Dienstzeit und dem Landwehrsystem mehr auf einen Vertheidigungskrieg als auf einen Angriffskrieg berechnet. Will Preußen einen Krieg mit Glück führen, so muß es ein Volkskrieg sein, ein blos politischer Krieg ließe die Nation kalt. Dagegen sind die militärischen Streitkräfte Preußens bedeutend, die Mittel in gutem Zustande und zahlreich, ein Vorzug, den es vor Rußland in diesem Augenblicke hat, dem ein Krieg sehr ungelegen käme, da es durch den Türkenkrieg mehr erschöpft ist, als man glauben sollte. Wie Oesterreich an einem Zehrfieber darniederliegt, wie dessen Militärkräfte durch Vernachlässigung in Verfall gerathen, ist bekannt. Preußen steht dagegen jung und kräftig da. Die Arsenale sind alle gefüllt, die Regimenter, ja selbst die Landwehr, haben alle zwei complete Anzüge auf den Kammern; die Festungen sind in dem besten Zustande, und in ihnen befinden sich beträchtliche Magazine von Getreide und Mehl, in wohlfeilen Jahren aufgekauft und stets gut erhalten. Zur Mobilmachung sämmtlicher Armeecorps bedarf man etwa neun Millionen Thaler, und diese liegen, nur für diesen Zweck, stets im Staatsschatz reservirt. In vierzehn Tagen bis drei Wochen kann jedes Armeecorps auf den Kriegsfuß organisirt, concentrirt sein. Im Stillen bereitet man sich zur Vertheidigung vor, die Festungen Saarlouis, Luxemburg, Jülich, Wesel, Koblenz werden ohne Geräusch für die möglichen Ereignisse in Stand gesetzt, ja selbst für die rückwärtsliegende Festungslinie an der Elbe werden Vorkehrungen getroffen. Eine bei der trefflichen Organisation geräuschlose Thätigkeit herrscht in der Militärverwaltung. Der Geist der Armee ist ein guter, den jungen Offizieren wäre ein Krieg nicht unlieb, der sie in Thätigkeit brächte, Avancement und Gelegenheit zur Auszeichnung verhieße; selbst viele Stabsoffiziere und jüngere Generale würden damit zufrieden sein,

Digitized by Google

weil sie Gelegenheit erhielten, vielleicht noch eine Rolle zu spielen, ehe das Alter sie heimsucht und ihre Kräfte abstumpft. Jedoch ist diese kriegerische Stimmung eines Theils der Armee nur passiv, nicht eine fortreißende, wie im Jahre 1806 und beschränkt sich auf stille Wünsche. Im Allgemeinen spricht sich in der Armee keine bestimmte politische Meinung aus; Vaterlandsliebe, Liebe zum Ruhm und vor allen Dingen für den König und sein Haus die unbedingteste Hingebung sind vorherrschend. Was nun den Geist des Volkes betrifft, nämlich der Masse, so kann man wohl annehmen, daß er bei den Vorgängen in Frankreich fast gleichgiltig geblieben ist. Die Rheinprovinzen und Westfalen möchten davon ausgenommen sein. Nicht so verhält es sich mit der Beamtenwelt, dem Handels- und Lehrstande u. s. w., die vielleicht mehr von den sogenannten freisinnigen Ideen durchdrungen sind als gerade nothwendig wäre. Doch die allgemeine Liebe zum König mildert und mäßigt hier alles. Im Gegensatze zu der oben erwähnten Classe des Beamten-, Handels- und Lehrerstandes stehen die adligen Gutsbesitzer, einige wenige Staatsdiener, höhere Militärs und besonders Hofleute aus den Umgebungen der Prinzen, die zwar alle zusammen die Minorität ausmachen, aber sich desto lauter zu dem entgegengesetzten System bekennen und dafür aussprechen, da es ihnen gelungen, wenigstens dem Anschein nach, den Kronprinzen dafür zu gewinnen. Einen beklagenswerthen Uebelstand bringen die Umgebungen des Kronprinzen hervor, da diese entweder, der angenommenen und verbreiteten Meinung nach, zu den Pietisten oder Absolutisten gehören sollen, nämlich sie bewirken, daß der Kronprinz in gewisser Art an Popularität verliert, und daß man mit Bangigkeit einem dereinstigen Regierungswechsel entgegensieht. Gerade jetzt, bei den Ereignissen in Paris, sind dem Kronprinzen bei seiner Lebhaftigkeit

Digitized by Google

vielleicht nichts bedeutende Aeußerungen entschlüpft, die unkluger- und unrechterweise von den Umgebungen verbreitet werden, aber im Volke Wurzel fassen und dem Prinzen vielleicht in unverdienter Weise die Gemüther abwenden. Viele erwarteten anfangs, es würden von Preußen Anträge an den deutschen Bundestag ergehen; jedoch hat sich Graf Bernstorff dagegen erklärt, weil man nicht von der Voraussetzung ausgehen könne, als sei Deutschland durch die Vorgänge in Frankreich bedroht. Sollten die Umstände sich ändern, so wird das preußische Cabinet nicht unterlassen, sich mit den deutschen Staaten in Communication zu setzen."

Die Haltung Preußens wurde auch nicht durch die Nachrichten aus St. Petersburg geändert, welche meldeten, daß der Kaiser von Rußland die Ereignisse in Paris sehr ernsthaft genommen und dem preußischen Gesandten seine Absicht angekündigt habe, augenblicklich alle Verbindung mit Frankreich abzubrechen, seinen Gesandten zurückzurufen u. s. f. Diese russischen Anschauungen zu adoptiren, fand man in Berlin keineswegs von dem Interesse Preußens geboten, man sah vielmehr die Haltung Englands für maßgebend an, mit dem man in besonders guten Beziehungen stand, seit sich die britische Regierung in Bezug auf die Niederlande so ausgesprochen hatte, wie es den preußischen Interessen zusagte. Trotzdem bereitete die gegen Ende August ziemlich unerwartet angekündigte Ankunft des Grafen von Lobau, des französischen Gesandten, der die Thronbesteigung Ludwig Philipps notificiren sollte, in Berlin einige Verlegenheit, da man sich dadurch genöthigt sah, gleichsam die Initiative zu ergreifen, welche — wie unser Gewährsmann meint — „nicht ganz im Charakter der preußischen Regierung oder vielmehr nicht in der Persönlichkeit des Königs liege". Anfangs dachte man daran, den Aufenthalt des Königs in Paretz bei Potsdam, wo er in der Regel

Digitized by Google

Niemand sah, und die bevorstehenden Herbstübungen der Garden dazu zu benutzen, den französischen Gesandten einige Zeit warten zu lassen; aber man kam doch wieder von dieser leicht zu durchschauenden Ausflucht zurück, und noch vor Ende des Monats wurde Graf Lobau von Friedrich Wilhelm III. empfangen.

Eine andere drohende Verlegenheit erschien nur am Horizont der politischen Gerüchte, um sofort als bloßes Schemen erkannt zu werden. Es war die Nachricht, als beabsichtige König Karl X. seinen künftigen Aufenthalt zu Moritzburg in Sachsen zu nehmen, da man dann auch von Seiten des preußischen Hofes Pflichten der Höflichkeit zu erfüllen gehabt hätte, die leicht der Mißdeutung fähig gewesen wären. Die sächsische Regierung erklärte auf eine bezügliche Anfrage vertraulich, daß, wenn ein derartiges Gesuch erfolgen sollte, man es in Dresden auf höfliche Weise abzulehnen gedenke.

Indessen hatte man in Wien doch nicht ganz unthätig den Wechsel der Dinge in Frankreich beobachtet. Der Fürst Metternich gedachte bei diesem Anlaß wieder einmal der Welt das Schauspiel einer gemeinsamen Politik der drei Mächte der heiligen Allianz vorzuführen. Ende August machte er dem k. preußischen und dem kais. russischen Hofe folgende drei Propositionen: sich jeder Intervention in die inneren Angelegenheiten Frankreichs zu enthalten, indem man sonst zu befürchten hätte, daß alle Parteien sich gegen das Ausland vereinigen und einen höchst gefährlichen Krieg herbeiführen würden; den König Ludwig Philipp unverzüglich anzuerkennen, damit die dermalige französische Regierung sich möglichst consolidire und der Anarchie vorgebeugt werde; endlich eine Ministerconferenz zu etabliren, um die Maßregeln zu berathen, welche zu ergreifen seien, wenn die Franzosen ihre Principien

Digitized by Google

auf fremden Boden zu verpflanzen suchten und so die Ruhe der Nachbarstaaten bedrohten. Hierbei wurde bemerkt, daß Berlin der geeignetste Ort zu einer solchen Conferenz sein dürfte, da dasselbe in der Mitte zwischen den verschiedenen Höfen von Wien, Petersburg, London und Paris liege.

Graf Bernstorff, der preußische Ministerpräsident, erwiderte hierauf, daß der k. preußische Hof mit den beiden ersten Punkten vollkommen einverstanden sei, indem man allerdings alles vermeiden müsse, was die französische Nation reizen oder Anarchie herbeiführen könnte. Aus demselben Grunde müsse er sich aber gegen den dritten Vorschlag erklären, weil eine Ministerconferenz, wie die zu Paris und London etablirten [1]), bei Frankreich den Verdacht erregen müßte, Oesterreich, Preußen und Rußland meinten es mit der Anerkennung Frankreichs nicht aufrichtig und führten andere Absichten im Schilde. Gleichwohl stehe nichts im Wege, daß die Gesandten von Oesterreich, Preußen und Rußland sich vertraulich die Ansichten ihrer Höfe über alle vorkommenden Fälle mittheilten und so ein Zusammenwirken zu gleichen Zwecken herbeiführten. Graf Nesselrode, der russische Minister, war mit dieser Ansicht Preußens persönlich vollkommen einverstanden und reiste sofort nach Petersburg ab, um sie bei dem Kaiser geltend zu machen. Der Czar fuhr fort, der Idee der Anerkennung Ludwig Philipps zu widerstreben, den er nur als „Generallieutenant des Königreichs" betrachten zu können erklärte. Aber die Entschiedenheit, mit der in dieser Frage Oesterreich und Preußen sich von seiner Politik lossagten, drängte auch ihn schließlich zu dem ungern vollzogenen Schritte. Am 18. September sprach Kaiser Nikolaus in einem von Zarskoe-Selo datirten Schreiben die

[1]) Zur Regelung der griechischen und der niederländisch-belgischen Frage.

Digitized by Google

Anerkennung Ludwig Philipps aus, nachdem die beiden verbündeten deutschen Staaten ihm mit diesem Acte vorangegangen waren.

Auch an den Bundestag trat die Frage der Anerkennung des neuen Souveräns heran. Die materielle Entscheidung war hier gegeben, nachdem sich die beiden Großmächte ausgesprochen hatten. Es konnte sich sonach nur noch um die geeignete Form handeln, in welcher dieselbe auszusprechen sei. Es sind deshalb auch nur einige kleine diplomatische Formalitäten, die wir aus Frankfurt zu melden haben. Der Marquis de Dalmatie war hier mit der Notification der Thronbesteigung Ludwig Philipps beauftragt, und es steht in den Papieren, die vor uns liegen, verzeichnet, daß er sich auf den Karten, die er bei seiner Tournée bei dem diplomatischen Corps abgab, „Envoyé de S. M. le Roi des Français" nannte. Das diplomatische Corps erwiederte seinen Besuch, aber der Präsidialgesandte Freiherr von Münch, dem der Marquis das Schreiben Ludwig Philipps an den Bund überreicht hatte, befand sich in tausend Nöthen wegen der nicht zu vermeidenden Einladung des Gesandten. Zuerst dachte er dem Marquis ein gewöhnliches Diner zu geben, wie jedem ausgezeichneten Fremden, nicht aber ein diplomatisches in Uniform, wie es sonst bei dem ersten Erscheinen fremder Gesandten nach ihrer Accreditirung üblich war, schließlich aber entschloß er sich nur zu einem ganz kleinen Diner, zu dem er niemand zuzog als die Gesandten von Oldenburg und Mecklenburg, bei deren Höfen der Marquis ebenfalls die Thronbesteigung zu notificiren hatte. Außer diesen schweren Sorgen des Freiherren von Münch weiß unser Gewährsmann nur noch mitzutheilen, daß der Marquis ein Empfehlungsschreiben des bairischen Gesandten in Paris, Baron Pfeffel, an den bairischen Bundestagsgesandten, Baron Lerchenfeld, mitbrachte, was

Digitized by Google

Aufmerksamkeit und Verdacht gegen die bairische Politik unter den Gesandten erregt haben soll. Uebrigens erfolgte Anfangs October die Anerkennung des Bürgerkönigs durch den Bundestag, nicht ohne daß das betreffende Schreiben vorher durch den Freiherren von Münch dem k. k. österreichischen Hofe vorgelegt und von dem Fürsten Metternich „sehr schön und den Verhältnissen vollkommen entsprechend" gefunden wurde. Es ist in den Bundestagsprotokollen abgedruckt.

Wir haben gesehen, daß das Motiv der so rasch erfolgten Anerkennung der neuen Ordnung der Dinge in Frankreich durch die Großmächte vor allem die Erkenntniß war, daß von den möglichen Uebeln, welche die Julirevolution in Aussicht gestellt hatte, die Regierung Ludwig Philipps immer noch das kleinste sei. Sie betrachtete man in Wien und in Petersburg als die einzige gegebene Garantie für die Ruhe Frankreichs. Als sich diese Voraussetzung nun aber nicht vollständig zu erfüllen schien, als die Octoberaufstände in Paris neue Verwirrungen in Aussicht stellten, als in Deutschland da und dort Unruhen ausbrachen und die liberalen Ideen einen neuen mächtigen Aufschwung nahmen, als Baiern und Würtemberg bei den Abstimmungen am Bunde den Widerstand des Jahres 1819 erneuerten und neuerdings dem Metternich'schen System Opposition zu machen begannen, da glaubte der Fürst-Staatskanzler die Zeit gekommen — wenigstens der russischen Unterstützung jetzt sicherer als ehedem zur Zeit Kaiser Alexanders — sich wieder an die Spitze einer reactionären Politik zu stellen. Zunächst sollte Baiern dem Wiener Hofe wiedergewonnen werden. Der bairische Gesandte in Wien, Graf Bray, wurde an den König Ludwig entsendet, um zuerst in Metternich's Auftrag Auskunft über die politischen Absichten des Königs zu verlangen, dann zum engsten Anschluß an Oesterreich aufzufordern, endlich den

Digitized by Google

länderſüchtigen König mit dem Verſprechen des einſtigen Beſitzes der badiſchen Pfalz, den eiteln und ehrgeizigen Fürſten Wrede mit der Ausſicht auf den Feldherrnſtab der Bundesarmee zu ködern. In Stuttgart wurden ähnliche Eröffnungen gemacht. Eines wollte Metternich um jeden Preis erringen: entweder eine Offenſiv- und Defenſivallianz mit beiden ſüddeutſchen Staaten oder eine Trennung ihres ſichtbaren Einverſtändniſſes durch Erweckung gegenſeitigen Mißtrauens. Gegen Ende November kam auch ein außerordentlicher Geſandter des ruſſiſchen Hofes, Graf Potemkin, nach München, um die Theilnahme des Königs von Baiern für den Fall eines Krieges mit Frankreich zu ſichern.

Aber keiner von beiden fand ein geneigtes Ohr. Man begann in München und Stuttgart ſich der preußiſchen Anſicht anzuſchließen, die fortfuhr, jede offene Einmiſchung als gefährlich und unheilbringend zu betrachten. Zwar gab es in München ſo gut als in Berlin eine Partei, die zum Losſchlagen drängte; wie dort den Kronprinzen, betrachtete man hier den Prinzen Karl, den Bruder des Königs, als ihr Haupt, und es blieb nicht unbemerkt, daß der Prinz in dieſen Tagen ſeine Feldequipagen hatte in Stand ſetzen laſſen. Von König Wilhelm von Würtemberg aber ging damals der Plan aus, dem Drängen Oeſterreichs und Rußlands gegenüber, eine bewaffnete Neutralität der kleineren deutſchen Staaten *unter Anlehnung an Preußen* aufzuſtellen, für den Fall einer Betheiligung an dem Kriege aber einen Militärverein dieſer Staaten, immer *im Einvernehmen mit Preußen*, zu gründen und ſich auf dieſe Weiſe die Selbſtändigkeit der Entſcheidung möglichſt zu ſichern. Die Idee wurde zunächſt nur in ſehr engen Kreiſen ventilirt, aber es fehlte trotzdem nicht an einer lebhaften Gegenagitation der Anhänger des öſterreichiſchen Hofes. Trotzdem glaubte man bei einer etwaigen

Digitized by Google

Abstimmung in Frankfurt sicher auf 28 Stimmen für die Neutralität des Bundes im Falle eines Krieges rechnen zu dürfen. Und Preußen zeigte sich beiden Plänen: der Bundesneutralität und dem süddeutschen Militärvereine, sehr geneigt. Als der blinde Kriegslärm verklungen war, kam auch diese Idee, wie so viele Anläufe zu Reformen im deutschen Bunde rasch in Vergessenheit. Die „Staatskunst" des Fürsten Metternich aber fand bald wieder in der Behandlung der Preßangelegenheit ein würdiges Feld der Thätigkeit. Die ganze Wucht des reactionären Ingrimmes gegen die französischen Revolutionäre wurde im Verlaufe der nächsten Jahre auf die deutschen Liberalen — Männer und Staaten — geworfen. Die Wiener Conferenzen von 1834 waren der siegreiche Ausgang dieses mit den Ideen von 1830 geführten Kampfes.

Digitized by Google

Karl von Rotteck.

Zum hundertsten Jahrestage seiner Geburt.

Ist es wahr, daß der Ruhm eines Namens nur Sache der Mode ist? Sollte es möglich sein, daß Leistungen, die in ihrer Nachwirkung die Verhältnisse ganzer Länder, ganzer Volksklassen umgestalten, in Vergessenheit gerathen, wenn der Strom der Zeit über sie und ihre Urheber hinweggeeilt ist? Ist das Geschlecht, dem wir angehören, so undankbar, daß es der Thaten einer entschwundenen Generation nicht mehr mit gebührender Ehrfurcht gedächte?

Wir glauben, daß wir diese Fragen getrost verneinen, daß wir speciell dem deutschen Volke das Verdienst zusprechen dürfen, daß es der Männer nicht vergessen habe, welche in den Tagen, da unser Vaterland nach Außen ohnmächtig, nach Innen zerrissen war, die Fahne der Freiheit, der Bildung, der Menschenwürde hoch gehalten und so auch an ihrem Theile zu den Errungenschaften der neuesten Zeit das ihrige redlich beigetragen haben.

Neben schweren Kämpfen, welche die Mißgunst widerstrebender Gewalten solchen Streitern nicht erspart hat, sind

Digitized by Google

ihnen auch glänzende Huldigungen, rührende Beweise treuer Anhänglichkeit und enthusiastischer Dankbarkeit zu Theil geworden. Aber schöner als diese aus der Begeisterung des Augenblickes emporgewachsenen Ovationen sind die Kränze, welche ihnen die ruhiger und unparteiischer urtheilende Nachwelt flicht. Nicht mehr „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt", sondern auf dem Hintergrunde der längst vorübergezogenen Ereignisse, hebt sich, nicht weniger lebendig, aber wahrheitstreuer ihr Charakterbild ab, eine schöne Erinnerung an gemeinsam erfahrenes Leid, an gemeinsam empfundene Freude für die wenigen noch lebenden Zeitgenossen, eine erhebende und leuchtende Mahnung für die Männer, welche heute auf die Geschicke der Nation einflußreich einwirken.

In diesem Sinne ist es eine patriotische Pflicht, an dem hundertsten Jahrestage seiner Geburt Rotteck's zu gedenken, dessen Name dem in den zwanziger und dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts politisch thätigen Geschlechte weithin voranleuchtete als Führer auf der Bahn jeglichen Fortschrittes im Leben unseres Staates.

Karl Wenzeslaus Rodecker von Rotteck, am 13. Juli 1775 zu Freiburg geboren, war der Sohn eines von Kaiser Joseph II. geadelten Professors der Medicin an der dortigen Universität; seine Mutter stammte aus dem lothringischen Geschlechte Poirot d'Ogeron. Gut erzogen, voll Anlagen und Lerneifer, bezog der frühreife junge Mann schon im funfzehnten Lebensjahre die Universität seiner Vaterstadt, von deren Lehrern der als Protestant an die bislang ausschließlich katholische Anstalt berufene Johann Georg Jacobi besonderen Einfluß auf ihn gewann. Mit zweiundzwanzig Jahren bestand er glänzend die juristische Staatsprüfung und begann sogar bei dem Magistrat zu praktiziren. Aber bald sah er ein, daß er nicht zum Juristen geboren sei. Rasch entschlossen, bewarb

Digitized by Google

er sich um die erledigte Professur der Geschichte und betrat 1798 den Katheder, so ungenügend vorbereitet, daß wir uns heutzutage einen solchen Geschichtsprofessor gar nicht vorstellen könnten, aber voll Feuereifer für seinen Beruf und mit dem festen Entschlusse, mit eisernem Fleiße des geschichtlichen Stoffes, den er für seine Vorlesungen zu bewältigen hatte, Herr zu werden. Es war damals noch nicht die Zeit der Specialitäten, exacte und kritische Quellenforschung machte den Docenten wenig Sorge, die pragmatische Seite der Geschichtschreibung stand im Vordergrunde, und was dem Studium an Tiefe abging, wurde durch die möglichste Ausdehnung der in den Bereich der Betrachtung zu ziehenden Oberfläche ersetzt. So wurde Rotteck naturgemäß auf die Universalgeschichte hingewiesen, die in jener Zeit allgemeiner Umwälzung, neuer Staatengründungen und Zertrümmerung alter Staatengebilde, in den Tagen des kosmopolitischen Idealismus einen wohlvorbereiteten Boden, zunächst bei der akademischen Jugend fand, die sich zu dem ihrem Alter so nahestehenden Lehrer rasch hingezogen fühlte. Ihn zeichnete keineswegs die Gabe glänzenden Vortrages aus, aber was er sagte klang aus der Tiefe einer überzeugten Seele und fand sein Echo in hundert empfänglichen Herzen. Ein Mann, der diese Fähigkeit besaß, konnte sich nicht mit der Wirkung seiner Rede auf den immerhin kleinen Kreis seiner akademischen Zuhörer begnügen, er mußte eine Tribüne besteigen, von der sein Wort in die weitesten Fernen drang. So entstand Rotteck's Weltgeschichte, von der 1812 der erste Band erschien. Die Wirkung dieses Buches war gewaltig, bis dahin fast unerhört. Drei Jahrzehnte lang ist dieses Werk immer wieder von Neuem aufgelegt worden, in hunderttausenden von Exemplaren; in die meisten lebenden Sprachen übersetzt, hat es seinen Weg durch ganz Europa gefunden und auf die liberale Zeitströmung

Digitized by Google

im Mittelstande, vorab in der Jugend einen überaus großen Einfluß geübt. Weit stand dieses Buch zurück hinter den geistvollen, in knapper Präcision Völker und Zeiträume scharf charakterisirenden „Vierundzwanzig Büchern" Johannes von Müller's, aber es appellirte mit mächtig tönenden Accorden an die edelsten Leidenschaften der Nationen. Es war ein Panegyrikus auf die Vaterlandsliebe, auf die Freiheit, auf die sittliche Willenskraft. Es war ein lauter Protest gegen die Gewaltherrschaft des Eroberers, dessen ephemere Macht Europa umgestaltet hatte; es rief das ewig giltige Sittengesetz als eine elementare Kraft gegen die mit dem Tag entstehenden und verschwindenden Gewalten an und fand damit den lebhaftesten Anklang bei all den Tausenden, welche in den Wirrsalen der Gegenwart gerne aus den Lehren der Geschichte Hoffnungen für eine bessere Zukunft schöpften.

Der großartige Erfolg, den Rotteck als Geschichtschreiber erlebte, konnte ihn indeß nicht hindern, sich sowohl als Lehrer wie als Schriftsteller auf ein anderes Gebiet zu begeben, von dessen Bearbeitung er sich eine noch größere und tiefergehende Einwirkung auf seine Zeitgenossen versprach. Er vertauschte 1818 den Lehrstuhl der Geschichte mit dem der Staatswissenschaften und des Naturrechtes und wandte auch seine schriftstellerische Kraft der Bearbeitung dieser Disciplinen zu. In vier Bänden seines „Lehrbuches der Staatswissenschaften und des Vernunftrechtes" legte er seine Ansichten über so ziemlich den ganzen Umfang aller öffentlichen Verhältnisse nieder. Dieses Werk sollte den Geist der Zeit systematisch rüsten zu dem Kampfe des zu klarem Bewußtsein gelangten Vernunftrechtes gegen die Unvernunft des historischen Rechtes. Hier hatte er sich indeß bezüglich der Wirkung seines propagandistischen Strebens getäuscht. Mit seiner Weltgeschichte hatte er an das große, empfängliche, unkritische

Digitized by Google

Publikum appellirt und mit Erfolg appellirt; hier wandte er sich an ein mit ruhigem Blicke prüfendes Publikum, an bei weitem kleinere Kreise, und hier stieß er mit seinen abstracten Doctrinen auf die Nüchternheit eines in der ernsten Arbeit im Staate und für den Staat herangebildeten Geschlechtes, das seine Fiction des „Gesammtwillens", dem sich im Staate durch den Vereinigungsvertrag Jeder unterworfen haben soll, nicht annahm, das seiner in natürlicher Entwickelung in die Vergangenheit zurückreichenden Wurzeln eben jetzt, da man fast tabula rasa gemacht hatte, erst recht bewußt geworden war, und das die historisch nachweisbar entstandenen Verhältnisse, in denen alle Kräfte der Zeit lebten und webten, mit mehr Verständniß und Neigung, darauf weiter zu bauen, betrachtete als die auf Kantischen Grundlagen aufgeführten Deductionen des Freiburger Professors. Das „Lehrbuch" hat wenig Aufsehen gemacht, als es erschien, und war nach wenigen Jahren verschollen.

Indessen aber hatte sein Verfasser eine Bahn betreten, auf der es ihm gegönnt war, wiederum glänzende Triumphe zu feiern und sich um das Land, dem seine Heimath staatlich zugetheilt worden war, und mittelbar um den Fortschritt und die Wohlfahrt seiner Zeitgenossen im weitesten Sinne große und bleibende Verdienste zu erwerben. Am 22. August 1818 hatte Großherzog Karl dem badischen Lande eine Verfassung verliehen. Das Werk hoch- und freidenkender Staatsmänner, in erster Linie des verdienten Nebenius, eröffnete dem Talent und der Geschäftskenntniß zahlreicher Persönlichkeiten aus allen Theilen des Großherzogthums einen neuen Schauplatz öffentlicher Wirksamkeit. Während der mehrere Jahre umfassenden Vorarbeiten zu diesem Werke war die Frage, ob Ein- oder Zweikammersystem, vielfach Gegenstand der Erwägung gewesen. Man hatte sich schließlich für zwei Kammern

Digitized by Google

entschieden, und neben den Vertretern des standes- und grundherrlichen Adels und der Kirchen, sowie acht vom Großherzog zu ernennenden Mitgliedern auch den Vertretern beider Landesuniversitäten ihre Sitze in der ersten Kammer angewiesen. Die Universität Freiburg wählte Rotteck als ihren Vertreter und so kam es, daß der Mann in eine erste Kammer mit einem vorzugsweise aristokratischen und conservativen Charakter eintrat, der in seiner Schrift: „Ideen über Landstände" sich mit aller Entschiedenheit für das Einkammersystem ausgesprochen hatte. Diese im Jahre 1819 erschienene Arbeit, in welcher er außerdem directe Wahl, allgemeine Wählbarkeit und nur durch Census beschränktes Wahlrecht forderte, hatte einiges Aufsehen erregt und war von Benjamin Constant, der sich Rotteck überhaupt wahlverwandt fühlte, ins Französische übersetzt worden. Ein Mann von Rotteck's Anschauungen mußte sich in diesem hohen Hause ziemlich isolirt fühlen. Zwar gab es einzelne Fragen, in denen er mit dem vortrefflichen und hochgesinnten Freiherren von Wessenberg, dem von Rom perhorrescirten Bisthumsverweser, mit dem von wahrer Humanität erfüllten alemannischen Dichter Hebel, der als Prälat der evangelischen Kirche in der Kammer saß, mit seinem berühmten Heidelberger Collegen Thibaut sich in vollster Uebereinstimmung sah; als er eine Motion einbrachte, welche die Beseitigung der Verordnungen zum Zwecke hatte, die sich der Studierfreiheit in den Weg stellten; als er die Uebergriffe der römischen Curie in das kirchliche Leben des Landes und jene Bestrebungen, welche Deutschland als nichts weiter „als eine römische Missionsanstalt ansehen" wollten, angriff und denselben gegenüber die Selbständigkeit der Nationalkirche des katholischen Deutschland forderte, durfte er sich wohl der Unterstützung solcher Männer erfreuen; ja auch als er seinen Antrag auf Milderung des Preßzwanges stellte, fand er in

Digitized by Google

der Kammer beifällige Zustimmung. Aber sobald er den Feldzug gegen die Privilegien der bevorrechteten Stände, gegen Zehnten, Frohnden und Leibeigenschaftsabgaben eröffnete, sah er sich einer festgeschlossenen Phalanx principieller Widersacher gegenüber, und seine nimmer rastende parlamentarische Thätigkeit in dieser Richtung war, so lange er der ersten Kammer angehörte, die „eines verlorenen Sendboten unter störrigen Heiden".

Mit dem Jahre 1823 endete vorläufig seine Wirksamkeit im Landtage. Als 1824 die Wahlen zu einer neuen Ständeversammlung stattfanden, sandte die Universität, unter dem Drucke einer allen liberalen Bestrebungen abholden Regierung, an Rotteck's Stelle einen conservativen Mediciner, nachdem Heidelberg schon vorher Thibaut durch den Verfasser der „Vierzig Bücher vom Staate", Karl Salomo Zachariä, ersetzt hatte, in welchem Rotteck ein leidenschaftlicher Gegenpart erstanden war. Aber auch seinen Eintritt in die zweite Kammer wußten die wohlgeschulten Amtmänner bei ihren Wahlbeeinflussungen zu hintertreiben und erst, als 1831 mit dem Regierungsantritte des Großherzogs Leopold und unter der Einwirkung der allgemeinen europäischen Verhältnisse, zunächst der Julirevolution, auch in Baden eine neue, liberale Aera ins Leben trat, öffneten sich für Rotteck wieder die Pforten des Ständehauses.

Auf diesem Landtage, dem die Regierung selbst ein liberales Preßgesetz vorlegte und die Wiederherstellung der im Jahre 1825 durch reactionäre Abänderungen verderbten Verfassung vorschlug, konnte Rotteck mit mehr Aussicht auf Erfolg den Kampf zur Befreiung des Volkes von allen aus dem Mittelalter überkommenen Lasten wieder aufnehmen. Fünf Wahlbezirke hatten ihn zum Abgeordneten gewählt, die zweite Kammer ernannte ihn zu ihrem ersten Vicepräsidenten, er

Digitized by Google

war ohne Zweifel der bedeutendſte und einflußreichſte Mann im Landtage. Seinen Angriffen gegen die Frohnden kam die Regierung in ſo weit entgegen, daß ſie den durch Rotteck's Antrag ſchon 1822 veranlaßten Geſetzentwurf auf Abſchaffung aller Staatsfrohnden ihrerſeits vorlegte. Auch die Ablöſung der Herrenfrohnden, durch eine Motion des Abgeordneten Knapp angeregt, von Rotteck als Berichterſtatter kräftig unterſtützt, wurde von der Regierung ohne Schwierigkeit zugeſtanden und mit der erſten Kammer ergaben ſich nur Meinungsverſchiedenheiten über die Höhe des Entſchädigungsbetrages. Die erſte Kammer wollte auf dem zehnfachen Jahresbetrag des geſchätzten Frohndwerthes, die zweite auf dem fünffachen ſtehen bleiben; ſchließlich gab man, um das Zuſtandekommen des Geſetzes nicht zu bedrohen, den Forderungen der erſten Kammer nach. Die noch wichtigere Zehntfrage wurde erſt auf dem Landtage von 1833 erledigt. Indeß auch auf dieſem Gebiete verſuchte Rotteck ſchon 1831 den Geboten des Rechtes und der Humanität zum Siege zu verhelfen. Nachdem er ſeine Motion auf Aufhebung des Zehnten begründet und deſſen Abſchaffung, hauptſächlich auch im Intereſſe des öffentlichen Friedens und der geſetzlichen Ordnung, gefordert und in der zweiten Kammer die unbedingteſte Zuſtimmung gefunden hatte, gab ſich auch hier ein erfreuliches Entgegenkommen der Regierung kund, indem dieſe zunächſt die Abſchaffung wenigſtens einiger Zehntgattungen, als Anbahnung der völligen Zehntfreiheit ſelbſt in Vorſchlag brachte. Das eine der zu dieſem Behufe vorgelegten Geſetze ſtellte die unentgeltliche Abſchaffung des Neubruchzehnten, das andere die Aufhebung des Blutzehnten gegen eine in dem fünfzehnfachen Jahresbetrag beſtehende Entſchädigung, welche zur Hälfte von der Staatskaſſe, zur Hälfte von den pflichtigen Gemeinden geleiſtet werden ſollte, in Ausſicht. Es war für Rotteck ein Anlaß zu aufrichtiger Be-

Digitized by Google

trübniß, aber auch zu hell auflodernden Zorne, als die Privilegirten der erſten Kammer durch ihren ablehnenden Beſchluß die edle Abſicht der Regierung vereiteln zu wollen ſchienen. Damals ſprach er das geflügelte Wort von der „Handvoll Junker", das ihm heftige Vorwürfe des Miniſters, energiſche Verwahrungen der erſten Kammer, ſelbſt den Tadel liberaler Freunde zuzog, aber ſeiner Popularität im Lande nur förderlich war, um ſo mehr, als er die ungeſchminkte Offenheit ſeiner Rede mit den Worten rechtfertigte: „Meine Herren, zum Höflinge bin ich verdorben, ich bin Volksvertreter!" In der Sache gab übrigens die erſte Kammer nach und genehmigte, nachdem die zweite Kammer ſich zu einigen Modificationen verſtanden hatte, die Abſchaffung des von Rotteck ſchon 1822 als „fürchterlicher Wucher" bezeichneten Neubruchzehnten. Dem Landtage von 1833 legte die Regierung ſelbſt einen Geſetzentwurf vor, welcher die Ablösbarkeit aller Zehnten gegen Entrichtung des zwanzigfachen Betrages der mittleren jährlichen Zehnteinnahme feſtſtellte. Die Discuſſionen, welche ſich an dieſe Vorlage knüpften, wurden eingehend und nicht immer ohne Leidenſchaft geführt. Rotteck brachte, namentlich da die erſte Kammer den Ablöſungspreis erhöhte, alle Gründe, die ihm Kopf und Herz zu Gebote ſtellten, auf den Plan, um jene Verbeſſerungen, ohne die ihm das Geſetz ſeines vollen Werthes zu entbehren ſchien, durchzuſetzen, aber ohne großen Erfolg. Schließlich, als die Annahme wenigſtens aller weſentlichen Beſtimmungen geſichert war, konnte ſich indeß Rotteck nicht verſagen, ſich wieder auf ſeinen principiellen Standpunkt zu ſtellen und — da das Geſetz keinen vollſtändigen Sieg des Vernunftrechts über die Ungebühr des hiſtoriſchen Rechtes bezeichne — mit ſiebzehn anderen Abgeordneten gegen daſſelbe zu ſtimmen.

Trotz dieſer Abſtimmung war Niemand im Lande ver-

Digitized by Google

borgen, daß das Zustandekommen und der Abschluß dieser hochbedeutenden, für die wirthschaftliche Entwickelung des Landes so segensreichen Gesetze keinem Manne in höherem Grade zu verdanken sei, als Rotteck. So durfte denn auch Rotteck damals wohl als der populärste Mann in Baden gelten, und wie vordem seine Weltgeschichte, so trug nun der Ruf seiner Thätigkeit in der Kammer seinen Namen weit über die Grenzen seiner Heimath hinaus durch Deutschland und Europa. Deputationen und Ehrengeschenke bezeugten ihm die Dankbarkeit seiner Landsleute, ja es tauchte in jener Zeit der Gedanke auf, daß jede Gemeinde an dem schönsten Punkte ihrer zehntfreien Gemarkung eine Gruppe Eichen pflanzen und sie „Rottecks-eichen" nennen solle. Er stand auf der Höhe seiner Kraft und Leistungsfähigkeit wie seines Ruhmes.

Den liberalen Gesetzen, welche der badische Landtag von 1831 zur großen Zufriedenheit des badischen Volkes mit der Regierung vereinbart hatte, folgte nur zu bald eine gewaltsame Reaction, welche die beiden Großmächte durch das zu solchen Maßnahmen stets bereite Organ des Bundestages ins Leben treten ließen. Unter den schwarzen Stellen, welche das Auge der wachsamen Polizei Metternich's auf der Karte Deutschlands erspähte, war Freiburg eine der schwärzesten, wo neben Rotteck sein gleichgesinnter Freund Welcker an der Hochschule lehrte, wo der heranwachsenden Generation Grundsätze eingeimpft wurden, die mit den Absichten der hohen Cabinete im directen Gegensatze standen. Noch mehr als die akademische gab aber die publicistische Wirksamkeit beider Männer, welche ein liberales Blatt „Der Freisinnige" herausgaben, den Sicherheitswächtern des Bundestages Anlaß, das Vaterland für bedroht zu erklären. Im nämlichen Jahre, in welchem der Bund die badische Regierung zwang, die Censurfreiheit aufzuheben, erfolgte auch die Enthebung

Digitized by Google

Rotteck's und Welcker's von ihren Aemtern. Die Gemeinde Freiburg gab mit edlem Bürgermuthe die richtige Antwort auf diese Maßregelung ihres berühmten Mitbürgers; sie wählte ihn zum Bürgermeister. Die Regierung aber verweigerte die Bestätigung, und Rotteck selbst mahnte ab, durch eine Wiederholung seiner Wahl den formell in ihrem Recht befindlichen Behörden Anlaß zu weiterem Einschreiten zu geben. Er entfernte sich nie vom Boden des Gesetzes; er war auch davon weit entfernt, seine Popularität dazu anzustrengen, um der Regierung durch Demonstrationen irgendwelcher Art Aerger und Verlegenheiten zu bereiten. Aber seine Haltung dieser Regierung gegenüber ward jetzt doch eine andere. Jetzt erst nahm Rotteck's Auftreten im Landtage eigentlich den Charakter einer principiellen Opposition an. Immer wieder kam er auf die Unerträglichkeit der Preßzustände zurück; er wurde nicht müde, der Regierung das schwere Unrecht vorzuwerfen, das sie durch Handhabung der Censur an dem Rechte des freien Meinungsausdruckes des Volkes begehe. Und von diesem Gebiete ging er auf andere Verhältnisse im Staate über. Er verlangte ein Gesetz über Ministerverantwortlichkeit, er forderte die Ernennung einer Commission, die den Zustand des Vaterlandes in Erwägung ziehen und der Kammer geeignete Anträge vorlegen sollte, er wurde heftig und gereizt, er verlor völlig die conciliatorische Haltung, die, trotz seines doctrinären Wesens, ihm früher die schönsten Erfolge erreichen half. Er zürnte der Regierung seines Landes, er war erbittert gegen den Bundestag und die hinter diesem stehenden Großmächte. Mit geringer Zuversicht schaute er umher. Er sah Muthlosigkeit und Abfall auf der einen, rücksichtsloses Vorgehen der Reaction auf der anderen Seite. Aus dieser Stimmung heraus erklärt sich auch die heftige Opposition, die er mit seinen Freunden gegen den Anschluß Badens an den großen

Digitized by Google

deutschen Zollverein erhob. Aus derselben Verbitterung ging seine Parteinahme für den Erzbischof von Köln bei dessen Streit mit der preußischen Regierung hervor. Denn die Ultramontanen haben keine Ursache, ihn deshalb auch nur im Entferntesten für sich zu reclamiren. Was ihnen etwa in dieser Frage das Gewicht seines Namens hätte nützen können, wird mehr als aufgewogen durch sein Auftreten für das Recht der deutschen Katholiken, sich von den Dictaten Roms unabhängig zu erhalten.

Wie das Werk seiner Jugend, die „Weltgeschichte", von allergrößtem Einfluß auf die Meinungen des gebildeten Mittelstandes gewesen ist, so übte auch ein anderes Werk, das er, an der Schwelle des Alters angelangt, gemeinsam mit Welcker ins Leben rief, noch Jahrzehnte lang eine ausgedehnte und tiefgehende Wirkung auf die weitesten Kreise aus, das „Staatslexikon", aus welchem Hunderte und Tausende Begriffe und Anschauungen über alle Seiten des Staatslebens in sich aufnahmen. Ehe das Werk vollendet war, starb Rotteck am 26. November 1840. Das letzte, was er geschrieben, war der Artikel „Naturrecht", die populäre Erörterung der Grundsätze, welche sein Leben lang sein Auftreten in der Oeffentlichkeit geleitet und bestimmt hatten.

Wenn man auf sein Leben und Wirken zurückblickt, kann man nicht sagen, daß er ein Mann von tiefer Gelehrsamkeit oder blendender Begabung gewesen wäre. Wie seine „Weltgeschichte" ihren Erfolg doch wesentlich dem Umstande verdankt, daß er in der Form der Darstellung und in dem Herauskehren einer bestimmten Tendenz gerade den Ton traf, welcher der Aufnahmefähigkeit seines Zeitalters im eminenten Sinne entsprach, und wie dieses Werk, dem von vorne herein alle Voraussetzungen der Dauer abgingen, längst durch gediegenere und nicht minder patriotische Arbeiten ersetzt ist, so

Digitized by Google

spricht heute auch außer demjenigen, der sich historisch mit Staatswissenschaften beschäftigt, Niemand mehr von Rotteck's Theorie des Gesammtwillens. Aber er war mehr als ein Gelehrter, mehr als ein fruchtbarer Schriftsteller, mehr als ein vortrefflicher Lehrer. Er war erfüllt von der Aufgabe, ganz und voll mit seinem Wissen und Können einzutreten für die Rechte des Volkes. Indem es ihm gelang, durch seine literarische Thätigkeit an der geistigen Befreiung der Nation von bureaukratischen und hierarchischen Fesseln kräftig mitzuarbeiten, widmete er nicht minder seine Kraft der Befreiung des geringen Mannes von den drückenden Lasten, welche ihm die Willkür der Feudalzeit zu Gunsten der Vornehmen und Reichen aufgebürdet hatte. Und in diesem Streben gab es für Rotteck keine andere Rücksicht, als die auf die Sache selbst. Wenn ihn weder freundschaftliches Zureden noch unwirsche Drohungen abhalten konnten, einen Antrag, den er einmal für nothwendig erkannt, einzubringen und mit allen Kräften zu verfechten, so war er dabei gleichmäßig entfernt von eitler Rechthaberei, wie von irgendwie gearteter Selbstsucht. Er war ein Charakter und hat gerade durch das Unerschrockene, Unerschütterliche, Unbeugsame seines Wesens gewiß nicht seine geringsten Erfolge erzielt. So war es denn natürlich, daß der Bewunderung und dem Enthusiasmus seiner Anhänger die Mißgunst und Anfeindung seiner Gegner entsprach. Noch neun Jahre nach seinem Tode hielt es der damalige Stadtdirector zu Freiburg, Baron von Uria, für eine große That, unter dem Schutze der preußischen Bajonette nächtlicher Weile das bescheidene Standbild zu entfernen, welches die Freunde dem unvergeßlichen Manne auf dem Platze vor dem Universitätsgebäude errichtet hatten, und es durch die Statue des Mönches zu ersetzen, der angeblich in Freiburg das Pulver erfunden haben soll.

Digitized by Google

Erſt als nach der Beſeitigung des Concordates die neue Aera in Baden wieder freie Bahnen im Staatsleben eröffnete, konnte man daran denken, dem geſtürzten Ehrenzeichen des einſt ſo hoch gefeierten Mannes einen neuen Standpunkt, jetzt vor ſeinem Familienhauſe, anzuweiſen. Die weihevolle Feier ſeines Gedächtniſſes, welche ſich mit dieſer Tilgung einer Ehrenſchuld verband, wiederholt ſich in dieſen Tagen, da die Stadt Freiburg den hundertſten Jahrestag der Geburt Rotteck's feſtlich begeht und dankbar alles deſſen gedenkt, was dieſer treffliche Mann ihr, dem Vaterlande, der Menſchheit geweſen iſt. Rotteck's Vaterſtadt liefert unter dem ſympathiſchen Beifalle von Nah und Fern den Beweis, daß das Andenken eines großen und guten Menſchen nicht mit ſeiner Körperlichkeit dahinſinkt und daß auch heute noch in ſeiner ganzen Wahrheit das Dichterwort gilt:

— — „nach hundert Jahren klingen
Sein Wort und ſeine That dem Enkel wieder."

Digitized by Google

Metternich und Hüetlin.

Nichts charakterisirt besser die ganze Jämmerlichkeit des Metternich'schen Systems als die, man möchte fast sagen kindische Angst, mit welcher der Fürst-Staatskanzler jede Bewegung auf irgendeinem geistigen Gebiete betrachtete. Man begreift wohl, daß jede freiheitliche Regung auf den deutschen Hochschulen, jedes kühne Wort in der Presse, jede feurige Rede in den Kammern die sensible Gemüthsart des österreichischen Diplomaten äußerst unangenehm berührten, aber man muß immer wieder concrete Fälle vorführen, um die politische Gespensterfurcht Metternich's in ihrer ganzen Macht und Größe nachzuweisen. Sie erreichte eine solche Intensität, daß sie geradezu jede ruhige und nüchterne Betrachtung der Dinge für ihn unmöglich machte und ihn auch da große politische Gefahren sehen ließ, wo jeder Andere lediglich harmlose Demonstrationen zu finden vermochte. Einen drastischen Beleg dieser Behauptung liefern die nachstehend mitgetheilten Auszüge aus einigen Actenstücken, die sich unter dem Nachlasse des Staatsministers Freiherren von Reizenstein gefunden haben.

Einer der redlichsten und wohlmeinendsten Patrioten,

Digitized by Google

deren sich das Großherzogthum Baden rühmen kann, war der Konstanzer Bürgermeister Karl Hüetlin [1]). Ein Mann von Kenntnissen, von großer Geschäftsgewandtheit, von dem höchsten Ansehen unter der Bürgerschaft, in politischen Dingen liberal ohne excentrische Neigungen, mit einer rastlosen Rührigkeit in allen öffentlichen Angelegenheiten thätig, aber, wenn auch nie des großen Ganzen vergessend, mit seinen nächsten Gedanken stets dem zunächst Nothwendigen zugewandt, in seiner kirchlichen Richtung als Katholik und persönlicher Freund Wessenberg's vorurtheilsfrei, jeder Abneigung gegen andere Confessionsverwandte fremd, in allem, was höhere geistige Interessen betraf, ein nie völlig enttäuschter Idealist.

Dieser Mann ließ am 20. Februar 1834, zu derselben Zeit, als in Wien die deutschen Minister zu einer neuen Vergewaltigung der Rechte der deutschen Nation zusammengekommen waren, das folgende, etwas phrasenhafte Schreiben an den „Magistrat der k. k. böhmischen Haupt- und Residenzstadt Prag" ergehen:

„Vier Jahrhunderte und die weltumgestaltenden Erfolge der Kirchenreformation Luther's haben über Johann Hus und Hieronymus von Prag gerechter gerichtet als das Concilium zu Konstanz und der wortbrüchige Sigismund in den Jahren 1415 und 1416. Die Flammen der Verketzerungswuth haben in unsäglichen Qualen die Leiber dieser beiden Männer verzehrt, und vieljährige Stürme des Krieges und Ströme von Blut haben bald darauf die Nationen gegeißelt; aber die Nachwelt und die Geschichte, leidenschaftslos und gerecht, verehrt diese starken Geister als erste Vertheidiger der Gewissensfreiheit und Vorkämpfer der großen kirchlichen Reformation. Kriegshelden, Staatsmänner, Gelehrte und Künstler aller

[1]) Vgl. über Hüetlin: v. Weech, Badische Biographien 1, 400.

Digitized by Google

Arten: Napoleon, Luther, Canning, Schiller, Goethe, Gutenberg und Dürer haben ihre Denkmale, welche der Nachwelt wichtige Momente ihres Lebens und Wirkens bezeichnen oder den Ort, wo ihre Asche ruht; — aber kein Denkstein bezeichnet bis heute die Stelle, wo Hus und Hieronymus von Prag für ihren Glauben den schrecklichsten Tod im Feuer fanden.

„Aufmerksame Forschung setzte uns in den Stand, mit Zuverlässigkeit diesen so merkwürdigen Ort in der Gemarkung unserer Stadt bestimmen zu können.

„Der unterzeichnete Bürgermeister von Konstanz und mehrere Bürger dieser Stadt, die in der katholischen Kirche, zu der sie ohne Ausnahme gehören, kein Hinderniß finden können, haben sich daher vereinigt, um in Deutschland und Frankreich, vorzüglich aber in England (wo Husens Lehrer Wiklef lebte) und in Böhmen, dem Heimathslande des Hus und Hieronymus, mittelst Subscription Beiträge zur Errichtung eines großartigen Denkmals zu sammeln, welches die Stelle bezeichnen soll, wo beide starben.

„Indem ich die Ehre habe, dieses vorläufig dem verehrlichen Magistrate des Geburtsortes des Hieronymus anzuzeigen, bitte ich Wohldenselben um gefällige Erklärung der dortseitigen Ansicht über den wahrscheinlichen Erfolg, den dieses Unternehmen (welches kein locales, sondern ein allgemeines und eben deswegen nur großartiges ist und sein soll) in Hieronymus' Geburtsorte und bei seinen Vaterlandsgenossen überhaupt haben wird; namentlich bitte ich ergebenst um Auskunft, ob gehofft werden darf, daß die Magistrate der Städte in Böhmen, an welche das hiesige Comité sich wenden wird, zu diesem Unternehmen hilfreiche Hand bieten werden."

Soweit Hüetlin. Der wackere Konstanzer Bürgermeister mochte sich, als er dies schrieb, wohl auf eine heftige Polemik

Digitized by Google

der ultramontanenen Partei, die damals noch mehr als heute, in den ganz katholischen Bodenseegegenden ihr Haupt kühn und mächtig erhob, gefaßt gemacht haben, ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß neben der Verehrung des freisinnig denkenden Katholiken für diese Opfer einer fanatischen Hierarchie der Wunsch, den Ultramontanen bitteren Aerger zu bereiten das Unternehmen hervorrief. Aber gewiß hatte Hüetlin nicht daran gedacht, daß sein Schreiben Gegenstand einer lebhaften diplomatischen Correspondenz werden würde. Der Fürst Metternich erwies ihm diese Ehre.

Am 17. April richtete er eine vertrauliche Note an den Vertreter Badens bei den Wiener Conferenzen, den Minister Freiherren von Reizenstein. Nach den üblichen Eingangsworten und einer kurzen Nachricht über das Geschehene läßt er sich also vernehmen:

„Es ist nicht der Ort hier und auch wohl an sich ganz überflüssig, der erleuchteten Einsicht und dem richtigen Gefühle Ew. Excellenz das Unzukömmliche, Unpassende und man möchte sagen das eigentlich Beleidigende näher zu entwickeln, was in dem an den Prager Magistrat gestellten Antrage liegt, indem selber einfach darauf hinausläuft, treuen Anhängern der katholischen Kirche und erprobten böhmischen Vaterlandsfreunden zuzumuthen, daß sie dazu mitwirken sollen, bitteren Feinden dieser ihrer Kirche und Männern, deren Lehren und Sachgenossen ihr Vaterland in eine Reihe von Kriegen und Zerstörungen — deren Spuren noch nicht verwischt sind — gestürzt haben, ein Denkmal des Ruhmes und der Ehre zu setzen.

„Um so lebhafter halte ich mich aber verpflichtet, Ew. Excellenz auf den politischen Gesichtspunkt aufmerksam zu machen, von welchem aus betrachtet zu werden die Sache wohl verdient. Offenbar trägt das ganze Unternehmen und

Digitized by Google

insbesondere die an den Magistrat vollbrachte und an die übrigen städtischen Behörden Böhmens meditirte Einladung den Charakter eines politischen staatsgefährlichen Umtriebes.

„Irgendeinen wissenschaftlichen, philanthropischen, religiösen, zwar dem Anscheine nach oft harmlosen, in der That aber immer perfiden und bösgemeinten Zweck voranstellen, zur Erzielung desselben Comités und Ausschüsse bilden, Subscriptionen eröffnen, Gelder sammeln, sich allerwärts Verbindungen schaffen und diese Verbindungen und die gewonnenen Mittel sodann beliebig zu weiteren, rein revolutionären Unternehmungen benutzen, — dieses ist eine Taktik der Umsturzpartei, die sie in der letzten Zeit zu häufig benutzt hat, um über die eigentliche Bedeutung derselben, so oft der Fall vorkommt, den unbefangenen Beobachter irgend in Zweifel zu lassen. Und wenn bei der gegenwärtigen Veranlassung die Urheber der Unternehmung sich in der Erwartung, in Böhmen durch Erweckung der nur mehr todten und rein historischen Erinnerungen an die Unruhestifter des 15. Jahrhunderts jetzt noch Anklang zu finden, ohne allen Anstand getäuscht haben mögen, so liegt nichts desto weniger die Absicht, durch diese Erinnerungen die Gemüther daselbst in einer der bestehenden Ordnung der Dinge ungünstigen Richtung aufzuregen, so deutlich vor, daß die Pflicht der Regierungen, so unlauterem Streben, wo es sich geltend machen will, mit Entschiedenheit entgegenzutreten, nicht in Abrede gestellt werden kann." Zum Schlusse wird die badische Regierung aufgefordert, Mittel zu suchen, um solche Vorkommnisse zu verhindern und ihr durch eine Nachschrift mitgetheilt, daß bereits eine ähnliche Anzeige des Konstanzer Bürgermeisters an den Magistrat von Hussitin („eines unbedeutenden böhmischen Städtchens und zugleich

Digitized by Google

Johann Hus' Geburtsort") gelangt und von diesem an die oberste Landesbehörde eingesendet worden sei.

Man sieht, wie Hüetlin sich verrechnet hatte. In seinem hochherzigen Idealismus hatte er auf die Begeisterung dieser Böhmen für ihren großen Landsmann gerechnet, aber statt enthusiastischer Aufnahme fand sein Plan bei den gut dressirten k. k. Magistraten nur die Furcht vor der Metternich'schen Polizeituchtel; statt auf seine Ideen einzugehen, denuncirten sie ihn.

Freiherr von Reizenstein war ein zu aufgeklärter Mann, als daß er, nach Art vieler kleinstaatlichen Minister jener Zeit, sofort in den blinden Lärm hätte einstimmen können, den Metternich anhub. Er beruhigte zunächst den ängstlichen Diplomaten, stellte die Gesinnung der Konstanzer Bürgerschaft als eine besonnene, friedliche, revolutionären Umtrieben völlig fremde dar, versprach jedoch genaue Untersuchung des ganzen Vorfalls.

Diese wurde denn auch von der badischen Regierung alsbald eingeleitet, und der Minister des Innern L. Winter säumte nicht, dem Konstanzer Bürgermeister „zum voraus über sein in jeder Hinsicht unschickliches, unkluges, verordnungswidriges und überhaupt von keiner ruhigen Ueberlegung zeugendes Benehmen das diesseitige Mißfallen mit dem Anfügen zu erkennen zu geben, daß er sich nicht mehr beigehen zu lassen habe, derartige Einladungsschreiben an Personen in Böhmen oder sonstwo zu erlassen, widrigenfalls er zu gewärtigen habe, daß er zur Verantwortung und zur gebührenden Strafe werde gezogen werden, und daß er auf seine an Personen in Böhmen bereits gerichtete Schreiben keine Antwort, und wenn er diese Schreiben erneuern wollte, eine äußerst unangenehme zu erwarten habe."

Uebrigens war Winter weit entfernt davon, hinter dem

Digitized by Google

Denkmalsplan ebenfalls „staatsgefährliche Umtriebe“ zu wittern. Im Gegentheil legte er dem wackeren Hüetlin in den weiteren Mittheilungen, die nach Wien erlassen wurden, äußerst harmlose, wenngleich sehr praktische Motive unter. Er meint, es befänden sich in Konstanz einige Liebhaber von Alterthümern. Von diesen seien die Antiquitäten, welche auf den vorliegenden Gegenstand Bezug haben, gesammelt und in dem Saal, in welchem der Papst Johann XXIII. das bekannte Konstanzer Concil hielt, aufgestellt, so z. B. der Stuhl, auf welchem dieser Papst, und der, auf welchem der Kaiser Sigismund gesessen, und dergleichen mehr. Es sei nicht zu verkennen, daß alle diese Dinge einen historischen Werth haben, sie hätten aber für Konstanz auch ein materielles Interesse, weil dadurch Reisende, denen die Einsicht dieser in mancher Beziehung merkwürdigen Alterthümer gestattet sei, herbeigezogen würden, wodurch dieses Interesse befördert werde. Die Erhöhung dieses Interesses, insbesondere das Heranziehen noch mehr Reisender nach Konstanz, die daselbst Geld verzehren, dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach auch Veranlassung zu diesem Unternehmen gegeben haben. — Wir sehen, Hüetlin hatte mit seiner Idee eines Hussdenkmals entschiedenes Unglück. Ein Staatsmann erklärte sie für ein „staatsgefährliches“ Unternehmen, ein anderer für eine gewöhnliche Beutelschneiderei.

Ob dies übrigens wirklich die Ansicht Winter's war oder ob er damit nur, in richtiger Kenntniß des Mannes, mit dem er es zu thun hatte, die aufgeregte Phantasie des Fürsten-Staatskanzlers beruhigen wollte, mag hier unentschieden bleiben, wenn wir auch nicht verhehlen, daß wir uns mehr zu der letzten Erklärung hinneigen.

Die österreichische Regierung beruhigte sich mit dieser Erklärung und dem an Hüetlin ergehenden Befehle, „sich aller

Digitized by Google

weiteren Anregungen in Bezug auf dieſen Gegenſtand zu enthalten."

Seitdem aber ſind alle die Männer, die in dieſer Denkmalsfrage eine Rolle ſpielten: Metternich und Reizenſtein, Winter und Hüetlin längſt dahingegangen. Aber Hüetlin hat doch Recht behalten. Eine Viertelſtunde von Konſtanz entfernt, an der Stelle, auf der Hus verbrannt wurde, erhebt ſich heute zwar nicht ein großartiges Denkmal, zu dem England und Frankreich, Deutſchland und Böhmen beigeſteuert, aber doch ein Erinnerungszeichen an den Feuertod des Reformators, ein mächtiger Felsblock, ein Fündling, der, zum Schmerz der Ultramontanen, auf Koſten katholiſcher Konſtanzer, vor ein paar Jahren dorthin gewälzt wurde.

Digitized by Google

Johann Friedrich Böhmer.

In zwei Richtungen hat sich in unserem Jahrhundert in Deutschland die historische Wissenschaft bahnbrechend bewegt: in Forschung und Darstellung. Freilich auch vorher schon war auf beiden Gebieten manches Bedeutende und auch heute noch Rühmenswerthe geleistet worden. Es wäre schnöder Undank, die Verdienste der eifrigen Sammler und Herausgeber des sechszehnten, siebenzehnten, achtzehnten Jahrhunderts, der Freher, Urstisius, Mencken, Leibnitz, Oefele u. s. w. nicht anerkennen zu wollen; es wäre unbillig, der, wenn auch formlosen, so doch fleißigen und gewissenhaften geschichtlichen Darstellungen der Mascow, Schmidt, Häberlin zu vergessen. Aber jene Forschungen waren zum größten Theile ohne System unternommen und ohne Genauigkeit veröffentlicht, und diese Darstellungen waren von einer richtigen, methodischen Kritik eben so weit entfernt, wie von einer tieferen geistigen Durchdringung des behandelten Stoffes, davon ganz abgesehen, daß jene Aufgabe der Geschichtschreibung, die Resultate der gelehrten Bemühung der Forscher in ansprechender Form auch den Laien, dem großen lesenden Publicum zugänglich und genießbar zu machen, damals noch kaum angestrebt worden ist.

Digitized by Google

Erst die kolossalen Arbeiten der Gelehrten, die unter Georg Pertz' meisterhafter Leitung mit unermüdetem Fleiße, mit scharfer Kritik und peinlicher Genauigkeit die Herausgabe der Monumenta Germaniæ historica übernahmen, haben hierin für alle Zeiten und Völker Muster aufgestellt, und gleichzeitig hat auch die historische Darstellung einen gewaltigen Aufschwung genommen und sich in der Geschichte nicht nur dieser Wissenschaft, sondern auch der allgemeinen Literatur einen ehrenvollen Platz gewonnen.

Unter den Männern, welche ihre Lebenskraft der Erforschung der vaterländischen Geschichte gewidmet haben, wird immer eine der hervorragendsten Stellen einnehmen, unübertroffen an Fleiß und Aufopferung für die Sache, der er die ganze Energie seines Wesens zugewendet hatte, der Bibliothekar der freien Stadt Frankfurt Dr. Johann Friedrich Böhmer.

Noch unter der Herrschaft des altersschwachen heiligen römischen Reiches deutscher Nation ward er am 22. April 1795 in der Krönungsstadt der deutschen Kaiser, in Frankfurt geboren. Aus der Pfalz stammend und dort begütert, war sein Vater nach Frankfurt übergesiedelt und in die Dienste der freien Reichsstadt getreten, deren gesammtes Kanzleiwesen unter seiner Leitung stand. Als tüchtiger Jurist war er zudem von mehreren Reichsständen zum Vertrauensmann und Vertreter bestellt worden und erfreute sich eines weit ausgebreiteten Geschäftskreises, wohlbegründeten Ansehens, reicher Einkünfte. Der väterliche Wohlstand erlaubte dem begabten Sohne, nachdem er zu Heidelberg und Göttingen seine Studien vollendet und ihnen durch die Erwerbung des juristischen Doctortitels den äußeren Abschluß gegeben hatte, statt die Laufbahn der Kanzleistube betreten zu müssen, zur Erweiterung seiner Kenntnisse und seines Gesichtskreises das Land deutscher

Digitized by Google

Sehnsucht, Italien zu besuchen und dort mit jugendlicher Empfänglichkeit und Begeisterung die mächtigen Anregungen in sich aufzunehmen, welche gerade damals, da die neu erstehende deutsche Kunst auf den großen Resten der Antike und des Mittelalters eine glänzende Entwickelung begann, besonders reichlich in Rom, wo es ihm längere Zeit zu verweilen gegönnt war, nach allen Seiten hin ausströmten. Nach Deutschland zurückgekehrt, fand er, zum Mitadministrator der kurz vorher gegründeten Städel'schen Kunstanstalt gewählt, Gelegenheit, die dort empfangenen künstlerischen Anregungen zu verwerthen, und für seine wissenschaftliche Richtung eröffnete sich ihm nicht lange darauf durch die Theilnahme an den monumentalen Arbeiten der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ein Wirkungskreis der lohnendsten Thätigkeit. Durch den bekannten Rath Schlosser trat Böhmer mit dem Freiherren vom Stein in Beziehungen. Es sind die Worte erhalten, mit denen der unvergeßliche Urheber der großen nationalen Unternehmung einem befreundeten Manne von der zugesicherten Mitwirkung Böhmer's an der Herausgabe der Monumenta Nachricht gab. Am 11. März 1823 hatte Böhmer seine erste Unterredung mit Stein gehabt. Am 17. schrieb dieser an den nachmaligen Erzbischof von Köln, Freiherren von Spiegel: „Ich hoffe, wir machen einen hiesigen jungen Gelehrten Dr. Böhmer dazu (zur Mitwirkung) willig, der Liebe zur Wissenschaft mit vieler Bescheidenheit und äußerem Anstand verbindet und dem der Besitz eines eigenen bedeutenden Vermögens die nöthige Unabhängigkeit verschafft." Im August desselben Jahres sah Böhmer den wissenschaftlichen Leiter der großen Arbeiten, Georg Pertz, der eben damals aus Italien kam, wo er bereits für das Unternehmen thätig gewesen, zum ersten Male und besprach mit ihm den Plan des künftigen Werkes. Von da an blieb er dem Herausgeber der Monumenta

Digitized by Google

in unverbrüchlich treuer Gesinnung freundschaftlich verbunden. Für die Zwecke der Gesellschaft hat er keine Mühe gescheut. Im Februar 1824 übernahm er das Secretariat und damit die große Last einer weit verzweigten, zum Theil mit unangenehmen Formalitäten reichlich versetzten Correspondenz. Später trat er neben Pertz in das Directorium und war — um des Letzteren eigene Worte zu gebrauchen — „in Frankfurt der thätige Mittelpunkt des Unternehmens".

Wenn diese wissenschaftliche Thätigkeit sich durch seine äußeren Verhältnisse von Anfang an wesentlich gefördert sah, so trat als neuer, diesen Arbeiten günstiger Vorzug die Stellung hinzu, welche er seit dem Jahre 1830 als Vorstand der Frankfurter Stadtbibliothek bis zu seinem Tode einnahm. Der reiche Bücherschatz dieses Institutes unterstützte in der erfreulichsten Weise seine vielverzweigten Studien und das Amt selbst ließ ihm die Muße, fast in jedem Jahre größere oder kleinere Reisen zu wissenschaftlichen Zwecken zu unternehmen. Außer den zahlreichen Reisen in Deutschland sind vier italienische (1837, 1840, 1849—1850 außer jener früher erwähnten ersten von 1818), eine Reise nach Frankreich (1831), zwei mit Pertz gemeinschaftlich unternommene nach Belgien und Holland (1835) und nach Oesterreich (1843) als die wichtigsten zu verzeichnen. Auf diesen Reisen, auf denen er die großen Archive und Bibliotheken des Continents, die für die Geschichte des deutschen Mittelalters Material versprachen, sämmtlich, aber auch zahlreiche kleinere, oft verborgene und erst von ihm aufgefundene Sammlungen von Städten, Klöstern, Privaten, die bedeutenderen zu wiederholten Malen, besuchte, hat er den Stoff zusammengelesen und auf jeder neuen erweitert und vermehrt, aus dem sein bahnbrechendes Werk, die Regesta Imperii, hervorgegangen ist. Regesten werden nach mittelalterlichem, altrömischer Terminologie

Digitized by Google

entstammendem Kanzleigebrauche kurze Auszüge aus Urkunden nebst Angaben des Datums und des Ausstellungsortes, bei den älteren wohl auch noch der Zeugen, welche als Urkundspersonen erscheinen, genannt. Die Regesten, welche Böhmer veröffentlichte, waren Auszüge aus den Urkunden der deutschen Kaiser und Könige und einiger der bedeutendsten Reichsfürsten. Es ist klar, welche Fülle von Material (so weit die Urkunden schon gedruckt waren) in einer Anzahl von Folianten zerstreut, oder noch völlig unbekannt in den Archiven verborgen, auf diese Art zuerst zugänglich oder wenigstens in so übersichtlicher, vollständiger Zusammenstellung zuerst in umfassender Weise nutzbar gemacht wurde. Die politische und Cultur-, die Kirchen- und Rechtsgeschichte sah auf jeder Seite der Böhmer'schen Werke neue Fundgruben eröffnet, neue Beziehungen nachgewiesen, neue Forschungen angeregt. Jeder Stamm, jedes Land, jedes Bisthum, zahlreiche Stifte, Städte und Adelsgeschlechter fanden jetzt erst ihre Geschichte in den organischen Zusammenhang zur Reichsgeschichte gesetzt; über das Verhältniß der Centralgewalt zu der territorialen Landeshoheit, des Reiches zur Kirche, der Kaiser zum Auslande ward allenthalben reiches, zum großen Theile überraschendes Licht verbreitet. So konnte Böhmer mit Recht am Schlusse der Vorrede zum ersten Regestenbande, der die Urkunden der römischen Könige und Kaiser von Conrad I. bis Heinrich VII., 911 bis 1313, enthielt und zu Frankfurt 1831 erschien, von seiner Arbeit sagen: „Möge Niemand das scheinbar mechanische meiner Arbeit mißfallen. Es giebt eigentlich keine mechanischen Arbeiten; jede ist nur das, wozu der Arbeiter sie macht. Was kann es fördern, am Gebäude der Geschichte weiter zu bauen, wenn der Boden noch nicht untermauert ist? Weg mit solchem Danaidengeschäft und lieber hin zu grundlegenden Arbeiten! Sanctus amor patriæ dat animum." Und wohl

Digitized by Google

durfte er auch seinen Arbeiten diese Worte zur Begleitung mitgeben, welche der Freiherr vom Stein in hoher Gesinnung den Monumenta Germaniæ historica als Motto auf die Stirne gesetzt hatte. Denn auch ihn beseelte bei seinen Arbeiten nicht nur wissenschaftliches Streben, sondern auch echt patriotische Gesinnung. „Wenn es wahr ist," sagt er einmal, „daß das Selbstbewußtsein der Nationen in ihrer Geschichte ruht, und wenn Niemand seiner selbst vergessen, sondern vielmehr sich kennen soll, so werden Zeit und Kraft hier nicht vergeudet sein, diene das aus den Urquellen hervortretende treue Bild dessen, was unser Vaterland gewesen ist, nun zur Belehrung oder — nur zum Andenken." Und diesen Gesichtspunkt, von dem aus er an seine Arbeiten heranging und sie für die Gesammtheit der Mit- und Nachlebenden nutzbar zu machen suchte, deutet er auch in dem schönen Sonett Rückert's, dessen Freundschaft er in Rom gewonnen, an, das er jenem ersten Regestenbande als Motto mit auf den Weg gab. Da heißt es von dem deutschen Volke:

„Was irgend noch von alter Geisteshabe,
Die du gewannst durch mehr als ein Jahrhundert,
Sich finden mag, zusammen wird's gelesen

Und aufgespeichert, daß, wenn einst im Grabe
Du selber ruhst, die Folgezeit verwundert
Erkenne d'raus, wie reich du bist gewesen."

So war denn nun in der That ein Grund gelegt, auf dem nach vielen Seiten hin stattliche Bauwerke entstehen konnten und entstanden. Nicht die geringsten durch den Fleiß eben desjenigen, der den ersten Grund gelegt. Denn er hat nach dieser Arbeit, die so viele neue Bahnen aufthat, sich nicht begnügt, nur einen Pfad einzuschlagen und auf diesem allein weiter zu schreiten, sondern so viele er eröffnet, auf so vielen ist er selbst rüstig vorwärts geschritten. Nicht in

Digitized by Google

dem Sinne, daß er das gesammelte Material mit bildender Hand zu einem nach Inhalt und Form vollendeten Ganzen gestaltet hätte. Er hat die geschichtliche Literatur mit keinem darstellenden Werke bereichert. Aber er hat fortgefahren, das Werk, das er begonnen, nach allen Seiten hin weiter zu führen. Schon zwei Jahre nach dem Erscheinen des ersten Regestenbandes (1833) konnte er die Regesten sämmtlicher Karolinger herausgeben, Ergänzungen seiner ersten Edition und die Bearbeitung einer weiteren Periode versprechen. Schon konnte er melden, daß seine Anregung von praktischem Erfolge gewesen, daß die Kaiserurkunden vom Jahre 1400 an, die in officieller Sammlung als „Reichsregistratur- und Gedenkbücher" in Wien erhalten sind, an dem Chorherren des österreichischen Stifts St. Florian, Chmel, einen der Aufgabe gewachsenen Bearbeiter gefunden hätten. Und diese Nachfolge blieb nicht vereinzelt. Die seither in großer Zahl erschienenen Sammlungen von Regesten einzelner Länder und Städte, Bisthümer und Stifte, wie sie von Archiven, historischen Vereinen und einzelnen Gelehrten ausgegangen sind, haben sich alle an das Muster gehalten, das die Editionen Böhmer's gaben. Von solchem Erfolge waren die Mahnungen gekrönt, die er fast in jeder der Vorreden zu einem neuen Regestenbande an Alle ergehen ließ, welchen die Pflege der vaterländischen Geschichte am Herzen liege. Am meisten Hoffnung hatte er in seinem hohen Sinne auf die Nachfahren jener wissenschaftlich wirkenden Klostergeistlichen Oesterreichs gesetzt, aus deren Mitte einst die trefflichen Brüder Pez, der hochverdiente Bessel hervorgegangen waren. Von hier aus erwartete er eine gerade diesen Kreisen nahe liegende Aufgabe ergriffen und erfüllt zu sehen, die er mit Recht für eine der höchsten, verdienstlichsten hielt. Wie von ihm die Regesten der Kaiser und Könige, sollten von jenen die der Päpste

Digitized by Google

gesammelt werden. Was aber dort nicht geschah, vollbrachte, wenigstens bis zum Jahre 1198 herab, ein jüdischer Gelehrter, Ph. Jaffé, dessen kolossaler Arbeitskraft die gelehrte Welt das „Riesenwerk" (wie es Wattenbach nennt) der Regesta Pontificum Romanorum verdankt. Die Fortsetzung des Jaffé'schen Werkes durch A. Potthast hat Böhmer nicht mehr erlebt.

Als Böhmer's erste Regestenbände, eine der bedeutendsten Vorarbeiten für das in den Monumenta noch zu edirende Registrum Imperii, erschienen, war der Begründer des großen nationalen Werkes, der Freiherr vom Stein, bereits gestorben. Nur noch auf den ersten Bogen der Kaiserregesten „hat sein Auge wohlgefällig geruht". Von dem ersten Tage seiner Bekanntschaft mit Böhmer an hat er eine regelmäßige Correspondenz mit ihm geführt, für seine Arbeit stets das lebhafteste Interesse gezeigt, für seine Persönlichkeit das höchste Wohlwollen bewiesen (in einem Brief an Pertz nennt er ihn einmal „den guten, fleißigen, treuen Dr. Böhmer") und seine Unternehmungen durch seine weitverzweigten und vielvermögenden Verbindungen unterstützt. So auch jenes bedeutende Werk, das zunächst den zwei ersten Regestenbänden folgte und ein eben so lebhaftes Zeugniß seines regen Bürgersinnes, seiner treuen Gesinnung gegen die Vaterstadt, als neuerdings seines unermüdeten Fleißes ist. 1836 erschien der Codex diplomaticus Mœnofrancofurtanus, die Sammlung der vollständig abgedruckten Urkunden der Reichsstadt Frankfurt bis zum Jahre 1400 herab, nicht weniger als 1026 Nummern. In ihm sind alle dem Herausgeber erreichbaren Frankfurter Urkunden bis zum Jahre 1300, von da an, da die Masse der noch vorhandenen sich unverhältnißmäßig vermehrt, die bedeutenderen, die etwa das Verhältniß zum Kaiser, das Schicksal des Reichsgutes, Landfrieden, Städtebünde, Ver-

Digitized by Google

faſſungsfragen, Zunftweſen und dergleichen betrafen, mitgetheilt. Ein zweiter Band ſollte eine Auswahl von Urkunden des funfzehnten Jahrhunderts und chronologiſche Regeſten aller gedruckten Frankfurter Urkunden nebſt erläuternden Bemerkungen zu den Stücken des erſten Bandes enthalten. Er iſt leider nicht erſchienen, obwohl kaum ein Zweifel beſteht, daß Böhmer die Materialien dazu vollſtändig geſammelt habe.

Nur drei Jahre ſpäter, als das Frankfurter Urkundenbuch (1839), erſchien wieder ein neuer Regeſtenband, die Urkunden Kaiſer Ludwigs des Baiern und ſeiner Zeit 1314 bis 1347. Er bot ſchon einen mannichfaltigeren Anblick dar als jene früheren. Die Bewegung der Zeit ſelbſt ſpiegelte ſich auch in dieſem, man möchte ſagen muſiviſchen Bilde ab, in dem man ſie hier überliefert ſah. Der Zwiſt der beiden im Unfrieden der Fürſten erwählten Könige, die Parteiſtellung im Reiche, die Erhebung des luxemburgiſchen Böhmenkönigs, die Kräftigung, welche, auf Koſten der immer mehr beſchränkten Centralgewalt, der Landeshoheit der einzelnen Fürſten erwuchs, die von der franzöſiſchen Politik inſpirirten Eingriffe der Avignoner Päpſte in die Rechte des Reiches, das Bündniß Ludwigs mit England, die Verhandlungen mit Frankreich, die verfehlten Verſuche, was der kaiſerlichen Macht in Deutſchland abging, in Italien zu erſetzen — das alles tritt mit jener Unmittelbarkeit, wie ſie den urkundlichen Ueberlieferungen eigen iſt, an uns heran. Ihm iſt eine Ueberſicht der bedeutendſten Schriftſteller des vierzehnten Jahrhunderts in kurzen, zutreffenden Charakteriſtiken vorangeſchickt und damit ſchon für die noch folgenden Bände das Verfahren angedeutet und eingeleitet, in die lange Reihe der Urkundenauszüge auch Stellen aus den gleichzeitigen Chroniſten und kurze Bemerkungen über wichtige Ereigniſſe

Digitized by Google

der Zeit einzuflechten. Die Regeſten Ludwigs wurden noch vermehrt und erweitert durch zwei Ergänzungshefte, die in den Jahren 1841 und 1846 erſchienen. Ein drittes iſt zwei Jahre nach Böhmer's Tode (1865) durch Profeſſor Ficker in Innsbruck herausgegeben worden.

Es iſt bekannt, in welch abſprechender Weiſe Vorurtheil, Unwiſſenheit oder übler Wille nicht ſelten die Geſchichtſchreiber des deutſchen Mittelalters beurtheilt hat. Schlagwörter, wie ſie in dieſem Sinne wohl auch von bedeutenden Männern gebraucht worden ſind, von „dürftigen Chroniken, unwiſſenden Mönchen, elendem Latein" waren im Stande, den höchſten Unwillen Böhmer's hervorzurufen. In der Vorrede zu den Regeſten Ludwigs des Baiern beklagt er ſich ſehr heftig über die derben Worte, mit denen Schloſſer nach ſeiner Art, ungerecht genug, den braven Fürſtenfelder Mönch ſchmäht, der in treuer Anhänglichkeit an ſeinen Landesfürſten die Geſchichte Ludwigs bis 1326 erzählt. Das beſte Mittel, ſolchen einſeitigen Urtheilen mit Erfolg entgegenzuarbeiten, war, die Bekanntſchaft des Publicums mit den alten Chroniſten in möglichſt ausgedehnter Weiſe zu vermitteln. Die Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde hatte dieſe Aufgabe vorlängſt in's Auge gefaßt und ihre Löſung durch die deutſchen Ueberſetzungen und die lateiniſchen Octavausgaben der bedeutendſten älteren Autoren angeſtrebt. Aber wie das koloſſale Werk der Monumenta naturgemäß nur langſam einen nach dem andern ſeiner ſtattlichen Reihe von Folianten aus dem überreichen Schatze der geſammelten Materialien hervorgehen laſſen kann, ſo wird es noch eine geraume Anzahl von Jahren währen, bis auch für die ſpäteren Zeiten des Mittelalters die Schriftſteller nach den beſten Handſchriften, kritiſch geſichtet, weitläufig commentirt, dem Freunde der vaterländiſchen Geſchichte vorliegen. So faßte Böhmer den Plan, aus jenen Jahr-

Digitized by Google

hunderten, an deren Quellen die Edition der Monumenta noch nicht herangekommen war, eine Reihe der wichtigsten Schriftsteller in neuen handlichen Ausgaben erscheinen zu lassen, zum großen Theil aus den Handschriften, manche, von denen nur alte, selten gewordene Drucke vorlagen, nach diesen neu abgedruckt. Er ist zwar hierbei nicht von jenen tief einschneidenden Principien philologischer und historischer Kritik ausgegangen, durch deren Durchführung sich die Monumenta auszeichnen, aber er hat doch mit Recht die Erwartung aussprechen dürfen, daß seine Ausgaben auch nach dem Erscheinen der betreffenden Autoren in den Monumenta noch brauchbar sein werden. Von den kleineren Aufzeichnungen freilich, Annalen und dergleichen, hat sich in den neuesten Bänden der Monumenta herausgestellt, daß Manches, mit der Gesammtheit des überlieferten Quellenmaterials zusammengehalten, in ein anderes Verhältniß zum Ganzen und zu verwandten Schriften tritt, daß andere Namen, als Böhmer sie wählte, correcter angewendet werden müssen, aber im Ganzen und Großen sind seine Ausgaben durch jene neueren keineswegs als antiquirt zu betrachten. Nicht nur dem Forscher und dem wissensdurstigen Geschichtsfreunde wollte Böhmer übrigens durch diese Editionen deutscher Geschichtsquellen — also, Fontes rerum Germanicarum hat er die drei Bände betitelt, die er als Beiträge zur Geschichte des vierzehnten, dreizehnten und zwölften Jahrhunderts in den Jahren 1843, 1845 und 1853 erscheinen ließ und denen, aus seinem Nachlaß von Professor Huber zu Innsbruck herausgegeben, 1868 ein vierter folgte — das Studium erleichtern, er hatte auch einen pädagogischen Zweck im Auge. Es sei erlaubt hier mit seinen eigenen Worten zu sprechen: „Man hat bei uns die Classiker der Griechen und Römer so oft, ja unzählbar oft aufgelegt, die uns doch viel weniger angehen, von denen ich

Digitized by Google

sagen möchte, was Hamlet von jenem Schauspieler sagt, der die alte Hecuba so rührend darstellte: what's Hecuba to him or he to Hecuba? Es war in Zeiten, in denen die Nation sich selbst verloren hatte. Wenn sie nun zum zweiten Mal schlaftrunken aufwacht und — spät genug — sich selbst wieder finden will, so werden auch die Classiker ihrer Geschichte willkommen sein, die nur erst ein Mal oder ein paar Mal, aber weder für den Handgebrauch, noch für den Privatbesitz gedruckt sind, zumal wenn noch ungedruckt gebliebenes damit verbunden wird. Denn hoc nunc est os ex ossibus nostris et caro de carne nostra, hier sind lebendige und wahrhaftige Zeugen der Geschichte unseres Vaterlandes. Möchte es mir gelingen, durch solche Handausgaben dem Selbstbewußtsein unseres Volkes, so weit dieses auf der Kenntniß der Vergangenheit ruht, einigen Vorschub zu leisten. Insbesondere wünsche ich, daß Lehrer der vaterländischen Geschichte sich hier auf eine bequeme Weise mit deren Quellen bekannt machen und ihre Schüler zu gleicher Bekanntschaft aufmuntern möchten. Ein wie viel lebendigeres Bild der Zeit läßt sich daraus schöpfen, als aus allen neueren Handbüchern!"

Das Verständniß dieser Quellenschriften war er bestrebt zu erleichtern durch die trefflichen Charakteristiken der einzelnen Stücke in den Vorreden seiner Ausgaben. Da findet sich manche feine, von dem tiefen Studium, auf dem seine Kenntnisse ruhten, zeugende Bemerkung, die Anderen Wege gewiesen hat, auf denen neue Resultate zu gewinnen seien. Und in diesen Vorreden hat er wohl auch den Beweis geführt, daß eine reiche Darstellungsgabe ihm zu Gebote stehe und die Kunst, in kurzen, knapp gedrängten Sätzen die Physiognomie eines großen Zeitraumes getreu, lebendig, plastisch zu schildern. Ich wüßte nicht, wie man besser, präciser und klarer die

Digitized by Google

Zustände des Reiches in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts schildern könnte, als er es in der Vorrede zum ersten Bande der Fontes auf wenigen Seiten gethan hat.

Solche Charakteristiken der Hauptschriftsteller sowie der behandelten Epoche und der in ihr hauptsächlich hervorragenden Persönlichkeiten hat er von nun an auch den noch erscheinenden Regestenbänden vorausgeschickt. 1844 traten die Regesten des Kaiserreichs von 1246 bis 1313 an das Licht, denen 1849 und 1857 zwei Ergänzungshefte folgten und 1849 die Regesten von 1198—1254, wie schon die Ueberschriften erweisen, theilweise Umarbeitungen der älteren Bände. Den letzteren sind die meisten Zuthaten beigegeben, in denen sich Böhmer's subjective Ansichten über die Reichsgeschichte jener Zeit ausspricht. Nach der Richtung, die er von Anfang an namentlich zu der Frage der Stellung von Kaiserthum und Papstthum eingenommen, konnte seine Beurtheilung des bedeutendsten Fürsten jener Zeit, Kaiser Friedrichs II. keine günstige sein. Aber die Urkunden selbst in ihrer idealen Objectivität neutralisiren doch die Wirkung seiner oft ungerechten Aussprüche. Wenn er selbst dem bekannten Buche Höfler's beipflichtet, so ist doch von keiner Seite zur Verurtheilung dieser tendenziösen Arbeit mehr und besseres Material beigebracht worden, als gerade in den Regesten Böhmer's.

Kaiser Friedrich II. hat uns Deutschen nicht allein angehört. Nur zu sehr hat er mit seiner über alles Gewöhnliche hinausstrebenden Genialität sich für die Idee der Weltmonarchie begeistert. Daher finden sich in seinen Urkunden naturgemäß zahlreiche Beziehungen zu fast allen europäischen Reichen. Da ist es denn begreiflich, daß auch in die Bearbeitung seiner Geschichte die Deutschen sich mit Ausländern theilen. Ein gelehrter Franzose, Huillard-Bréholles, hat bekanntlich die Urkunden der Zeit Friedrichs II. gesammelt

Digitized by Google

und herausgegeben. Auch diese hochverdiente Arbeit verdankt Böhmer's Regesten die wesentlichste Anregung und erfolgreichste Förderung. „L'excellent livre publié par Mr. Böhmer," sagt er in den einleitenden Worten zum ersten Bande seiner Historia diplomatica Friderici II., „est le guide fidèle et presque toujours sûr, que nous avons dû suivre pour le classement des pièces qui portent avec elles leurs dates."

Niemand weniger als Böhmer hat nach äußeren Auszeichnungen Verlangen tragen können. Wenn es aber eine gab, die er mit freudiger Genugthuung begrüßte, so war es die ehrende Anerkennung, die ihm dadurch zu Theile ward, daß seine Kaiserregesten am 14. März 1856 in öffentlicher Sitzung der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen „ohne vorausgegangene Bewerbung und zur Ueberraschung des Verfassers" — wie er in der bald darauf veröffentlichten Vorrede zum zweiten Ergänzungshefte seiner Regesten von 1246—1313 sagt — mit einem der Wedekind'schen Geschichtspreise beehrt wurden. In dem Berichte, den Professor Waitz, als Director der Wedekind'schen Preisstiftung, der Gesellschaft zu erstatten hatte, motivirte er die Zuerkennung in schönen, Böhmer's Verdienste voll würdigenden Worten: „Wenn von den Monumenta Germaniæ historica, als dem Producte gemeinsamer Bestrebungen der Mitglieder und Mitarbeiter der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, namentlich in den späteren, während der letzten neun Jahre erschienenen Bänden, von Jaffé's Regesta Pontificum Romanorum, als einer Arbeit, die, bei aller Wichtigkeit für die deutsche Geschichte, nicht unmittelbar ihr angehört, abgesehen werden muß, so giebt es keine wissenschaftliche Leistung, welche Böhmer's Kaiserregesten den ersten Platz irgend streitig machen könnte: auch Jaffé hatte in ihnen ein Vorbild, ohne

Digitized by Google

das er schwerlich seine Arbeit so ausgeführt hätte. Es ist zu bekannt, welche Bedeutung jenes Werk für die deutsche Geschichtsforschung hat, als daß es nöthig wäre, sich hier ausführlich darüber auszulassen. Namentlich die zuletzt zum Theil in zweiter Bearbeitung publicirten Bände, in denen der Verfasser seinen Plan erweitert, einmal auch die Zeugnisse der Geschichtsschreiber in die chronologische Reihe der Urkunden und Briefe aufgenommen, sodann auch diejenigen Actenstücke, welche nicht von den Kaisern selbst ausgegangen sind, aber zur Erläuterung ihrer oder der Reichsgeschichte beitragen, berücksichtigt und in besondern Abtheilungen aufgeführt, auch viele bis dahin ungedruckte, durch seine eigenen Untersuchungen aufgefundene oder von andern Forschern mitgetheilte Stücke zur Kenntniß gebracht hat, sind von dem allergrößten Werth: wie sie gewissermaßen das feste Gerippe geben für den Bau der Reichsgeschichte im Ganzen, so enthalten sie zugleich eine Reihe feiner und sorgfältiger Ausführungen im Einzelnen. Mit ganz besonderer Liebe und Sorgfalt ist aber der zuletzt erschienene Band bearbeitet . . . . . Mit manchen Urtheilen, die der Verfasser nebenher oder in der Vorrede ausspricht, werden viele nicht einverstanden sein, werden meinen, daß dieselben am wenigsten in dies Werk gehören; aber sowohl der Reichthum des hier zuerst aufgeschlossenen Materials, wie die Fülle einzelner trefflicher Bemerkungen und Untersuchungen machen dasselbe zu einer der bedeutendsten Leistungen, deren sich die deutsche Geschichtsforschung seit lange zu erfreuen gehabt hat."

Aber nicht nur die deutsche Reichsgeschichte in den großen Zügen ihrer Entwickelung, sondern auch der Verlauf der Territorialgeschichten ist überall durch Böhmer's Arbeiten erläutert, die wissenschaftliche Durchforschung oft erst von ihm eröffnet worden. Für den baierischen Volksstamm und

Digitized by Google

dessen Geschichte hegte er eine besondere Vorliebe. „Mein persönlicher Beruf," sagte er selbst von sich, „mich mit baierischer Geschichte zu beschäftigen, soweit er nicht in wissenschaftlicher Weise durch meine Arbeit selbst begründet ist, lag darin, daß ich, der Rheinpfalz entstammend und dorten angesessen, dem Königreiche Baiern angehöre und daß bei öfter wiederholtem Besuche der Hauptstadt Land und Leute mir werth geworden sind." Diese Worte stehen in der Einleitung zu den 1854 erschienenen Wittelsbachischen Regesten, welche die Urkunden dieses Fürstenhauses von der Erwerbung des Herzogthums Baiern 1180 bis zu dessen erster Wiedervereinigung 1340 enthalten. Böhmer war der Letzte, fremdem Verdienste, selbst dem unbedeutendsten, seine Anerkennung zu versagen. „Ich vermag," schrieb er mir einmal, „die Namen Arroden's und Buchner's nicht anders als mit Achtung zu nennen. Beide und so auch Kölner und Lieb haben zu ihren Zeiten gethan, was sie zu thun wußten und vermochten. Wenn uns nun Mängel dabei erscheinen, so müssen wir uns doch hüten, durch deren Rüge diese Männer hinter andere zu stellen, die bei gleichem Berufe noch Geringeres oder gar nichts leisteten." So fiel denn auch sein Urtheil über die baierische Historiographie in der Einleitung zu den Wittelsbachischen Regesten aus. Er sprach mit Anerkennung von den Leistungen jener älteren Gelehrten, sah sich aber auch nicht veranlaßt, sein ungünstiges Urtheil über die unverständige und unzuverlässige Herausgabe der Regesta und Monumenta Boica und über das damals verwahrloste, nicht einmal durchweg vor Veruntreuung der eigenen Beamten geschützte Archivwesen Baierns zu unterdrücken. Dies hat man ihm in München sehr verübelt. Diese wohlgemeinte und sehr verdienstliche, wenn auch, da sie sehr rasch entstand, vielleicht am wenigsten vollendete Arbeit des berühmten Gelehrten und

Digitized by Google

besonders ihre Einleitung tragen ohne Zweifel Schuld, daß man ihn nicht, wovon eine Zeit lang die Rede war, als Vorstand der baierischen Archive berief. Eine schwere Unterlassung. Denn vielleicht nur ein Mann von der Autorität, der Erfahrung und dem Fleiße Böhmer's wäre im Stande gewesen, in das den Uneingeweihten geradezu unfaßbare Chaos der baierischen Reichs-, Staats- und Hausarchive Ordnung und System zu bringen.

Es erübrigt, noch von zweien Arbeiten Böhmer's zu sprechen, welche noch enger, als die bisher aufgeführten, mit seiner Thätigkeit für die Monumenta in Verbindung stehen. Einmal „Die Reichsgesetze von 900—1460, nachgewiesen von Johann Friedrich Böhmer," 1832 erschienen, eine Publication, welche den fünf Jahre später ausgegebenen vierten Band der Monumenta (den zweiten der Leges) wesentlich gefördert hat, und dann die „Acta Conradi I. Regis. Die Urkunden König Conrads I., 911—918," die ihr Erscheinen dem Formatstreit verdanken, der vorlängst zwischen Böhmer und Pertz ausgebrochen war. Böhmer war ein abgesagter Feind des Folioformates, das, nach dem Vorbilde der alten Publicationen, auch für die Monumenta gewählt worden war. Zum Theile dieser Abneigung verdanken auch die Fontes ihr Entstehen. Nun wollte er, nachdem, jedenfalls so lange Pertz lebte, für Scriptores und Leges jenes Format einmal nicht mehr zu ändern war, wenigstens die Kaiserurkunden, an deren Vorbereitungen für den Abdruck in den Monumenta er den hervorragendsten Antheil genommen, in dem handlicheren Lexicalformat veröffentlicht sehen, fand aber hier an Pertz' Widerspruch ein unübersteigliches Hinderniß. Hier nun wollte Böhmer zunächst eine Probe der von ihm vertretenen Manier der Edition ablegen, indem er jene Urkunden im Jahre 1859 herausgab und sie — wie es in der Vorrede heißt — „den

Digitized by Google

Freunden und Kennern des Gegenstandes, vor allen G. H. Pertz, zu geneigter Beurtheilung und Würdigung" vorlegte. In den Buchhandel kam diese Arbeit gar nicht, sondern wurde nur an befreundete Gelehrte als Geschenk vertheilt.

Dies ist Böhmer's letzte Edition gewesen. Am 22. December 1860 that er auf der Straße einen harten Fall und hatte dann eine schwere Krankheit durchzumachen, von der genesen er sich eine Zeit lang, vom Juni bis November 1861, wieder ziemlich wohl und im Stande fühlte, die ihm unentbehrliche wissenschaftliche Thätigkeit wieder aufzunehmen. Jedoch von einer abermaligen Erkrankung im Winter 1861—1862 blieb ein Schwächezustand zurück, der ihn völlig arbeitsunfähig machte und auch seine Auflösung langsam vorbereitete. Am 22. October 1863, als die Dämmerung hereinbrach, in der fünften Nachmittagsstunde, entschlief Böhmer. An dem schönen Herbstmorgen des 26. October wurde er von seinen Freunden zum Grabe geleitet, an dem Pfarrer Dr. Steitz zu seinem Gedächtnisse sprach. Als Lutheraner, wie er geboren worden und gelebt — das hielt der Redner für nöthig, den Gerüchten gegenüber, die ihn für einen Kryptokatholiken hatten ausgeben wollen, ausdrücklich zu erklären — war er gestorben.

Ein edler, seltener Mensch war mit ihm geschieden. Selten nicht nur in dem Sinne, daß er in dem Gange seines äußeren und inneren Lebens abwich von der Linie des Gewöhnlichen, daß er in manchem Zug einer scharf ausgeprägten Individualität als Original gelten mochte, als ein Typus alter, vergangener Zeiten inmitten einer jüngeren, anders gearteten Generation, sondern selten durch prächtige Eigenschaften des Geistes und Gemüthes, die in so reicher Erscheinung nicht häufig im Leben begegnen. Ein Mann, dem ein großes Vermögen gestattet, in unbeschränkter Unabhängigkeit zu

Digitized by Google

leben, wie und wo er will, der sich aber freiwillig in die, wenn auch nicht engen, doch immerhin festgezogenen Schranken eines öffentlichen Amtes fügt; ein reich begabtes Talent, von Natur aus fähig, nach vielen Seiten hin eine erfreuliche Thätigkeit zu üben, das sich aber von freien Stücken auf eine ganz bestimmte, mühsame und minutiöse Arbeitssparte concentrirt; ein Gelehrter, wohl im Stande, wie es einzelne Proben beweisen, sich durch geschichtliche Darstellung einen glänzenden, in den weitesten Kreisen gefeierten Namen zu machen, der sich aber bescheidet, seine ganze Arbeitskraft nur der Sammlung von Material, auf dem Andere weiter bauen mögen, zu widmen und die Ehre eines berühmten Namens nur in dem engeren Kreise der Fachgenossen zu genießen.

Sein Bildungsgang war vornehmlich durch zwei Momente beeinflußt: einmal durch die Romantik der Zeit, in der er äußere Eindrücke mit lebhafterer Gewalt auf sein jugendliches Gemüth mochte einwirken lassen, und dann — was ihm als eine Lebensaufgabe erschien — durch die bei jedem Schritte mit vollstem Bewußtsein vertretene Reaction gegen die flache, raisonnirende, einseitige Geschichtsanschauung, wie sie aus dem achtzehnten in unser Jahrhundert herübergekommen war. In demselben Jahre, in dem er mit Stein und Pertz jene für seine Zukunft entscheidende Verbindung eingegangen, war er auch mit Clemens Brentano bekannt geworden, und innige Freundschaft verband ihn mit dem Rath Schlosser, mit mehreren Mitgliedern der Familie Görres. Mit Männern der Richtung, die durch die eben genannten Namen wissenschaftlich und literarisch glänzend repräsentirt wird, hat er Zeitlebens mannichfache Berührungspunkt egehabt. Ueberhaupt hat er sich seine Freunde nicht unter den Anhängern modernen Wesens gesucht. Denn Studium und Neigung zog ihn zu der Vergangenheit. Vornehmlich

Digitized by Google

zu jener Vergangenheit, in der die deutsche Nation groß und mächtig dastand an der Spitze der christlichen Weltmonarchie. Er hat für die glänzende Erscheinung des deutschen Kaiserthums mit idealistischer Begeisterung geschwärmt. „Welche Blüthe, welcher Glanz," ruft er einmal aus, „würde unserer Geschichte entzogen mit der Idee des Kaiserthums!" Aber er hat darin geirrt, daß er, dessen warmer patriotischen Gesinnung, dessen gediegenem Wissen am wenigsten alle die trüben Erscheinungen entgehen konnten, die sich nur zu bald im Gefolge dieses Glanzes zeigten, diese aus äußerlichen, aus subjectiven Ursachen, aus der Persönlichkeit einzelner Kaiser zu erklären versuchte und sich der Einsicht in die von Anfang an tief wurzelnde Unwahrheit des Kaiserthumes und seiner Beziehungen zur Kirche einer-, zu den Bedürfnissen der Nation anderseits verschloß. Er hat für die „Herrlichkeit" der mittelalterlichen Kirche, für die civilisatorische, läuternde Mission der geistlichen Gewalt geschwärmt, aber darüber den vorwiegend politischen Charakter des Verhältnisses, in dem die Kirche, das Papstthum zu den Kaisern, den Staaten stand, übersehen. Wenn er hierin durchaus die Anschauungen der Romantiker theilte, so hat er doch nicht, wie jene, die Zustände des Mittelalters ausschließlich bewundert. „Nachdem die Zeiten des Mittelalters so lange verkannt worden sind," sagt er einmal, „hat man sie zuletzt nicht selten zu sehr erhoben. Wenn damals auf der einen Seite die Kräfte des Gemüths sich in wunderbarer Fülle und Tiefe entfalteten und unsterbliche Gebilde schufen, so ist auf der andern Seite doch auch eine reichliche Zuthat von Barbarei nicht zu verkennen." Darum ermahnte er, um solchen schiefen Urtheilen ein Ende zu machen, immer wieder von Neuem zum Studium der mittelalterlichen Geschichte aus den ersten Quellen.

Wenn Böhmer an die großen Entwickelungsprocesse der

Digitized by Google

Vergangenheit, trotz der Fülle gelehrten Wissens und der Aufrichtigkeit ehrlichen Strebens, nicht unbefangen herantrat, so ist er den politischen Bewegungen der Gegenwart noch viel weniger gerecht geworden. Es ist über das deutsche Parlament von 1848—1849 vielleicht nie etwas Ungerechteres geschrieben worden, als die Parabase, mit der Böhmer, ohne äußeren Anlaß, die Einleitung seiner Staufischen Regesten schloß. Und die geradezu ungeschichtlichen Ausführungen über die schleswig-holsteinische Frage an derselben Stelle haben auch von denen, die sonst seine politischen Ansichten durchaus theilten, doch wohl nur die Wenigsten sich aneignen mögen.

Wenn die Früchte seiner erstaunlichen Arbeitskraft nach allen Seiten hin von mächtiger Wirkung waren, so hat er persönlich nur Wenigen ein engeres Anschließen gestattet. Schroff und derb in seinem äußeren Auftreten, mag er Manchen, der sich ihm nähern wollte, zurückgeschreckt haben. Und doch, welch reiches Gemüth barg diese rauhere Hülle! Die Wenigen, denen es gegönnt war, ihm näher zu kommen, wissen zu erzählen, was für ein treuer, zuverlässiger Freund er trotz vielfacher Sonderlichkeiten, unter denen wohl gelegentlich auch die ihm zunächst Stehenden leiden mußten, gewesen ist. Und wie viele werden jetzt, da sie wohl das Verbot überschreiten dürfen, das der Lebende streng eingeschärft, von der segenbringenden Art reden können, mit der er die Fülle seines Reichthums zu verwenden wußte. Nicht nur in dem landläufigen Wohlthun der Reichen, blos zur Linderung von Noth und Elend, sondern auch — und dies verdient, selten wie es besonders in Deutschland ist, ausdrücklicher Erwähnung — zur Förderung solcher seinem Fache nahe stehenden Arbeiten, welchen die Ungunst des literarischen Marktes nur spärlichen Absatz versprach. Es giebt manches verdienstliche Buch, von dem nur Wenige wissen, daß sein Erscheinen oder

Digitized by Google

seine Fortführung einzig und allein der Munificenz des gelehrten Frankfurter Bibliothekars zu verdanken ist, der durch die Bestimmungen seines Testamentes auch dafür Sorge trug, daß ein beträchtlicher Theil seines nachgelassenen Vermögens für die Herausgabe wissenschaftlicher Werke verwendet werde.

Das Glück eines traulichen Familienkreises ist Böhmer nie zu Theil geworden. Hart gegen sich selbst, einsam und zurückgezogen hat er in den weitläufigen Räumen seines alten Hauses am Hirschgraben, nahe dem Geburtshause seines größten Landsmannes, seine Tage verlebt. Von den lauten Freuden der großen Welt hat er nichts genießen mögen, aber auch der stilleren, vertrauten Geselligkeit im engsten Kreise gleichgesinnter Männer hat er nur wenige wöchentliche Stunden der kostbaren Zeit geopfert. Seine ganze Kraft, die gewaltige Energie seines Fleißes, die ausdauernde Spannkraft seiner geistigen Begabung hat er einzig und allein der Wissenschaft gewidmet. So lange es in Deutschland Männer giebt, denen die Pflege der historischen Wissenschaft als heilige Aufgabe am Herzen liegt, wird darum das Andenken Johann Friedrich Böhmer's hochgefeiert, unvergessen fortleben.

Digitized by Google

König Maximilian II. von Baiern[1]).

Selten noch mag ein Fürst so in dem vollen und frischen Glanze der Popularität vom Tode ereilt worden sein, als König Maximilian II. von Baiern. Zu der dynastischen Gesinnung, in der das baierische Volk von jeher auf das engste mit seinen Regenten verbunden war, zu der Hochachtung und Verehrung gegen einen persönlich höchst achtbaren Fürsten kam in den letzten Monaten der Regierung Maximilians II. noch die freudige Zustimmung, welche die Haltung des Monarchen in der schleswig-holsteinischen Frage in der ganzen Bevölkerung Baierns fand, eine Haltung, die, so wenig thatkräftig und fruchtbringend sie auch war, doch gegenüber der Meinung, die man in Baiern, wie in Süddeutschland überhaupt von der Politik Oesterreichs und Preußens gefaßt hatte, zum mindesten für ehrlich, vielleicht sogar für national galt. Der plötzliche Eintritt seines Todes endlich war allenthalben im Lande von so erschütternder Wirkung, daß auch denen, die sonst wohl geneigt waren, den

[1]) Geschrieben im März 1864.

Digitized by Google

Maßstab einer besonnenen Kritik an die Handlungen des Königs zu legen, die Stimmung fehlte, in einem Separatvotum ihr Urtheil von dem der überwiegenden Mehrheit des Volkes zu trennen. So fand, wer etwa um die Mitte März 1864 durch Baiern reiste, die öffentliche Meinung überall und fast ungetheilt dem Andenken des Königs günstig. Die Klagen über seine vielen Reisen außer Landes, den Mißbrauch der Cabinetsregierung, die lähmende Unentschlossenheit, die man sonst so oft gehört hatte, — alle waren verstummt, und wie keines der ultramontanen und urbajuwarisch gesinnten Blätter daran dachte, die während früherer Jahre unausgesetzt erhobenen Beschuldigungen über die Berufung fremder, protestantischer Gelehrten in den Rückblicken auf die Regierung des Königs auch nur zu erwähnen, so schwiegen auch die paar baierischen Organe der liberalen Partei und hielten in ihrer Beurtheilung des Verstorbenen die Beschwerden zurück, die sie so oft gegen den Lebenden in's Feld geführt hatten, ja als etwa fünf oder sechs Tage nach des Königs Tode ein Leitartikel der „Süddeutschen Zeitung" in der gemäßigtesten Sprache, aber ohne jene zarte Rücksicht ein wirkliches Urtheil über Max II. aussprach, fühlte man sich selbst in liberalen Kreisen unangenehm berührt. Unter solchen Umständen ist es nicht leicht, dem verstorbenen Könige gerecht zu werden. Man wird gut thun bei der Beurtheilung dieses Regenten nicht das ideale Bild eines Musterfürsten neben ihn zu halten, sondern ihn mit anderen Fürsten, zunächst mit seinem Vorgänger zu vergleichen. Bei einer solchen Vergleichung kann Maximilian II. nur gewinnen. Gegen die Regierung Ludwigs I. gehalten, darf die seinige in der That eine Musterregierung genannt werden. Etwas spät sah König Ludwig ein, daß es ihm unmöglich sei constitutionell zu regieren, und nachdem er früher mit Emphase erklärt hatte, er möchte kein absoluter

Digitized by Google

Herrscher sein, blieb ihm keine andere Wahl als abzudanken. Der neue König hatte als Kronprinz mehr als einmal entschieden auf Seite der Opposition gestanden. Namentlich so abgeschmackten Forderungen seines Vaters, wie die jetzt fast vergessene, die doch einst so lebhafte Stürme hervorrief, über die Kniebeugung der Protestanten bei kirchlichen Aufzügen der Katholiken hatte der Kronprinz in der ersten Kammer und im Residenzschlosse rücksichtslos opponirt; seinem ganzen Wesen widerstrebten die klerikalen Tendenzen, durch welche sich sein Vater so lange und so entschieden leiten ließ. Nicht umsonst hatte er seine Studien in Göttingen und in Berlin gemacht, das Wesen des Ultramontanismus war seiner fein angelegten Natur ebenso antipathisch als das specifische Baiernthum mit seiner plumpen Aufdringlichkeit. Darum verlebte er, fern von den Hofkreisen der Hauptstadt, wo man ihn nicht verstand, in der glücklichsten Zurückgezogenheit auf Hohenschwangau eine Reihe von Jahren, ganz den Anregungen seiner Studien hingegeben und der geistreichen Unterhaltung mit bedeutenden Männern, die er um sich zu versammeln wußte, denen er, auch wenn sie nicht mehr bei ihm verweilten, in eingehender Correspondenz nahe und eng verbunden blieb.

Aus dieser Muße rief ihn das Jahr 1848 auf den Thron. Aber er war nicht ganz der Mann für diese stürmischen Zeiten. Es gelang ihm wenigstens nicht, sein Land durch energische und umsichtige Maßregeln nach Innen und Außen gekräftigt durch jene Krisis hindurchzuführen. Die Reaction der fünfziger Jahre war recht eigentlich nach dem Herzen dieses Fürsten, der von Natur keineswegs liberal war, und wie in manchem andern Lande würde diese Reaction, zu deren Durchführung der Freiherr von der Pfordten ein überaus geschicktes Werkzeug war, in Baiern noch heute dauern, wenn nicht die Opposition der zweiten Kammer so fest, ent-

Digitized by Google

schieden und unermüdet gegen sie gekämpft hätte und wenn nicht diesem parlamentarischen Kampfe die drohenden Aussichten des Jahres 1859 zur Hilfe gekommen wären. Man kann nicht sagen, daß der König mit allen Maßregeln des reactionären Ministeriums sympathisirt hätte, namentlich die Gewaltthätigkeiten des Heißspornes in diesem Cabinete, des Grafen Reigersberg, waren oft seinem milden Sinne zuwider. Aber dieses Ministerium schützte oder gab vor das zu schützen, was der König unter dem Namen der „Kronrechte" für ein unantastbares Heiligthum der königlichen Würde hielt. So dehnbar aber war dieser Begriff der „Kronrechte", daß gar manche Maßregel dem Könige plausibel gemacht werden konnte, wenn ein so gewandter Staatsmann, wie der Freiherr von der Pfordten, sie unter diesen Gesichtspunkt zu stellen wußte. Man hat dem Könige „Hang zum Absolutismus" vorgeworfen. Der Vorwurf mag vielleicht berechtigt sein, aber um absolutistisch regieren zu können, fehlte Max II. vor allem die Energie und die Zähigkeit des Widerstandes gegen populäre Forderungen. Man möchte sagen, er war zu schwach, um ein Absolutist aus Ueberzeugung, zu nobel, um es gegen seine Ueberzeugung zu sein. Und dem nicht ermüdenden Kampfe und Andringen einer entschiedenen, sich ihres Rechtes bewußten Opposition war er schlechterdings nicht gewachsen. Wer in solchen Conflicten am längsten ausdauert, darf des Sieges gewiß sein; jeder, der Maximilian II. kannte, mochte voraussehen, daß er nicht der Mann dazu war, durch Ausdauer zu überwinden. Er ermüdete rasch und vermochte vor allem die Manifestation der Zuneigung des Volkes nicht zu entbehren; sich geliebt, sich anerkannt zu sehen, war ihm Bedürfniß. Es war nicht eine Phrase, wenn er schrieb, daß er Friede haben wolle mit seinem Volke: der Friede mit seinem Volke war eine Bedingung der Zufriedenheit und Ruhe seines Lebens.

Digitized by Google

Ihm fehlte jene dämonische Kraft, die sich mit dem oderint dum metuant über die Reize der Popularität erhaben fühlt, und jene Beschränktheit, welche in dem Glauben an eine göttliche Mission Ersatz für die Liebe eines Volkes findet.

Seit dem Jahre 1859 kann sich Baiern rühmen, auf dem Gebiete legislatorischer Thätigkeit sehr Bedeutendes geschaffen zu haben. Der gute ehrliche Wille der Minister von Mulzer und Neumayr sah da keine Hindernisse einer Vereinigung mit den Wünschen der Gesetzgebungsausschüsse, wo ihrer Vorgänger böser Wille solche geschaffen hatte, und die parlamentarische Opposition ihrerseits gab diesen Männern in manchem Punkte nach, den sie gegen jene mit äußerster Heftigkeit aufrecht erhalten hatte. Aber auch das Zustandekommen dieser Gesetze: der Trennung der Justiz und der Verwaltung, des Strafprocesses, des Notariats hat seine geheime Geschichte; auch auf diesem Gebiete mußte dieses und jenes Zugeständniß, dessen Verweigerung die ganze Gesetzgebungsarbeit illusorisch gemacht hätte, noch im letzten Augenblicke dem Könige abgerungen werden; nur daß jetzt nicht mehr eine Opposition der Kammern gegen den König anzukämpfen hatte, sondern daß dieser Kampf den Ministern selbst nicht erspart blieb, denen jetzt, wie früher der Opposition, die Fiction der „Kronrechte" entgegengehalten wurde. Hauptsächlich aber galt es, die große Unentschlossenheit des Königs zu überwinden, welche, es wäre ungerecht dies zu verschweigen, aus den reinsten Motiven, aus einer übertriebenen, scrupulösen Gewissenhaftigkeit entsprang. Diese trieb den ängstlich Zweifelnden von einem Rathgeber zum anderen und verzögerte jeden Entschluß. Man weiß jetzt, besonders seit der Veröffentlichung des Sectionsbefundes, daß das körperliche Leben dieses Fürsten seit einer langen Reihe von Jahren ein fast unausgesetztes Leiden war. Dieser That-

Digitized by Google

sache gegenüber verstummt mancher Vorwurf, der früher gegen den König ausgesprochen wurde. Keiner schien gerechtfertigter, als der, daß er niemals mit den Ministern selbst arbeite, sondern ihre Vorträge nur schriftlich durch seinen Secretär entgegennehme und beantworte.

Es war ein Glück für Baiern, daß der Mann, der diese einflußreiche Stellung unter bescheidenem Titel einnahm, ein durchaus ehrenwerther Mann war; denn es ist kaum zu ermessen, welches Unheil eine solche Cabinetsregierung im Gefolge hätte haben können. Auch in dieser Frage ist man jetzt geneigt, den König durch seine leidende Gesundheit für entschuldigt zu halten, wie denn selbst der Münchener nun seine Entrüstung über die häufige Abwesenheit Maximilians II. aus seiner getreuen Hauptstadt bereut und begreift, daß es einem kranken Manne Bedürfniß war, die Winterstürme des tückischen Münchener Klimas mit den lauen Lüften des Südens zu vertauschen.

Maximilian II. hatte eine hohe Meinung von der Bedeutung des Staates, den die Wittelsbacher regieren. Die letzten trüben Tage seines Lebens mögen ihm auch hier manche lieb gewordene Illusion benommen haben. Zwar war ihm die Freude zu Theil geworden, als der Hort Deutschlands und Schleswig-Holsteins in und selbst außer Baiern gefeiert zu werden, aber die Einsicht, daß er und das Land, das er regierte, der Aufgabe nicht gewachsen sei, die erdrückend groß an ihn herantrat, mag ihn tief gebeugt, mag seinen Tod beschleunigt haben. Ein trotz alledem ehrendes Zeugniß. Denn man wird dem Könige die Anerkennung nicht versagen können, daß er ein Herz für Deutschland gehabt hat, daß er sich nicht, wie mancher andere von denen, die sich deutsche Fürsten nennen, den Ideen und Forderungen des nationalen Lebens völlig verschloß, daß, wenn auch die Kraft zur Aus-

Digitized by Google

führung mangelte und vielleicht die Einsicht, die zur Wahl besserer Mittel erforderlich war, der König doch von einem höheren, edleren Streben beseelt gewesen ist. Sicherlich wäre es nicht ganz gerecht, von ihm das Wort Stein's über Ludwig I. zu wiederholen, „daß seine deutsche Gesinnung an den blauweißen Grenzpfählen auch ihre Grenze gefunden habe."

Uebrigens darf man auch das nicht vergessen, daß die Anschauungen, welche die deutsche Politik des Königs Max bestimmten, durchweg mit den Gesinnungen eines sehr großen, wohl des größten Theils der Bevölkerung Baierns im vollsten Einklange standen. Denn es giebt kein Land unter den Staaten des deutschen Bundes, dessen Bewohner eifriger und zäher festhalten an ihrer staatlichen Selbständigkeit, als Baiern. Es wird großer, erschütternder Ereignisse bedürfen, bis dieses Land an der Durchführung der deutschen Einheitsidee einen thätigen Antheil nimmt.

Wenn König Max mit dieser politischen Anschauung an der Spitze seines Volkes stand, so hat er sich doch nie dazu verstanden, als ein Mittel, die staatliche Selbständigkeit Baierns aufrecht zu erhalten, auch jene Abschließung gegen alle die belebenden Einwirkungen des übrigen Deutschlands und seiner geistigen Bewegungen zu betrachten, welche, zumal in den alten Provinzen Baierns, so viele Anhänger und Vertheidiger zählt.

Als die Hauptaufgabe seines Lebens, welche er, wenn auch durch den Tod frühzeitig abgerufen, doch im Wesentlichen gelöst hat, sah er das Ziel vor sich, den Strömungen des geistigen Lebens Deutschlands in Baiern Eingang zu eröffnen, der deutschen Wissenschaft in seinem Lande eine glänzende Stätte zu bereiten. Wie kein deutscher Fürst mehr als König Ludwig die Kunst, so hat keiner mehr als sein Sohn die Wissenschaft gefördert. Aber wie weit verschieden von

Digitized by Google

einander sind die Bestrebungen der beiden Könige! Bei Ludwig I. rief die Liebhaberei des reichen und hochgebildeten Dilettanten eine stattliche Reihe bedeutender Kunstwerke, großentheils zur Zierde der Hauptstadt, alle im Zusammenhange mit der politischen, kirchlichen, ästhetischen Richtung des Erbauers und Förderers hervor. Von Maximilian II. hingegen durfte Döllinger mit Recht sagen: er habe die Wissenschaft nicht mit dem Auge des Gelehrten und nicht mit dem des Dilettanten, sondern mit dem Auge des Königs betrachtet. Keine specielle Liebhaberei fand Begünstigung, sondern die Gesammtheit der Wissenschaften galt dem Könige als ein untrennbares, unauflöslich zusammengehörendes Ganzes, und er erkannte, daß die Förderung der Wissenschaft in dem Sinne, in dem er sie sich vorgesetzt hatte, nur eine Pflege des ganzen Baumes menschlicher Erkenntniß, nicht eines einzelnen Zweiges sein dürfe. Darum hat er alle Wissenschaften mit gleichem Interesse in ihren Fortschritten verfolgt und gefördert, und wie königlich diese Unterstützung war, die er der Wissenschaft und ihren Vertretern zuwandte, das beweisen die Berichte der Münchener Akademie, der Commissionen, die zu bestimmten Zwecken niedergesetzt wurden, deren Arbeiten in so vielfacher Weise anregend, ergänzend, zum Theil sogar bahnbrechend geworden sind. Auf keinem Gebiete des menschlichen Wissens ist durch die Großmuth des Königs Max so viel geleistet worden, als auf dem der historischen Wissenschaft, und das große Publicum hat gerade diesen Theile der von dem König veranlaßten und unterstützten Arbeiten naturgemäß mit dem lebhaftesten Interesse aufgenommen. Aber auch bei diesen Arbeiten verpflichten nicht nur die großen Geldsummen, die der König anwies, Mit- und Nachwelt zum Danke, sondern mit besonderem Nachdrucke verdient die unausgesetzte rege Theilnahme, welche er persönlich den Bestrebungen

Digitized by Google

der durch ihn beschäftigten Gelehrten entgegentrug, hervorgehoben zu werden.

Wer diesem Fürsten jemals begegnet ist, der weiß von der Liebenswürdigkeit seines Wesens, von der Fülle seiner Kenntnisse, von dem aufrichtigen Streben nach weiterer geistigen Anregung und Fortbildung zu berichten. Darum war es auch nicht irgend ein äußerer Grund, der ihn bewog, eine Reihe bedeutender Männer, Gelehrte, Künstler, Dichter in seine Umgebung zu ziehen, nicht der oberflächliche Trieb nach Abwechslung und Unterhaltung, nicht leere Eitelkeit und Ruhmsucht, sondern die hohe Achtung vor wahrer Wissenschaft und denen, die sie pflegen, und das Bedürfniß, seinen Geist zu erfrischen und zu stärken in dem Umgange mit geistreichen, gelehrten Männern.

Der beschränkte Sinn des altbaierischen Schlages hat ihm gerade auf diesem Gebiete seines Strebens oft Schwierigkeiten und Hindernisse bereitet. Und nicht immer hat König Max die Kraft besessen, die Männer, denen er geistig so viel näher stand als dem murrenden Idiotenthum seiner getreuen Münchener, den Angriffen des profanum vulgus gegenüber zu stützen und zu halten. Dingelstedt, Dönniges, Sybel mußten der Wucht des bajuwarischen Grimmes als Opfer fallen; aber die Trennung von ihnen hat dem König eine schwere Ueberwindung gekostet, die ihm vielleicht seine Rathgeber erleichtert haben, indem sie politische Gegensätze, die unläugbar vorhanden waren, mit geschäftigem Eifer schärften.

Ein glückliches Familienleben ebenso wie die dem Fremden fast unglaubliche Einfachheit seines Hof- und Haushaltes ließ den König, namentlich bei seinem häufigen Aufenthalte in den schönen Thälern des baierischen Gebirges, sich einem schlichten Bürger gleich fühlen. Wenn diese Einfachheit dem Sinne des Königs und seiner Gemahlin, der Tochter des trefflichen

Digitized by Google

Prinzen Wilhelm von Preußen, schon an sich entsprach, so ermöglichte anderseits nur sie die Aufbringung der großen Summen, welche der König für die Wissenschaften bestimmte. Sein Verdienst erscheint nur um so größer und bedeutsamer, indem man sagen kann, daß seine Unterstützung der Wissenschaft nicht ohne persönliche Opfer, nicht ohne Entsagung möglich war.

Fassen wir alles zusammen, so lautet unser Urtheil über Max II.: er war kein großer, genialer, schöpferischer Geist, kein bedeutender Staatsmann, keine epochemachende Persönlichkeit. Aber er war ein König, dessen Gedächtniß Baiern als das eines ehrenwerthen, gewissenhaften Regenten, der stets das Gute anstrebte, Deutschland als das eines rechtlichen und bundestreuen Fürsten, wir alle als das eines eifrigen und hochverdienten Beförderers der Wissenschaft treu in Ehren halten werden in alle Zukunft.

Digitized by Google

Karl Mathy.

„Gott giebt nichts unmittelbar, er will immer, daß der Menſch durch eigene Kraft ſeinen Segen erringe.“ Dieſes Wort Wilhelms von Humboldt trat mir, als ich trauernd am Grabe Mathy's ſtand, lebendig vor die Seele, und es ſteht wieder vor mir, indem ich in den folgenden Zeilen ein Wort des Gedächtniſſes an dieſen trefflichen Mann niederlegen will.

Ihm hat nie, wie verwöhnten Günſtlingen des Glückes, das Geſchick ſeine guten Gaben wie reife Früchte in den Schooß geſchüttet. Was er war, verdankte er in einem Daſein voll Mühen und Anſtrengungen nur ſich ſelbſt, nur der eigenen Kraft. Aber damit fiel auch voller und reicher Segen auf ſein Leben, der Segen den die Arbeit ſpendet, der Segen eines ſtarken und reinen Selbſtbewußtſeins.

Karl Mathy wurde am 17. März 1807 in Mannheim geboren. In dieſer Stadt verlebte er ſeine Knabenjahre; das dortige Lyceum, an dem ſein Vater Mathematik lehrte, gab ihm die Grundlage einer ſoliden wiſſenſchaftlichen Bildung; in Heidelberg widmete er ſich ſeit 1824 dem Studium der

Digitized by Google

Cameralwissenschaften; schon in jungen Jahren ragte er über seine Altersgenossen hervor durch ungewöhnliche Anlagen und einen unermüdeten Fleiß. Eine Reise nach Frankreich, die er nach Ablauf seiner akademischen Studienzeit unternahm, erweiterte seinen Gesichtskreis und vermehrte seine Kenntnisse. Im Jahre 1829 eröffnete ihm die glänzend bestandene Staatsprüfung eine vielverheißende Laufbahn. Die Cameralisten hatten sich in Baden einer besseren Stellung zu erfreuen als in manchen anderen Ländern. Der Markgraf, spätere Großherzog Karl Friedrich, selbst mit Eifer und Erfolg volkswirthschaftlichen Studien ergeben, hatte eine hohe Meinung von der Bedeutung tüchtiger Cameralisten für das Staatswesen. In der Heranbildung und Bevorzugung derselben glaubte er ein Gegengewicht gegen die Allgewalt der Juristen schaffen zu können. Der schlechte Stand der badischen Finanzen am Ende der Rheinbundszeit, die Nothwendigkeit, das gesammte Finanzwesen neu zu gestalten, Ordnung und Klarheit in diesen Zweig des Staatshaushaltes zu bringen, wirkte auch fernerhin in der Richtung, daß vielleicht mehr als anderswo talentvolle und vielversprechende Jünglinge sich der cameralistischen Laufbahn zuwandten. Der Finanzminister Böckh war in den zwanziger Jahren gewissermaßen die Seele des Staates; er war zwar kein politischer Kopf, überhaupt kein Mann von Ideen, aber er besaß das große Talent der Sparsamkeit und des Zusammenhaltens, doppelt anerkennenswerth in einem Staate, in welchem zwei Jahrzehnte lang das Gegentheil Mode gewesen war.

Unter diesem Minister begann Mathy seine Laufbahn als Staatsdiener. Naturgemäß blieb seine bedeutende Begabung und Arbeitskraft nicht lange verborgen, bald galt er als einer der fähigsten und hoffnungsvollsten unter den jüngeren Beamten. Aber Mathy war nicht der Mann, sich lediglich auf

Digitized by Google

seine Berufsgeschäfte zu beschränken. Sein Interesse wandte sich, seit er zu denken und zu urtheilen im Stande war, der Gesammtheit des öffentlichen Lebens zu. Mit jugendlicher Begeisterung trat er unter die Kämpfer für eine freiheitliche Entwickelung der öffentlichen Zustände, und freudig begrüßten die Führer der liberalen Partei den talentvollen und opferfähigen Bundesgenossen. Was ihm seine amtliche Thätigkeit an Muße ließ, widmete er nun politischer Wirksamkeit, vorzugsweise in der Presse. Auf Anregung Rotteck's schrieb er Berichte über die badischen Kammerverhandlungen, auf denen damals — im Beginne der dreißiger Jahre — die Augen von ganz Deutschland ruhten, in die Allgemeine Zeitung; in dem „Zeitgeist", einem politischen Blatte, das unter seiner Leitung erschien, schwang er mit wuchtigem Arme scharfe Waffen des Ernstes und der Satire gegen die Feinde der liberalen Sache. Einige Jahre lang war es möglich, diese literarische Thätigkeit fortzusetzen, ohne mit den Gewalthabern des Staates in Conflict zu gerathen.

In Folge des Regierungswechsels des Jahres 1830 war in Baden eine Zeit lang auch die Regierung liberale Wege gewandelt und hatte sich, namentlich auf dem Gebiete der Preßgesetzgebung, in einen hartnäckigen Kampf mit den reactionären Mächten des Bundestages eingelassen. Aber bald siegte in den Regierungskreisen der drängende und drohende auswärtige Einfluß und die nur auf kurze Zeit zurückgehaltene, nun aber neuerdings auflebende Neigung des Hofes; man beugte sich, dem Scheine nach ungern, in Wahrheit recht willig, den Dictaten des Bundestags und der Wiener Conferenzen. Doch gelang es noch einige Zeit, besonders der Popularität Winter's im Volke und seinem Ansehen bei dem Großherzog, einen offenen Streit hinauszuschieben. Aber ein strengeres Regiment im Innern begann; an Mathy trat die

Digitized by Google

Frage heran: ob er auf seine publicistische Thätigkeit oder auf seine Aussichten im Staatsdienste verzichten wolle. Bei seiner entschiedenen schriftstellerischen Begabung, bei den Erfolgen, die seine Wirksamkeit in der Presse gehabt, und in der Voraussicht, daß über kurz oder lang seine Ueberzeugungen ihn doch wieder der Opposition zuführen müßten, hätte er es für einen Verrath an der Sache, der er diente, gehalten, sich selbst Stillschweigen aufzuerlegen. Nun schwand für ihn jegliche Aussicht, in dem Staatsdienste Badens eine Versorgung zu finden; bald vertrieben ihn die politischen Verhältnisse auch aus den Grenzen seines Heimathlandes. Er fand ein Asyl in der Schweiz — aber unter welchen Umständen!

Am Ostermontag des Jahres 1838 wurde er den Schülern zu Grenchen, im Canton Solothurn, als Lehrer vorgestellt. Das saure Brod des Dorfschulmeisters mußte er auf fremder Erde verdienen. Und doch, gerade diese Zeit hat Mathy späterhin als die glücklichste seines Lebens gepriesen[1]). Seine glückliche Begabung, das was er einmal ergriff ganz zu sein, half ihm über zahlreiche Hindernisse und Schwierigkeiten hinweg, welche ihm die Engherzigkeit seiner neuen Mitbürger und die Intoleranz ultramontaner Gegner bereiteten. Seine Rechnung auf den geraden, kräftigen Sinn dieser alemannischen Bevölkerung betrog ihn nicht. Als er nach zwei Jahren nach Deutschland zurückkehrte, begleitete ihn die Liebe und Anhänglichkeit dieses wackern Völkchens mit rührenden Beweisen der Trauer über seinen Wegzug.

In Baden bedurften seiner die Freunde. Der letzte Rest von Rücksicht und Milde war entschwunden, als nach dem Tode Winter's und dem Rücktritte des edlen Nebenius der Freiherr von Blittersdorff den entscheidenden Einfluß in der

[1]) Im zweiten Bande von Freytag's „Neuen Bildern aus dem Leben des deutschen Volkes".

Digitized by Google

Regierung gewann. Für die Kämpfe, welche nun begannen, war er wie keiner der richtige Mann. Sachkundig, unermüdet in seltener Arbeitskraft, beredt, unerschrocken — so war er bald einer der hervorragendsten unter den Führern, welche die Opposition gegen den verfassungsfeindlichen Minister kräftig in die Hand genommen hatten. Mit rücksichtsloser Offenheit trat er, seit ihn im Jahre 1842 die Stadt Konstanz zu ihrem Vertreter gewählt hatte, sowohl dem absolutistischen Blittersdorff, als dem bureaukratischen Ministerium gegenüber, welches nach Blittersdorff's Rücktritt ohne seine Energie, aber so ziemlich in der nämlichen Tendenz, die Geschäfte führte; namentlich das wahrhaft empörende Unwesen der Censur geißelte Mathy mit schonungsloser Entschiedenheit, auch jetzt der natürliche Vertreter der freien Presse, der er wie schon früher seine Kräfte widmete, indem er durch Herausgabe des Landtagsblattes die Verhandlungen der Kammer rasch und wahrheitsgetreu zum Gemeingut des Publicums machte, und durch seine Theilnahme an der Mannheimer Abendzeitung mit seinem Freunde Bassermann, an dessen Verlagsgeschäft er seit 1844 Antheil hatte, auch während der Pausen landständischer Thätigkeit in fortwährendem Verbande mit den politischen Männern des Landes blieb.

Hatte schon in den dreißiger Jahren die liberale Opposition ihre Aufmerksamkeit über die Landesgrenzen hinaus der Lage der deutschen Gesammtverhältnisse zugewandt, so war dies in noch höherem Maße in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre der Fall, und in dieser Frage stand Karl Mathy von Anfang an auf Seite derjenigen, welche in dem preußischen Staate den natürlichen Führer der deutschen Einigungsbewegung erblickten. Von der engherzigen Abneigung der Liberalen gegen die norddeutsche Großmacht, welche Rotteck und seine Gesinnungsgenossen selbst zu entschiedenen Gegnern des Zollvereins

Digitized by Google

machten, war Mathy geraume Zeit vor den entscheidenden Abstimmungen in der badischen Kammer zurückgekommen. Seinem klaren Blicke konnte der reiche wirthschaftliche Gewinn nicht verborgen bleiben, der — von der politischen Seite der Frage ganz abgesehen — für den Süden Deutschlands aus der Zolleinigung mit dem Norden erwachsen mußte.

So aufrichtig und ehrlich es Mathy mit den durch die Constitution gewährleisteten Rechten des Volkes meinte und so entschieden er Absolutismus und Bureaukratie in allen Formen ihres Auftretens bekämpfte, eben so sehr war er von der Nothwendigkeit einer festen und starken Ordnung in allen staatlichen Dingen durchdrungen. Feind aller Phrasen, fand er sich durch den Charakter, den die Bewegung von 1848 besonders in dem leicht erregten Volke des südwestdeutschen Grenzlandes bald annahm, widerlich berührt; Personen traten da in den Vordergrund, denen er weder Achtung noch Vertrauen schenken konnte, und eine Sorte von Agitation, deren einziges Ziel die Erhitzung der Massen war, machte sich immer mehr geltend, der gegenüber seine Gesinnungen als entschieden conservativ gelten konnten. Im badischen Seekreise war die Stimmung der Massen am heftigsten erregt; die Nachbarschaft der Schweiz hatte dort der Bewegung einen republikanischen Charakter aufgeprägt, welchen der Führer der öffentlichen Meinung dieser Gegend, der talentvolle Literat Josef Fickler, offen bekannte. Mit ihm war Mathy früher in mannichfacher Berührung gestanden; seinen Bemühungen verdankte er im Jahre 1842 den Sitz in der zweiten Kammer. Seit 1847 war jedes Verhältniß zwischen ihnen abgebrochen; damals hatte Mathy mit Bassermann und anderen Freunden in einer wichtigen, die sociale Frage behandelnden Debatte den Posten auf der äußersten Linken verlassen, und galt von da an den „Entschiedenen" bereits als „Verräther". In der

Digitized by Google

Zeit der Noth streckte die Regierung ihre Hand nach ihm aus; er wurde als Staatsrath in das Ministerium berufen. Was man von ihm zu erwarten hatte, bewies die Verhaftung Fickler's, die er persönlich auf dem Bahnhofe zu Karlsruhe vornahm, in dem Augenblicke da der Agitator sich anschickte, in den Seekreis zurückzukehren und dort die brennende Lunte an den lange aufgespeicherten Zündstoff zu legen. Diese That fiel wie ein Donnerschlag in die erregten Gemüther.

Hecker und Struve fühlten, daß die Zeit ihrer Umtriebe vorbei sei und zogen vor loszuschlagen; daß ihr Unternehmen ein wenig bedeutender Putsch blieb, nicht schon damals zu einer weitgreifenden Revolution wurde, war das Verdienst der energischen That Mathy's. Ueber sie tobten die Demokraten, die ruhigen Bürger segneten sie, so lange ihre Angst dauerte, als eine rettende Handlung. Nur in Deutschland konnte, kaum daß die Gefahr vorbei war, das Urtheil über dieses Auftreten Mathy's ein verdammendes sein; die liberalen Philister nicht allein, sondern auch höher stehende und weiterblickende Naturen sahen darin eine beispiellose Impietät oder eine unedele Rachsucht, und zahlreiche alte Freunde haben sich damals für immer von Mathy abgewandt. Er selbst handelte im vollen Gefühle der Pflicht gegen den Staat, dessen Ordnung und vielleicht Existenz er durch jenen Mann bedroht sah; dieser Pflicht gegenüber kannte er keine Rücksichten auf persönliche Beziehungen. In Mannheim bedrohte ihn, als er bald nach jenem Vorgang dorthin zurückkehrte, die fanatische Wuth einer durch radicale Hetzerei auf's höchste erregten, ohnehin zu lärmenden Excessen geneigten Bevölkerung. Als seine besorgten Freunde, von seiner Ankunft unterrichtet, ihn in seinem Hause aufsuchten, hörten sie, daß er im Rathhause sei, um offen der tobenden Menge entgegenzutreten. Da hat er sich auf dem Balcon in ruhigen Worten verant-

Digitized by Google

wortet, und keiner von denen, die unten gelärmt, wagte es, auf den eisernen Mann den Stein zu werfen, der schon in tausend Fäusten auf ihn gerichtet war. Das waren Fingerzeige, daß er, und er allein, der Mann war, Ordnung und Ruhe im Lande herzustellen und das Weitergreifen der Revolution zu verhindern; denn, wie er einerseits vor keiner Maßregel zurückschrak, die ihm zur Erreichung dieses Zieles nothwendig schien, so war er anderseits weit entfernt, durch diese wilden Ausschreitungen an der Nothwendigkeit einer freiheitlichen Entwickelung der öffentlichen Zustände irre zu werden. Ihm eine solche Stellung einzuräumen, wie sie zu dieser Wirksamkeit nöthig war, dazu ermannte sich aber das Ministerium Bekk-Nebenius nicht.

Diese Männer, brav und edel, aber schon in ruhigen Zeiten besser zu Gesetzgebern als zu Regenten geeignet, schwankten in diesen stürmischen Tagen hin und her; die Ernennung Mathy's, der Staatsrath hieß, aber keinen eigentlichen leitenden Antheil an den Geschäften hatte, war „nur ein Mittel der Agitation, ohne daß man dagegen als wirksames Gegengewicht seine wirksame Anwesenheit gehabt hätte," wie Häusser treffend sagt.

Während in Baden die Dinge ihren Weg gingen, nahm Mathy, von dem würtembergischen Wahlkreise Neuenbürg-Wildbad gewählt, seinen Sitz im Frankfurter Parlament ein; seine hervorragende Bedeutung veranlaßte später die Berufung als Unterstaatssecretär in das Reichsministerium der Finanzen. Als die Tage der Frankfurter Centralgewalt zu Ende gegangen, wählte ihn der preußische Wahlkreis Brieg-Oppeln in das Parlament nach Erfurt. Seine Thätigkeit in diesen Versammlungen und Aemtern war eine vielfach bedeutende; er gehörte zu denen, welche mit aller Entschiedenheit für die Führerschaft Preußens auftraten, und als auch dieser

Digitized by Google

Staat die Hoffnungen seiner treuesten Anhänger grausam enttäuschte, ließ er keinen Augenblick den Muth und die Zuversicht auf eine glückliche Zukunft des Vaterlandes sinken.

In seiner Heimath war indessen durch die preußischen Truppen Ruhe und Ordnung wiederhergestellt; mit ihr kehrte die fahnenflüchtige Bureaukratie allgewaltig auf den verlassenen Posten zurück. In ihren Reihen war für den alten Oppositionsmann kein Platz; sie haßte und fürchtete ihn vielleicht noch mehr als die radicale Partei. Ohne Ruhegehalt wurde er des Dienstes entlassen.

Von Neuem trat an den vielgeprüften Mann die Aufgabe heran, für sich und die Seinigen durch seine eigene Kraft zu sorgen. Rasch entschlossen trat er abermals in die Bassermann'sche Buchhandlung zu Mannheim ein, deren Comptoir er erst 1854 wieder verließ, um zuerst im Schaaffhausen'schen Bankvereine zu Köln, dann bei der Berliner Disconto-Gesellschaft thätig zu sein. Im Jahre 1858 siedelte er nach Gotha über, wo er einer der Gründer und der Director der Bank wurde; 1859 nach Leipzig, um eine bedeutende Stellung in der Direction der Allgemeinen deutschen Creditanstalt einzunehmen. Von da berief ihn 1863 das Vertrauen des Großherzogs Friedrich in sein Heimathland zurück. Im Jahre 1860 war in Baden ein neues Leben in die staatlichen Verhältnisse eingezogen. In der vielgenannten Proclamation vom 7. April hatte der Großherzog den Entschluß ausgesprochen, auf allen Gebieten des staatlichen Lebens den Grundsatz der Freiheit zur Geltung zu bringen. Hochbegabte, vom reinsten Willen erfüllte Männer hatte der Fürst in seinen Rath gerufen. Da durfte eine so hervorragende Kraft nicht länger dem Dienste der Heimath entzogen bleiben.

Zunächst übernahm Mathy die Direction der Hofdomänenkammer, im Januar 1864 das Präsidium des Handels-

Digitized by Google

miniſteriums. In dieſer Stellung war ſein Augenmerk beſonders den wichtigen Eiſenbahnbauten zugewendet, welche beſtimmt ſind, die Concurrenzfähigkeit der ſchon beſtehenden Bahnen zu erhöhen und die Segnungen des Verkehrs in bisher davon abgeſchiedene Gegenden zu tragen; ferner der Bankfrage, in welcher Unverſtand und übelangebrachte Empfindlichkeit ſeinen wohldurchdachten Abſichten, ſehr zum Nachtheile des Landes, hindernd in den Weg traten. In der deutſchen Frage der entſchiedenſte Vertreter des bundesſtaatlichen Programms, konnte er, als im Jahre 1866 Baden ſich der Politik Oeſterreichs und der Mittelſtaaten anſchloß, nicht länger im Rathe der Krone bleiben; doch machten die im Bau begriffenen Bahnen noch längere Zeit, nachdem die Regierung die von ihm gewünſchte Politik verlaſſen, ſein Verbleiben im Miniſterium nöthig, in welchem er in jenen aufgeregten Tagen noch in der Lage war, übereilte Handlungen zu verhindern, zu denen beſonders ſein College im auswärtigen Amt und nachher für kurze Zeit auch Nachfolger im Handelsminiſterium ſehr geneigt war.

Als die Nikolsburger Präliminarien bekannt wurden, war es naturgemäß, daß ſich die Blicke des Großherzogs zuerſt auf Mathy richteten, deſſen bewährten Patriotismus und energiſche Thatkraft er ſo hoch ſchätzte. Mathy folgte ſeinem Rufe, und übernahm den Vorſitz im Staatsminiſterium und die Miniſterien der Finanzen und des Handels. Die Verhältniſſe, unter denen das neue Miniſterium ſein Amt antrat, waren ſchwierig und verwickelt. Zunächſt galt es, einen feſten und energiſchen Willen, Vertrauen auf ſich ſelbſt und die Zukunft zu zeigen, nachdem die eigenartigen Zuſtände der letzten Monate ganz abnorme Vorgänge im Staatsleben aufgewieſen hatten. Der Name Mathy's war das beſte Programm für das, was nun zu geſchehen hatte; er bedeutete

Digitized by Google

entschiedenes und consequentes Festhalten an der deutsch-nationalen Politik, Ordnung, Klarheit und Disciplin im Innern, ein Regiment frei von den Velleitäten eines doctrinären Liberalismus und ohne eine Spur von Hinneigung zu den wohlfeilen, aber unzureichenden Mitteln der Bureaukratie. Arbeiten, den Blick fest auf das klar erfaßte Ziel gerichtet, das war von jeher Mathy's Art gewesen; die verläugnete er auch jetzt nicht. Der Krieg, so kurz er war, hatte dem Finanzwesen des Staates schwere Wunden geschlagen; sie mußten geheilt werden: unter verhältnißmäßig günstigen Bedingungen wurden Anlehen abgeschlossen; die nationale Politik erforderte bedeutende Opfer; sie wurden ermöglicht: eine Steuererhöhung, die das wohlhabende Land leicht ertragen konnte, vor der man bisher stets zurückgeschreckt war, weil in den Massen jede solche Maßregel unpopulär ist, wurde von den Kammern gefordert und genehmigt.

Die Vorarbeiten für den Landtag von 1867, der früher als sonst, schon im September, zusammentrat, waren sehr umfangreich und anstrengend, der Minister gönnte sich kaum eine Woche der Erholung zu einer kurzen Reise, dann begannen die Sitzungen der Kammern, die anstrengenden, oft aufregenden Debatten, die Verhandlungen in den Commissionen. Den erschöpften Mann warf um Weihnachten eine Erkältung auf's Krankenbett; schon glaubte man ihre Folgen gehoben, als eine Brustfellentzündung eintrat und in wenigen Tagen, ehe noch im Lande die Kunde der schweren Erkrankung recht verbreitet war, dem theuern Leben ein Ziel setzte. In der Nacht vom 3. auf den 4. Februar 1868 entschlief Mathy sanft und ruhig. An seinem Sterbebette trauerte seine tiefgebeugte Wittwe, Anna, geborene Stromeyer, mit der er sich im Jahre 1833 vermählt hatte, und die ihm unter den vielen Wechselfällen dieses bewegten Lebens in Freud' und Leid, in Glück

Digitized by Google

und Unglück, in den harten Kämpfen um die materiellen Bedingungen des Daseins und auf dem Gipfel der Ehren und Würden, die sein Heimathland zu vergeben hat, eine treue, liebende, aufopfernde Stütze gewesen war. Die vier Kinder, die sie ihm geboren, hatten sie begraben müssen, zwei davon in zarter Kindheit im Lauf einer Woche verloren, einen Sohn, einen hoffnungsvollen vielverheißenden Jüngling, im Alter von 22 Jahren. Nichts von allen harten Schlägen des Schicksals hatte ihm die Vorsehung geschenkt, als das eine, daß er wenigstens nicht am Sterbebette der Gattin hatte stehen müssen; dies bildete an seinem Sarge den Trost dieser seltenen, selbstlosen Frau.

Wie Mathy als Staatsmann durch eine unbeugsame Kraft des Willens hervorragte, so war auch im Privatleben diese Kraft und Entschiedenheit seine bedeutsamste Eigenschaft. Auf sich selbst zu stehen, das galt ihm als der schönste, der beneidenswertheste Ruhm des Mannes. Was er war und galt, verdankte er der eigenen Tüchtigkeit und Arbeit. Darum forderte er gleiche Gesinnung auch von denen, die er seiner Achtung werth halten sollte. Unselbständiges Anlehnen an Andere, feiges Zurückweichen vor Mühen und Anstrengungen, ein zaghaftes Vermeiden der Kämpfe des Lebens galt ihm für unmännlich. So war er streng in der Beurtheilung Anderer, streng in den Anforderungen, die er an Andere stellte, aber am strengsten und härtesten gegen sich selbst. Die Section hat ergeben, daß er im Leben viel physisch gelitten haben muß; niemand von seiner Umgebung hat davon je etwas bemerkt; auch die Leiden seiner Krankheit entrissen dem starken Manne keinen Klagelaut.

Mathy war eine durchaus harmonische Natur. Neben den anstrengendsten Berufsarbeiten fand er Zeit und Lust, fortwährend an seiner allgemeinen Ausbildung zu arbeiten. Er war

Digitized by Google

ein gründlicher Kenner der Literatur, ein feinfühlender Freund der schönen Künste. Mit derselben Ruhe, Klarheit und Gediegenheit, wie über ein wirthschaftliches Problem, sprach er im nächsten Augenblick über ein neues Erzeugniß der dramatischen Kunst, über einen bedeutenden Roman, über ein hervorragendes Gemälde. Sein persönlicher Umgang hatte für die ihm näher Stehenden einen unwiderstehlichen Reiz durch die Fülle des Wissens, die ihm zu Gebote stand, durch die Klarheit seiner Sprache und durch eine feine Ironie, die allen seinen Gesprächen ein kräftiges Korn attischen Salzes beimengte.

Sein Verlust wäre auch in den ruhigsten, normalsten Zeiten ein schwer zu ersetzender gewesen; sowie die Dinge zur Zeit seines Hinscheidens lagen, war er unersetzlich. In diesen vielbewegten Tagen mußte der Fürst dieses Landes und das badische Volk seine sichere, bewußte Führung schwer vermissen. Wir hätten ihm wohl gegönnt den Tag zu erleben, den er so oft ersehnt und mit unerschütterlicher Zuversicht vor Augen gehabt hat, an dem der Norden und der Süden Deutschlands wieder durch das engste Band vereinigt wurden, wir hätten ihm gegönnt den Ruhm zu erleben, daß er mit das Beste zu dieser Vereinigung beigetragen.

Mit Stolz sagen wir, indem wir auf dieses reiche Leben zurückblicken: er war unser! Und doch können wir uns eines Bedauerns darüber nicht erwehren, daß dieser bedeutenden Kraft nicht in größeren Verhältnissen Gelegenheit gegeben war, sich in ihrer ganzen Macht und Fülle zu entwickeln und zu bewähren. Indeß was er in dem kleineren Kreise, der ihm angewiesen war, gewirkt, er hat es stets gethan mit dem Bewußtsein, damit für das große Ganze zu arbeiten. Und so hat nicht nur Baden, es hat Deutschland an ihm einen Mann, einen ganzen Mann verloren.

Digitized by Google

Ludwig Häuffer.[1])

Wenn ich unter dem erschütternden Eindrucke, den die Trauerbotschaft von Häuffer's Tode, trotz seiner langen und hoffnungslosen Krankheit, überall hervorbringt, einige Worte über diesen unvergeßlichen Mann niederschreibe, so ist nicht die Absicht, sein vielseitiges Wirken als Schriftsteller und Gelehrter, als Lehrer und Politiker eingehend zu beleuchten oder gar zu beurtheilen. Vermöchte das schmerzliche Gefühl auch die richtige Stimmung dazu zu finden, es wäre nicht an der Zeit, dies schon jetzt zu thun. An Häuffer's Grabe trauert ein großer Theil des deutschen Volkes. In die Wehklagen, die dem so früh Dahingegangenen nachtönen, soll sich nicht Mißklang verfrühter Kritik, nicht rauher Streit der Meinungen mischen, sondern aus persönlichen Erinnerungen, die ihm sein Leben lang lieb und theuer sein werden, möchte einer der zahllosen Schüler Häuffer's eine Liebesgabe auf das kaum geschlossene Grab niederlegen.

[1]) Geschrieben am Tage seiner Beerdigung (19. März 1869).

Digitized by Google

Der Grundzug des Wesens, durch welchen Häuffer allen, die ihm nahten, so theuer wurde, war echte Humanität, frische und natürliche Auffassung des Lebens, unbedingt gewinnende Herzlichkeit. Der junge Student, der sein Arbeitszimmer betrat, nahm den Eindruck mit sich, daß dieser Mann weit mehr sei als ein berühmter Gelehrter und bewunderter Professor, daß er ein Mann sei, wie sich ihn die Jugend nicht lieber als Freund, Berather und Vorbild wünschen kann. Nichts war ihm ferner als das vornehme und kühle Wesen, das den deutschen Professor so oft kennzeichnet; ein Zug herzlichsten Wohlwollens lag um seinen Mund und blickte aus seinen Augen. Und aus der flüchtigen sympathischen Berührung ward sicher Bewunderung und Verehrung, wenn erst einige Stunden den Vorlesungen Häuffer's gewidmet worden waren. Mit echter Andacht lauschten die Hunderte, die er im großen Pandektensaale allabendlich um sich versammelte, den zündenden Worten, in denen er die Geschichte des deutschen Vaterlandes lebendig, in farbenreichen Bildern vor seinem Auditorium vorüberführte. Sein Vortrag war nicht elegant, nicht sorgfältig ausgearbeitet, auch weder mit tiefen und geistreichen Reflexionen, noch mit überraschenden Parallelen und ebenso wenig mit tendentiösen Wendungen ausgestattet, aber seine Rede floß wie ein frischer Quell, reich und kräftig. Man merkte dem Vortrag an, daß der Redner im Sprechen producirte, aber eine ungewöhnliche oratorische Begabung erlaubte ihm dies, ohne daß dabei die logische Folge der Gedanken oder der geordnete Gang der Rede irgendwie gestockt hätte oder verwirrt worden wäre. Und die treue patriotische Gesinnung, die sichtlich und unverkennbar den Redner durchdrang, entzündete auch in Geist und Gemüth der Hörer die edelste Begeisterung. In dem hohen Grade wie Häuffer vermochte kaum ein zweiter akademischer Lehrer nur mit den reinsten

Digitized by Google

Mitteln, ohne den eiteln Glanz lediglich blendender Rhetorik, ohne jede Benutzung der Leidenschaften der Tagespolitik, einen so großen Kreis von Zuhörern gleichmäßig für seine Wissenschaft zu interessiren und für ihren geistigen Gehalt zu begeistern. Wenn Häuffer nichts geleistet hätte, als daß es ihm gelang, durch so viele Jahre so vielen Tausenden deutscher Jünglinge mit Flammenschrift die Geschichte des Vaterlandes vor die Seele zu führen, sie zu erheben mit der glänzenden Schilderung des Heldenmuthes unserer Vorfahren, ihre Herzen pochen zu machen bei dem Gedanken an die schmachvolle Ohnmacht, der Deutschland verfallen war, und den edelsten patriotischen Stolz in ihren Seelen zu wecken über die Großthaten der Befreiungszeit, auch dann schon wäre sein Name werth fortzuleben in der dankbaren Erinnerung unseres Volkes. Der Reiz, den seine Vorlesungen über deutsche Geschichte auf die akademische Jugend ausübten, war geradezu unwiderstehlich. Der fleißige und gewissenhafte Student und der flotteste Corpsbursche, der sonst ein consequenter Fremdling des Hörsaals blieb, eilte jeden Abend zeitig in den Pandektensaal, um nur noch einen guten Platz zu erhalten, und wenn die Bänke die Zahl der Andrängenden nicht mehr fassen konnten, standen noch alle Gänge voll von solchen, die lieber eine Stunde in der unbequemsten Stellung stehen, als auf den Genuß dieses Vortrags verzichten mochten.

Und nicht nur die deutsche Jugend, die in Heidelberg aus allen Gauen unseres Vaterlandes zusammenströmt, auch reife Männer, auch solche, die selbst manch schönes Jahr ihres Lebens daran gearbeitet hatten, Geschichte zu machen, schöpften mit eifriger Beflissenheit aus dem lebendigen Strome, der hier entsprang. Wie oft denke ich an diese Vorlesungen zurück und daran, wie wir Studenten auf die würdigen Collegen mit verehrungsvollem Blicke schauten, wenn sie in den

Digitized by Google

vorderſten Bänken die Plätze einnahmen, die man willig für die „alten Herren“ frei ließ, von denen ich nur drei nennen will: Heinrich von Gagern, damals noch (in den fünfziger Jahren) ein von der heranwachſenden Generation hochverehrtes Haupt, den ehemaligen Statthalter Beſeler und den edeln Miniſter von Duſch. Es war aber auch Häuffer's Stolz, vor dieſem Publicum vaterländiſche Geſchichte vorzutragen. Weitaus die meiſten dieſer großen, immer wieder ſich ergänzenden Zahl gehörten nicht ſeiner engeren Heimath Baden an, ſie kamen aus weiter Ferne, von den entlegenſten Grenzen deutſcher Zunge und aus dem Schooße deutſcher Familien, die ſich im Ausland ein Haus gegründet hatten, nach der weitberühmten Muſenſtadt. So war dieſe Verſammlung ein Sinnbild deutſcher Einheit mitten in der trübſeligſten Zerriſſenheit des Vaterlandes, und wo etwa das Gefühl der patriotiſchen Pflichten, wo die Erkenntniß der Nichtigkeit aller particulariſtiſchen Gefühlsſeligkeit, wo der nationale Gedanke noch unentwickelt war oder ſchlummerte, dahin hat Häuffer gewiß den zündenden Funken geworfen. Jeder deutſche Patriot, der in den 1850er und 60er Jahren in Heidelberg ſtudirte, wird bekennen, wie viel er Häuffer's Worten verdankt. Aber darauf beſchränkte ſich ſeine Lehrthätigkeit nicht. Neben den Vorleſungen, die auf einen großen Kreis berechnet waren und einen großen Kreis anzogen, feſſelte er kleinere Genoſſenſchaften ſtrebſamer Jünglinge an ſich. Die Vorträge über neuere Geſchichte, in denen er die Reformation zum Ausgangspunkt nahm und ihre Geneſis eingehend und gewiſſenhaft verfolgte, waren in gleicher Weiſe bedeutend für diejenigen, welche mit ſtrengerem wiſſenſchaftlichen Intereſſe den hiſtoriſchen Studien ſich zuwendeten, und ſicherlich hat kein junger Hiſtoriker die „Uebungen“ erfolglos beſucht, zu denen Häuffer eine kleine Schaar auserleſener Schüler im eigenen Hauſe verſammelte. Da ſaß er dann behaglich vor

Digitized by Google

einem runden Tisch, um den die Theilnehmer sich geordnet hatten, und streute aus der unerschöpflichen Fülle seiner Belesenheit und seines Wissens fruchtbringende Geistesspenden in die Lectüre älterer Schriftsteller.

Aber Häuffer's Wirksamkeit gehörte nicht nur der Universität Heidelberg, nicht nur der deutschen akademischen Jugend, sie gehörte dem ganzen deutschen Volke an. Von ihm sind wenige eigentlich gelehrte Werke vorhanden, obwohl er unzweifelhaft befähigt war, auch diese Richtung der historischen Literatur mit Leistungen ersten Ranges zu bereichern; dafür hat seine „Deutsche Geschichte" bei uns unerhörten Erfolg gehabt. Sie ist in alle Schichten der Bevölkerung gedrungen und der Einfluß dieses Buches auf die Beurtheilung der letzten hundert Jahre ist geradezu entscheidend gewesen. So sehr das classische Werk sich durch die actenmäßige Aufhellung vieler bisher unbekannten oder unklaren Vorgänge und Verhältnisse auszeichnet, so beruht doch darin nicht sein Hauptwerth. Ohne Zweifel waren auch andere Gelehrte im Stande, diese Arbeiten vorzunehmen und mancher wäre vielleicht noch tiefer, als Häuffer es that, in die Erforschung der deutschen Zustände in der denkwürdigen Epoche von Friedrichs des Großen Tode bis zum zweiten Pariser Frieden eingedrungen. Aber worin ihm nur Wenige gleichkommen, das ist die künstlerische Gesammtbehandlung. Mit einer, wenn nicht völlig erschöpfenden, so doch durchweg streng gewissenhaften Forschung verband er das seltene Talent, den Stoff zu beherrschen und so klar, übersichtlich, lebendig zu ordnen, daß der Leser die Dinge zu erleben glaubt, die er geschildert findet im Geiste reinster patriotischen Gesinnung und mit dem Muth herzhaften Lobes und herzhaften sittlichen Tadels. Häuffer redet nicht die Sprache des Diplomaten, aber ebenso wenig das Gezeter des Demagogen, sein Wort ist das ernste, wuchtige Wort des

Digitized by Google

Richters, mit dem er unparteiiſch — ſoweit ein Menſch, der das Herz an der rechten Stelle hat und in deſſen Adern warmes Blut ſtrömt, dies kann — das Urtheil der Geſchichte ſpricht, ohne die Gunſt der Mächtigen zu ſuchen und ohne Furcht vor dem Wuthgeſchrei verletzter Leidenſchaft. Daß einem ſolchen Werke die heftigſten Angriffe nicht fehlten, iſt natürlich. Aber die Nation, der es galt, hat ſich warm und ſicher entſchieden und dem trefflichen Manne den Lorbeer des Meiſters auf das Haupt geſetzt. Auch wenn durch ſpätere Forſchungen manches Einzelne in dieſer Muſterarbeit antiquirt werden ſollte, die Vorzüge, die ihr der Genius ſeines Autors mit auf den Weg gegeben hat, können nie veralten, und Häuſſer's Geſchichte wird noch lange Jahre ein Lieblingsbuch der Deutſchen bleiben.

Dieſelbe reine Liebe zum Vaterland, welche ihm die Feder führte, machte ihn auch zum praktiſchen Politiker. Was ihn als Lehrer und Schriftſteller ſo ſehr auszeichnete, ſeine glänzende, nie verſagende Sprache und die Kunſt klarer und ergreifender Geſtaltung, ſicherte dem Redner in politiſchen Verſammlungen die bedeutendſten Erfolge. Schon in Erfurt, wo er zum erſten Male parlamentariſch auftrat, machte ſein Wort großen nachhaltigen Eindruck, und wer ſpäter Gelegenheit hatte, ihn in der badiſchen zweiten Kammer oder in Volksverſammlungen reden zu hören, der erfuhr an ſich ſelbſt und an dem Einfluſſe, den ſeine Reden auf die Abſtimmungen ausübten, die Wucht überzeugender, fortreißender und, wenn es nöthig war, zerſchmetternder Beredſamkeit. Aber zugleich arbeitete er mit ſeltener Energie in den Commiſſionen der Kammer, in politiſchen Vereinen und Ausſchüſſen, in der Preſſe. Jede nationale Angelegenheit ſuchte und fand in ihm ihren Anwalt, keinem patriotiſchen Zwecke hat er je Wort oder Feder verſagt.

Digitized by Google

So war er ein bewunderter und vielumworbener Mann, mit Ehren und Aemtern überhäuft, mit Anträgen und Anliegen überladen, beſchäftigt mit Geiſt und Hand von den frühen Morgenſtunden bis in die Späte des Abends, und doch war dieſer ſeltene Mann neben all dieſem auch noch das belebende und befruchtende Element eines großen Freundeskreiſes, einer weitverzweigten Geſelligkeit. Wenigen Menſchen mag es wie ihm gegönnt geweſen ſein, mit ſo claſſiſchem Behagen die Freuden der Tafel, die Blume des Weinſegens zu genießen und doch die Spannkraft des Geiſtes, die Arbeitstüchtigkeit und Arbeitsluſt keinen Augenblick einzubüßen. Niemand verſtand mit mehr Geſchick das Geſpräch eines belebten Kreiſes zu leiten, mit mehr Liebenswürdigkeit die Schwächen der Menſchen zu geißeln, mit echterem Humor Erlebniſſe zu ſchildern. Man muß ihn von ſeiner italieniſchen Reiſe haben erzählen hören, um einen Begriff von dem unwiderſtehlichen Reiz zu bekommen, den ſeine Converſation beſaß. Und dieſes ſeltene Talent wurde ihm nie untreu, ob er an ſeinem gaſtlichen Tiſche frohe Geſichter glücklicher Studenten vor ſich ſah oder ernſten Collegen die Bowle kredenzte, in deren Miſchung er ein anerkannter Meiſter war, ob er unter den Abgeordneten zu Karlsruhe, unter ſeinen Mitbürgern zu Heidelberg oder inmitten des vornehmeren Kreiſes der hiſtoriſchen Commiſſion zu München ſaß — immer war er der unermüdlich Spendende, voll Geiſt, Gemüth und Laune.

Dieſe edle Gabe der Geſelligkeit gehört ebenſo ſehr zu ſeinem Bilde wie andererſeits ſeine Uneigennützigkeit, ſeine unerſchrockene Energie und ſein unerſchütterlich feſter Charakter. Selbſt die erbittertſten Gegner haben dieſe Eigenſchaften des ſeltenen Mannes nie beſtreiten können, für ſeine Freunde waren ſie ein Schatz und eine Stütze, die nur zu ſehr, noch mehr als ſelbſt dieſe Rieſenkraft ertrug, in Anſpruch genommen

Digitized by Google

wurden. Die gleichzeitige Thätigkeit an der Universität und in der Kammer, verbunden mit mannichfachen literarischen Arbeiten untergrub die Gesundheit Häuffer's. Er muthete sich in der That Unglaubliches zu. Nach einer anstrengenden Kammersitzung bestieg er wohl die Eisenbahn, hielt in Heidelberg zwei Vorlesungen, um mit dem letzten Zuge nach Karlsruhe zurückzukehren, dort in der Fraction bis in die tiefe Nacht zu debattiren und am anderen Morgen noch vor der nächsten Sitzung irgendeinen Commissionsbericht auszuarbeiten. Dieses Uebermaß von Anstrengung, dazu unvermeidliche Aufregungen und Alterationen — das alles zusammen brach den so rüstig aussehenden Mann vor der Zeit. Ein Herzleiden entwickelte sich rasch in den größten Dimensionen und warf den an die lebhafteste Thätigkeit Gewöhnten auf das Krankenlager. Schon vor zwei Jahren fürchteten seine Freunde, ihn verlieren zu müssen. Aber mit stolzer Willenskraft raffte er sich noch einmal auf, zwar nicht zu voller Genesung, dazu waren die Kräfte zu sehr erschöpft, aber er vermochte doch im Winter 1868—69 seine Vorlesungen im eigenen Hause wieder aufzunehmen und bis zu Ende zu führen. Wie ein tapferer Kriegsmann das Schwert in der Hand, so ist Häuffer bis in die letzten Tage seines Lebens mit Aufbietung aller Kräfte berufstreu thätig gewesen. Nur wenige Tage sind es, daß er am Semesterschlusse zu seinen tief bewegten Zuhörern warme Worte des Abschieds sprach, wohl selbst ohne Ahnung, daß der letzte Abschied, welchen er zu nehmen hatte, der von den Seinigen, denen er der treueste Gatte und Vater war, so nahe bevorstand.

Eines ist ihm noch zu Theil geworden, bevor er seines Daseins Ziel fand. Er hat, wofür er das Leben lebte und hingab, wenn nicht vollendet, so doch nach menschlichem Ermessen der Vollendung nahe gesehn. Auf die Größe Deutsch-

Digitized by Google

lands war all sein Sehnen und Streben gerichtet, auf der Stärke und dem nationalen Berufe Preußens ruhten alle seine patriotischen Hoffnungen. Er hat scheiden können mit der Ueberzeugung, daß dieses Hoffen und Ringen nicht eitel, daß das Opfer, welches er dem Vaterlande in sich selber gebracht, ein wohlgefälliges sei, daß Deutschlands Einheit nie besser gesichert war als in der Stunde, die ihn abrief.

Nun liegt er, nur 48 Jahre alt, draußen auf dem schönen Friedhofe der alten Musenstadt; dieser beredte Mund ist verstummt, diese treuen Augen sind geschlossen. Aber wenn je einer mit Recht und in Wahrheit, so verdient Ludwig Häuffer die trostreiche Grabschrift: „non omnis morior“.

Digitized by Google

Robert von Mohl.

In der Nacht vom 4. auf den 5. November 1875 starb zu Berlin, wo er sich seit wenigen Tagen als Mitglied des Reichstages befand, plötzlich, ohne vorausgehendes Unwohlsein, der Altmeister der deutschen Staatsrechts-Lehrer, Dr. Robert von Mohl, großh. badischer Wirkl. Geh. Rath und Präsident der Oberrechnungskammer.

Vor beinahe dreißig Jahren war Mohl aus seinem Geburtslande Würtemberg nach Baden eingewandert, wo er in hervorragender Stellung 16 Jahre lang als akademischer Lehrer, dann im unmittelbaren Staatsdienste, mit höchster Auszeichnung thätig war.

In Stuttgart am 17. August 1799 geboren, stammte Mohl aus einem angesehenen schwäbischen Geschlechte, aus welchem dem würtembergischen Lande eine Reihe tüchtiger Beamten hervorgegangen war. Die Generation der Familie, welcher er angehörte, zeichnete sich durch ganz hervorragende Begabung aus. Wie Robert einer der ausgezeichnetsten Gelehrten auf dem Gebiete des Staatsrechts war, so leisteten seine Brüder in anderen wissenschaftlichen Disciplinen Be-

Digitized by Google

deutendes: Julius als Orientalist, Hugo als Botaniker, Moritz als Nationalökonom.

Robert Mohl machte seine Studien zu Heidelberg, Göttingen und Tübingen und trat mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten alsbald in die Fußstapfen seiner Vorfahren von mütterlicher Seite, der berühmten Staatsrechtslehrer Johann Jakob und Friedrich Karl von Moser. Zwei größere Arbeiten: „Die Rechtspflege des Deutschen Bundes" und „Das Bundesstaatsrecht der Vereinigten Staaten von Nordamerika", die verdientes Aufsehen machten, ließ er, erst im Beginne der zwanziger Jahre stehend, erscheinen, nachdem er sich durch eine Streitschrift gegen ein sophistisches Rechtsgutachten K. S. Zachariä's (über die Ansprüche des Obersten d'Este auf die Erbfolge in Hannover) die literarischen Sporen verdient hatte. Und bald darauf, nachdem er kurze Zeit bei der Bundestags-Gesandtschaft seines Heimathlandes als Attaché thätig gewesen war, finden wir ihn, den Lehrstuhl besteigend, seit 1824 als außerordentlichen, seit 1827 als ordentlichen Professor der Staatswissenschaften in Tübingen. In dieser Stellung, neben der er seit 1836 auch noch als Oberbibliothekar die bedeutende Bibliothek der Universität verwaltete, schuf er in dem zuerst 1829 erschienenen „Staatsrecht des Königreichs Württemberg" ein nach Form und Inhalt gleich meisterhaftes Musterwerk über deutsches Particular-Staatsrecht, während er in einem anderen Buche: „Die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaates" (1832—34) ein Gebiet der öffentlichen Verwaltung, das man bisher gewohnt gewesen war, gewissermaßen der Willkür jeweiliger Regierungsmaximen verfallen zu betrachten, der wissenschaftlichen Behandlung vindicirte. Wie er sich durch diese ausgezeichnete Arbeit nicht nur als Gelehrter bewährt, sondern auch den praktischen Blick des Staatsmannes überall

Digitized by Google

verrathen hatte, so griff er in unmittelbare Aufgaben des politischen Lebens mit seinem scharfen Urtheil ein in seiner Untersuchung über die „Ministerverantwortlichkeit" (1837).

Da war es denn natürlich, daß er dem parlamentarischen Wirken seines Heimathlandes nicht auf die Dauer fern bleiben konnte. 1845 trat er in dem Wahlbezirke Bahlingen als Candidat für den Landtag auf. In dem Programm, welches er, als ein Mann, der sich nicht scheute, offen und wahrhaftig seine politischen Gesinnungen zu bekennen, seinen Wählern vorlegte, kritisirte er scharf das System der Regierung, besonders des leitenden Ministers Schlaier. So groß aber der Beifall war, welchen seine muthige Kritik im Lande fand, so entschieden trat alsbald das Mißfallen der Regierung über dieses männliche Auftreten des Tübinger Professors zu Tage. Von einer Befugniß Gebrauch machend, welche ihm das Gesetz an die Hand gab, enthob ihn das Ministerium seiner Professur, um ihn als Regierungsrath nach Ulm zu versetzen.

Mohl war indeß keineswegs gemeint, diese Maßregelung über sich ergehen zu lassen; er nahm seinen Abschied und widmete sich zunächst ausschließlich der parlamentarischen und literarischen Thätigkeit. Doch nicht lange sollte er der akademischen Wirksamkeit verloren sein. Schon 1847 berief ihn, auf Veranlassung des Staatsraths Nebenius, die großherzoglich badische Regierung als Professor der Staatswissenschaften an die Universität Heidelberg.

Er trat sein neues Lehramt in bewegter Zeit an. Bald drangen die Forderungen, die das wieder erwachte Nationalgefühl in erster Linie an die Männer stellte, welche sich die Wissenschaft vom Staate zur Lebensaufgabe gesetzt hatten, mit gebieterischem Rufe auch in Mohl's Hörsaal und Studirzimmer, und als 1848 das Vorparlament zusammentrat, war Mohl unter denen, welche den Versuch machten, eine Neu-

Digitized by Google

gestaltung der politischen Angelegenheiten des Vaterlandes anzubahnen. Der feine Takt, der scharf ausgebildete Sinn für streng gesetzliche Formen, der ihm vor Vielen eigen war, wies ihm alsbald in der zunächst über die Behandlung ihrer Aufgaben vielfach unklaren Versammlung eine wichtige und bedeutende Stellung an. Für das sorgfältig abwägende und nach festen Normen verlangende Wesen Mohl's ist es charakteristisch, daß er in der phrasenreichen Zeit, in den Tagen der Programme, Resolutionen und Proclamationen daran ging, „Vorschläge zu einer Geschäftsordnung des verfassunggebenden Reichstages" auszuarbeiten.

Im Parlamente selbst vertrat er den würtembergischen Wahlkreis Mergentheim-Gerabronn, nahm seinen Platz im linken Centrum und that sich bald im Verfassungsausschuß durch seine eminente Arbeitskraft hervor, die er auch in der Vorcommission für Berathung der „Grundrechte" vollauf bewährte.

Am 25. September 1848 wurde er von dem Erzherzog-Reichsverweser in das Reichsministerium berufen und ihm das Portefeuille der Justiz übertragen. Was in den kurzen Monaten, in denen dem Reichsministerium zu wirken vergönnt war, auf dem Gebiete der Gesetzgebung vollbracht wurde, ist unter seiner Mitwirkung geschehen, ist theilweise ganz speciell sein Werk. Die allgemeine deutsche Wechselordnung, die Niedersetzung einer Commission für Ausarbeitung eines deutschen Handelsgesetzbuches mögen hier genannt sein. Auch die Reichsverfassung von 1849 ist von Mohl unterzeichnet.

Sein Wirken fand sein natürliches Ende, als sich — nach der Weigerung König Friedrich Wilhelms IV., die Kaiserkrone anzunehmen — die Unmöglichkeit herausstellte, ohne die Zustimmung der Bundesregierungen ein lebensfähiges Deutsches Reich zu construiren. Am 17. Mai 1849

Digitized by Google

legte Mohl sein Amt nieder und kehrte wieder zur akademischen Laufbahn zurück. Sein politisches Glaubensbekenntniß hat er noch durch die Unterzeichnung der sogenannten Gothaer Erklärung abgelegt, wie er denn auch in der Folgezeit ein treuer und standhafter Vertreter der nationalen Richtung war, welche die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung erstrebte.

Ganz erstaunlich ist die literarische Thätigkeit, welche Mohl während der Zeit seiner Wirksamkeit in Heidelberg entwickelte. Drei große Werke sind in jenen Jahren entstanden, von denen jedes einzelne genügt hätte, seinem Verfasser den reichsten und dauerndsten Ruhmeslorbeer um das Haupt zu winden: „Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften"; „Encyklopädie der Staatswissenschaften"; „Staatsrecht, Völkerrecht und Politik". Während das erste Werk seine Hauptbedeutung in seinen literarhistorischen Nachweisungen hat, welche von einer reichen Bücherkenntniß und einer so vielseitigen Belesenheit zeugen, wie sie (nach Bluntschli's Urtheil) „wohl noch nie dagewesen", bringen die beiden anderen die selbständige Meinung des Verfassers über die wichtigsten Fragen auf dem Gebiete der eigentlichen Staatswissenschaften zum Ausdrucke. Mohl entwickelt dabei weniger eine schöpferische als eine kritische Thätigkeit und wirkt nicht so fast durch philosophische Speculation, als vielmehr durch nüchterne, klare und präcise Auffassung und Erläuterung der realen Verhältnisse. Aus dem System der Encyklopädie mag als eine Besonderheit der Anschauung Mohl's hervorgehoben werden, daß er den Begriff der Gesellschaft vom Staate trennt und ein „Gesellschaftsrecht" zwischen Staats- und Privatrecht als ein drittes Glied in die Mitte schieben will, sowie ferner, daß er zwischen Staatsrecht und Staatskunst der Staats-Sittenlehre einen Platz anweist, das Sittliche

Digitized by Google

zwischen Gerechtigkeit und Klugheit, das Gute zwischen Rechtmäßigkeit und Zweckmäßigkeit stellt.

Die Vorzüge seiner wissenschaftlichen Behandlung der auf den Staat bezüglichen Stoffe treten in dem letzten der drei genannten Werke, welches eigentlich eine Sammlung von Monographien ist, noch stärker hervor. Kaum eine der brennenden Fragen, welche die Gegenwart bewegen, entbehrt in diesem ausgezeichneten Werke ihre ebenso gründliche als geistvolle Behandlung: die repräsentative Monarchie und Demokratie, die deutschen Fürsten und Stände und die deutschen Parteien, das Verhältniß des Staats zur Kirche, die Abfassung der Gesetze, die Arbeiter-Frage u. a. werden in den beiden Bänden nach allen Richtungen erörtert und beleuchtet. Der gedankenreiche Inhalt und die vollendete äußere Form sichern den Werken Mohl's nicht nur die weiteste Verbreitung, sondern auch eine tiefgehende und nachhaltige Wirkung.

Während des Heidelberger Aufenthaltes begann Mohl, neben der bedeutenden Wirksamkeit, welche er als akademischer Lehrer übte, aber auch wieder in das Gebiet der praktischen Politik seiner neuen Heimath einzugreifen. Von 1857 an gehörte er, als Vertreter der Universität Heidelberg, der ersten Kammer des badischen Landtages an, und erstattete u. a., nachdem, nicht ohne seine Mitwirkung, das Concordat gefallen war, in diesem hohen Hause den Bericht über den von dem Ministerium Stabel-Lamey vorgelegten Gesetzentwurf, der das Verhältniß der Kirchen im Staate zu regeln bestimmt war, eine Arbeit von ganz hervorragender und auch allgemein anerkannter Bedeutung. Vom Jahre 1863 bis zum Jahre 1872 war Mohl sodann Mitglied der ersten Kammer in Folge der Berufung durch das allerhöchste Vertrauen des Großherzogs; seit 1869 bekleidete er in derselben das Amt des II. Präsidenten. Wenn ihn auch diese Stellung

Digitized by Google

veranlaßte, nur selten in die Debatte einzugreifen, so ist seine Thätigkeit im badischen Landtage dennoch eine sehr bedeutsame gewesen. An Commissionsarbeiten hat er stets eifrigen und einflußreichen Antheil genommen und in besonders wichtigen Fragen, so z. B. bei der Verhandlung über das Stiftungsgesetz, hat er auch wohl den Präsidentenstuhl verlassen und das volle Gewicht seiner Autorität in die zwischen zweierlei Anschauungen schwankenden Wagschalen geworfen.

Nicht lange nachdem der Großherzog das liberale Ministerium von 1860 in das Amt gerufen hatte, wurde, auf besonderen Wunsch des Ministerialpräsidenten, Freiherrn von Roggenbach, Robert von Mohl von seiner Lehrkanzel weg in die diplomatische Laufbahn herübergezogen und 1861 zum badischen Bundestags-Gesandten ernannt. In der Eschenheimergasse machte ihn seine umfassende Gelehrsamkeit, seine scharfe Kritik und seine unentwegt liberale Gesinnung zu einer eben so seltenen als bedeutsamen Erscheinung. Er war der berufenste Vertreter der nationalen Reformpolitik der badischen Regierung, welche gleich entschieden das Bedürfniß der bundesstaatlichen Einigung wie der verfassungstreuen, freiheitlichen Entwickelung der Einzelstaaten betonte. In letzterer Beziehung ist als eine meisterhafte Arbeit Mohl's die Denkschrift über die kurhessischen Verfassungswirren besonders hervorzuheben. Dem Bundestage gehörte Mohl bis zu dessen durch die Ereignisse von 1866 herbeigeführten Ende an. Als die Neugestaltung der deutschen Verhältnisse diese Versammlung von Diplomaten, deren Uebersiedelung nach Augsburg er noch mitgemacht hatte, auflöste, wurde Mohl zum badischen Gesandten am königl. baierischen Hofe ernannt. Mit Freude und aus voller Ueberzeugung vertrat er auch in München die nationale Politik seiner Regierung

Digitized by Google

Keinen geringen Werth legte er dabei auf die Möglichkeit, in der baierischen Hauptstadt die reichen Schätze der dortigen königl. Bibliothek für seine mit alter Vorliebe betriebenen Studien benutzen zu können, wie er denn auch im regsten Verkehre mit den Koryphäen der Universität und Akademie lebte.

Als nach der Gründung des Deutschen Reiches der Großherzog von Baden den Entschluß faßte, auf die Entsendung von Gesandten zu verzichten, wurde Mohl von München abberufen und erhielt die Stellung eines Präsidenten der Oberrechnungskammer. Diese gewährte ihm die erwünschte Muße, mehr als es bis dahin seine dienstlichen Verhältnisse erlaubt hatten, wieder zu wissenschaftlicher Thätigkeit zurückzukehren. Mit jugendlicher Begeisterung hatte er die großen Ereignisse der nationalen Wiedergeburt miterlebt, bald wendete auch der Staatsrechts-Lehrer dem neugeschaffenen, in naturwüchsiger Entwickelung begriffenen Reichsrecht seine volle Aufmerksamkeit zu. Im Jahre 1873 ließ er „Das deutsche Reichs-Staatsrecht, rechtliche und politische Erörterungen" erscheinen, eine scharfsinnige Exegese und Kritik der Verfassung des neuen Reiches. Wir können hier nicht auf die Einzelheiten dieses bedeutenden, überall mit lebhaftem Interesse aufgenommenen Werkes eingehen, und dürfen uns wohl auf die Erwähnung der scharfen Kritik beschränken, welche Mohl an dem System des allgemeinen Stimmrechts übt, einer Einrichtung, die er auf's Entschiedenste verwirft, und deren Einführung im Deutschen Reiche er „für einen großen Fehler und für ein Unglück" hält.

Sein lebhaftes Interesse an dem staatlichen Leben des neuen Reiches äußerte Mohl, der dreiundsiebzigjährige, aber auch noch dadurch, daß er sich entschloß, eine Wahl des zweiten badischen Wahlkreises in den Reichstag anzunehmen.

Digitized by Google

An der Discussion des Plenums hat er sich zwar nie betheiligt, aber in den Commissionen, besonders in der Geschäftsordnungs-Commission und bei den Wahlprüfungen arbeitete er mit großem Eifer, und seine Aussprüche genossen autoritative Bedeutung. Auch literarisch hat er seine Reichstags-Erfahrungen noch verwerthet. In der „Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft", an deren Redaction er von 1844 an einen hervorragenden Antheil genommen hatte, ließ er „Kritische Erörterungen über Ordnung und Gewohnheiten des Deutschen Reiches" erscheinen. Der erste Aufsatz (1874) behandelte die Reichstagswahlen, der zweite (1875) die Verhandlungen im Reichstage. Eine Fülle feiner und treffender Bemerkungen ist in diesen letzten Arbeiten des berühmten Gelehrten niedergelegt, und der Scharfsinn, mit dem der greise Staatsmann die reiche Casuistik, die sich bei den Wahlprüfungen ergiebt, behandelt und nach allen Seiten hin erschöpft, giebt Zeugniß von der geistigen Frische, deren er sich bis in seine letzten Lebenstage erfreute.

Im Jahre 1871 hatte er sein Doctorjubiläum feiern dürfen; reiche Ehren, die ihm auch sonst seine Laufbahn als Gelehrter und Staatsmann gebracht hatte, wurden ihm an diesem Tage zu Theil. Sein Landesherr, der ihm durch Ordensauszeichnungen und Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rath schon früher vielfach Zeichen seiner Gnade gegeben, erhob ihn in den erblichen Adelsstand, die Universitäten, denen er angehört, feierten ihn durch Festschriften. Schon vordem hatte ihm die Stadt Heidelberg das Ehrenbürgerrecht verliehen.

Ein glückliches Alter war dem Greise beschieden. Seine beiden Söhne sah er in angesehenen Stellungen, die beiden Töchter glücklich verheirathet. Er selbst, dessen gastliches Haus in Heidelberg und München stets Alles vereint hatte,

Digitized by Google

was von bedeutenden Menschen, einheimischen und fremden, sich gerne um den berühmten Mann und in dem Salon seiner Gemahlin versammelte, ließ nun in ruhiger Zurückgezogenheit die Erinnerungen eines reichen Lebens an sich vorüberziehen. Doch verkehrte er noch gerne in den geselligen Kreisen der Residenz. Ueberall war der freundliche alte Herr hochverehrt. Von jeher ein guter Gesellschafter, der aus dem Schatze seiner umfassenden Belesenheit und aus den Erinnerungen an zahlreiche Bekanntenkreise in allen großen Städten und Gelehrtenrepubliken Europa's gerne und vortrefflich erzählte, nahm er stets warmen und vollen Antheil an allen Bewegungen des geistigen und politischen Lebens. Mit der feinen Haltung des Diplomaten contrastirte oft in originellster Weise eine drastische Derbheit des Ausdrucks, in der die Urwüchsigkeit seiner schwäbischen Heimath zum Durchbruch kam. Offen und frei in seinem Urtheil, fest und gerade in Neigung und Entrüstung, ein Feind aller Phrase, ein Verächter seichten und oberflächlichen Urtheils, förderte er mit nachsichtigem Wohlwollen jedes echte, ehrliche Streben.

Es war ihm gegönnt, im Vollbesitz körperlicher und geistiger Kraft sein sechsundsiebzigstes Jahr zu erleben. Pflichttreu eilte er, obgleich er sich nicht ganz wohl fühlte, als der Kaiser den Reichstag berief, im October 1875 nach Berlin. Noch am Tage vor seinem Tode scherzte er über die unangenehme Ehre, beinahe das älteste Mitglied der Versammlung zu sein. Unbemerkt nahte sich ihm der Tod. Was die Alten als das schönste Glück des Greises gepriesen, ward ihm zu Theil. Im Schlummer erlosch, ohne die häßliche, schwere Qual des Todeskampfes, sein Leben.

Ein Mann von seltener Gelehrsamkeit, ein Patriot von edelster Wärme vaterländischer Gesinnung, ein Mensch von unantastbarer Reinheit des Charakters — so wird, überall,

Digitized by Google

wo man Mohl's Namen mit Ehren nennt (und das geschieht weit hinaus über die Grenzen Deutschlands, ja unseres Welttheils), sein Bild, das der Geschichte angehört, in der Erinnerung festgehalten werden.

Seine badischen Landsleute aber werden mit dem Gefühle der Trauer über seinen schmerzlichen Verlust die stolze Freudigkeit verbinden, daß dieser Mann ihrem Lande eng verbunden war, daß mit seinem Ruhme auch eine ehrenreiche Epoche der Geschichte Badens für immer verknüpft bleibt.

Digitized by Google

Eduard Devrient.

Innerhalb weniger Jahre sind die drei großen und berühmten Künstler, welche den Namen Devrient, schon durch den Oheim Ludwig so hoch gefeiert, mit neuen Ehren geschmückt hatten, dahingegangen: Emil und Karl starben rasch, unerwartet; nur eine kurze Spanne Zeit lag zwischen ihren Todestagen; Eduard, der sie um geraume Zeit überlebte, hatte einen langen und schweren Kampf der Krankheit, die ihn befallen, und seiner zähen Lebenskraft durchzukämpfen, bis am 4. October 1877 der Tod seinem Lager als der ersehnte Erlöser nahte.

Glänzender ist der schimmernde Ruhm gewesen, welcher Emil, den ewig Jugendlichen, umgab; bedeutender war auch Karl's Wirken auf den Brettern, welche die Welt bedeuten. Aber bleibender sind die Verdienste Eduard's, dauernder die Lorbeeren, welche nicht nur die Mit-, nein, auch die Nachwelt um sein ehrwürdiges Haupt legt.

Am 11. August 1801 in Berlin geboren, ward der begabte und der Kunst frühzeitig mit Begeisterung ergebene Jüngling schon mit achtzehn Jahren, zunächst als Sänger,

Digitized by Google

der Bühne zugeführt. Ernst und vielseitig gebildet, in den ersten literarischen Cirkeln der Hauptstadt verkehrend, mit dem jungen Felix Mendelssohn eng befreundet, entfaltete er, auch außerhalb der königlichen Oper, eine eifrige Thätigkeit in den der Musik zugewandten Kreisen Berlins. Seiner Energie vor allem war es zu danken, daß man im Mai 1829 an das Wagniß herantrat, Joh. Seb. Bach's Matthäus-Passion zur Aufführung zu bringen. Erst 1834, als reifer Mann, trat Eduard Devrient zum Schauspiel über. Es erklärt sich daraus, daß er als denkender, feinfühlender Darsteller geschätzt ward, daß er aber keine glänzenden und blendenden Erfolge aufzuweisen hatte. Ihm lag überhaupt bei den Aufführungen mehr an der harmonischen und stilvollen Durchführung des Ganzen, als an der besonders in den Vordergrund tretenden Vollendung einzelner Rollen. Denn sein ganzes Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, die Bühne, der er seine besten Kräfte widmete, immer mehr von dem Fluch einer früheren Zeit befreit zu sehen, unter dessen Wirkung sie lediglich als eine Vergnügungsanstalt für die höheren Gesellschaftskreise betrachtet ward, und im Bunde mit gleichgesinnten Männern dahin zu arbeiten, daß das Theater eine den höchsten Zielen rastlos zustrebende Bildungsanstalt werde, welche den weitesten Kreisen der Nation die Schätze der dramatischen Literatur Deutschlands und des Auslandes in möglichst vollendeter Form darzubieten fähig und willig sei. In erster Reihe wollte er deshalb die Hebung und höhere Bildung des Schauspielerstandes gefördert sehen. Was ein, freilich auch heute noch unerfüllter, Wunsch aller echten Kunstfreunde ist, die Gründung einer ihren hohen Zwecken gewachsenen Theaterschule, das strebte Eduard Devrient schon vor siebenunddreißig Jahren an, als er eine hierauf bezügliche Schrift verfaßte und, vorzüglich auf Alexander

Digitized by Google

von Humboldt's Betreiben, der Oeffentlichkeit übergab. Aehnliche Gesichtspunkte leiteten ihn bei der Gründung eines Schauspieler-Vereines in Berlin. Aber im diametralen Gegensatze zu seinen Anschauungen und Bestrebungen stand die Leitung des Theaters, dem er angehörte, bei welcher der Accent immer und immer wieder darauf gelegt wurde, daß es bestimmt sei, den Hof und die vornehme Welt zu unterhalten. Dieselben Erfahrungen wie in Berlin, sollte er bald auch in Dresden machen, wohin er 1844 als Regisseur berufen ward, und anfangs durch die unter seiner Leitung eine einheitliche Wirkung erzielenden Aufführungen classischer Stücke einen festen Boden für weitere reformatorische Wirksamkeit zu gewinnen schien. Hier wurde der Conflict, den sein Ankämpfen gegen den hergebrachten Schlendrian nothwendig hervorrufen mußte, noch geschärft durch den Widerstand, den sein gefeierter Bruder Emil dem Regisseur leistete, welcher ihn aus der gewohnten Ausnahmsstellung in den Rahmen des Gesammtbildes zurückdrängen wollte. Schon 1846 legte er die Regie nieder und war fortan an der Bühne nur als Schauspieler thätig. Daneben aber begann er das Ergebniß Jahre langer und gründlicher Studien in seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" der Nation vorzulegen.

Ohne Zweifel war es doch wesentlich dieses vortreffliche, in den weitesten Kreisen mit größtem Beifall aufgenommene Werk, welches den Großherzog Friedrich von Baden bestimmte, Eduard Devrient 1853 nach Karlsruhe zu berufen und ihm die Leitung des Hoftheaters zu übertragen. Hier galt es, wie das Theater selbst einen Neubau bezog, nachdem ein schreckliches Brandunglück das alte Haus zerstört hatte, so auch die Leitung der Kunstanstalt in ganz neuem Geiste durchzuführen. Der Großherzog ließ dem Fachmanne, welchem er diese Leitung anvertraut hatte, völlig freie Hand. Er ermuthigte ihn durch häufige

Digitized by Google

Beweise seines Wohlwollens. Er beseitigte Hindernisse, die sich Devrient in den Weg stellten, und die eben nur der Wille des hohen Herrn beseitigen konnte. Devrient hat dies immer dankbar anerkannt. Mit rührender Pietät hing er an dem Fürsten, der es ihm ermöglicht hatte, das Ideal seines Lebens so weit zu verwirklichen, als Ideale überhaupt in die rauhe Wirklichkeit übergeführt werden können. Das Meiste und Beste mußte aber immer Devrient's muthige Ausdauer, zähe Energie, furchtlose Folgerichtigkeit thun. Die Verhältnisse waren schwierig: Karlsruhe hatte früher mit berechtigtem Stolz auf sein Theater gesehen, auf Oper und Schauspiel. In der Oper waren Kräfte wie Haizinger, Reichel, Anna Zerr, Beatrix Fischer, im Schauspiel Demmer, Mayerhofer, Mayer thätig gewesen. Die einzelnen Aufführungen waren theilweise ganz hervorragend, aber eine künstlerische Leitung hatte gefehlt. Die Revolution, der Theaterbrand hatten alle Verhältnisse verwirrt. Nun trat Devrient sein Amt an mit einem fertigen künstlerischen Programm, aber mit vielfach ungenügenden Kräften. Vieles stand gegen ihn: ein stets gern zum Frondiren geneigter Theil des Adels, ein die doctrinäre Tendenz Devrient's belächelnder Mittelstand, das ungebildete Gros des Theater-Publicums, welches die classische Richtung des neuen Leiters verabscheute. Devrient überwand nach und nach alle Schwierigkeiten. Die besseren Kreise des Publicums waren bald für ihn gewonnen; die anderen ließ er schimpfen, schreien, verleumden; er ging ruhig seinen Weg. Es gelang ihm, eine Reihe ausgezeichneter Künstler theils zu engagiren, theils selbst heranzubilden. Er hatte ein sicheres Auge, in dem bescheidenen, schüchternen, ungelenken Anfänger den werdenden Künstler zu erkennen. Er schuf seiner Bühne ein classisches Repertoire. Neben den Werken unserer großen deutschen Dichter erschienen bald die namhaftesten Shakespeare'schen Stücke, die er zum

Digitized by Google

nicht geringsten Theil erst durch sorgfältige und taktvolle Bearbeitung für die Bühne gewann. Einige Stücke Calderon's, die Kleist'schen Dramen fanden anfangs ein sprödes Publicum, waren aber bald eingebürgert. Namhafte Werke neuerer Dichter haben häufig in Karlsruhe zuerst die Feuerprobe einer ersten Aufführung bestanden. Auch die Oper ward in dem nämlichen Geiste behandelt. Hier wurden die bedeutenderen Werke Gluck's einstudirt, um neben den Opern Mozart's und Beethoven's, den besseren italienischen und französischen Opern, auch manchen älteren, auf alle wahrhaft musikalisch Gebildeten die größte Anziehungskraft auszuüben. Richard Wagner's Werke fanden hier sorgfältige Aufnahme, als sich die meisten deutschen Bühnen ihnen noch verschlossen.

Die Aufführungen aber waren alle aus einem Gusse. Wie Eduard Devrient der richtigen Auffassung und der correcten Wiedergabe der Dichtungen die größte Aufmerksamkeit zuwandte, so lagen ihm nicht minder die Decorationen, die begleitende Musik, die Gruppirung des Chors und der Comparsen am Herzen. Alles sollte sich vereinigen, um das harmonische Kunstwerk zur Darstellung zu bringen, wie es vor dem geistigen Auge des Dichters geschwebt. Das zu erreichen, was dem Publicum fertig, als könne es gar nicht anders sein, entgegentrat, war aber das Werk nicht geringer Mühen. Denn Devrient beschränkte sich nicht darauf, anzuordnen, Directiven zu geben, sondern überall war er selbst, überall griff sein mahnendes Wort, sein strafender Blick, sein sachkundiges Urtheil unmittelbar ein. Wie er keine Aufführung versäumte, so fehlte er in keiner Probe. Jedes Mitglied, bis herab zum letzten Statisten, wußte und fühlte, daß das Auge des Directors auf ihm ruhe, und daß es gelte, den strengsten Anforderungen zu genügen.

Die Stellung seiner Kunstgenossen war für Devrient eine

Digitized by Google

unendlich wichtige Angelegenheit. Der Geist der Ordnung, Pünktlichkeit, Pflichttreue, den er auf der Bühne heranzog, machte seine Wirkung auch im bürgerlichen Leben geltend. Daß die Schauspieler und Sänger Karlsruhe's in der Gesellschaft der Residenz eine so hochgeachtete Stellung einnehmen, ist nicht zum geringsten Theile das Verdienst Eduard Devrient's.

Daß die nach strengen Grundsätzen geregelte Bühnenleitung Devrient's auch ihre Schwächen und Fehler hatte, soll nicht geläugnet werden. Nicht mit Unrecht hat man ihm vorgeworfen, daß er über der Sorge für die harmonische Zusammenstimmung des Ganzen die künstlerische Individualität des Einzelnen nicht habe zur vollen Geltung kommen lassen; daß er unter die von ihm verpehmte Kategorie des Virtuosenthums auch manches den Mittelschlag weit überragende Talent gerechnet und dessen natürliche Entfaltung nicht gefördert habe. Aber gegenüber den großen Leistungen seiner Direction dürfen diese Schwächen wohl in den Hintergrund zurücktreten, und wir werden keinen Widerspruch zu gewärtigen haben, wenn wir für die künstlerische Thätigkeit Devrient's die achtungsvolle Anerkennung auch jener in Anspruch nehmen, die sonst im Leben Gegner des nun Entschlafenen waren. Denn an solchen hat es ihm nicht gefehlt. Er hielt mit seinem scharfen Urtheil nicht zurück, und wenn auch seine Umgangsformen die feinsten waren, so ging er doch, ohne viel Rücksicht auf Widerstrebende zu nehmen, auf dem Wege vorwärts, den er für den richtigen hielt, und schob jene beiseite, die ihn in diesem Vorwärtsgehen störten.

Als sich nach und nach das Alter störend fühlbar machte, erbat Devrient seinen Abschied und lebte von da an noch sieben Jahre lang in stiller Zurückgezogenheit. Schon im Jahre 1824 hatte er sich ein glückliches Familienleben gegründet. Von Kindern und Enkeln umgeben, durfte er, nach-

Digitized by Google

dem er 1869 unter vielseitigster Theilnahme sein Jubiläum als Künstler gefeiert hatte, 1874 seine goldene Hochzeit begehen. Bis kurze Zeit vor seinem Tode nahm er noch lebhaften Antheil an allem, was die Welt bewegte und die Kunst berührte. Ein Mann von der unbedingtesten Festigkeit der nationalen und freisinnigen Grundsätze, sah er in hochbeglückter Stimmung die Wiedergeburt des geeinigten Vaterlandes sich vollziehen, und begrüßte den Fortschritt auf allen Gebieten, am meisten auf dem des geistigen Forschens und Wirkens.

Seine imponirende Persönlichkeit, sein energisches Wollen, sein reich entwickeltes Können sichern Eduard Devrient ein dauerndes und gesegnetes Gedächtniß nicht nur bei seinen Kunstgenossen, nicht nur in den literarischen Kreisen, sondern überall in unserem Vaterlande, wo man sich der hohen Bedeutung der in richtigem Geiste geleiteten Bühne für die Bildung der Nation bewußt ist.

Digitized by Google

C. F. Leſſing's Disputation Luther's mit Eck.

Am 4. Juli 1519 im Schloſſe Pleißenburg zu Leipzig traten ſich Dr. Martin Luther und Johann Mayr von Eck gegenüber, um in feierlicher Disputation die welthiſtoriſche Frage über die Stellung und die Berechtigungen des Papſtthums zu erörtern, zwei Repräſentanten der Meinungen die — ſo ſind L. von Ranke's Worte — „wie damals, ſo noch heute die Welt entzweien; von dem Ausgang ihres Kampfes, den Erfolgen des einen im Angriff, des andern im Widerſtand, hing großentheils der künftige Zuſtand der Kirche und des Staates ab". Dieſer bedeutſame Vorgang iſt der Gegenſtand des neueſten Bildes, in welchem C. F. Leſſing's Meiſterhand eines der hervorragendſten Werke, deren ſich die deutſche Hiſtorienmalerei rühmen darf, geſchaffen hat. Es war keine kleine und leichte Aufgabe, die Leſſing ſich ſtellte. Kein großer und glänzender Apparat, wie er bei der Darſtellung großer geſchichtlichen Momente häufig zu Gebote ſteht, nicht die Pracht eines großartigen architektoniſchen Hintergrundes, nicht der Prunk reicher und farbiger Gewänder, nicht der Gegenſatz ſtrahlender Ritter, geſchmückter Biſchöfe, ſchöner und geputzter

Digitized by Google

Frauen und ſchlichter Männer aus dem Volke, bot hier dem Pinſel den Anlaß zu virtuoſenhaften Leiſtungen; ein ſpröder Stoff lag vor dem Geiſte des Künſtlers, welcher nicht durch äußerliche Zuthaten, ſondern einzig und allein durch die Charakteriſtik der dargeſtellten Perſönlichkeiten die gewaltige Wirkung hervorzubringen verſtand, der ſich kein Beſchauer dieſes Bildes entziehen kann. Nicht durch erſtaunenswerthe und in die Augen ſpringende Künſte der Technik, nicht durch eine außergewöhnliche Gluth der Farben, nicht durch die minutiöſe Durchbildung des Details feſſelt dieſes Werk den Beſchauer, ſondern durch die maßvolle Wahrheit, die aus ihm, mit einer edlen Würde und Weihe gepaart, dem Herantretenden entgegenblickt. So fern es der Art Leſſing's liegt, an irgendein Vorbild zu erinnern, ſo fern er ſich hält ebenſo von einer Annäherung an die Technik der Franzoſen oder Belgier als von einer Nachahmung der alten Meiſter, ſo will uns doch die Manier, in der dieſes Bild — und nicht nur dieſes — von Leſſing aufgefaßt und durchgeführt iſt, an Holbein und die beſten deutſchen Meiſter ſeiner Zeit gemahnen. In jedem Kopfe, den wir da vor uns ſehen, iſt eine ausgeprägte Individualität dargeſtellt, nicht ein Typus, ſondern das Abbild eines lebenden Menſchen, eines mit voller Subjectivität an dem, was vorgeht, theilnehmenden Menſchen. Es iſt, als wenn ein günſtiges Geſchick den alten Saal auf eine Stunde zurückgezaubert hätte in jene ſtreitbare Zeit, da die Ideen der Reformation begannen, die Gemüther der Denkenden in der Nation in der tiefſten Tiefe zu berühren, da hüben und drüben, bei den Freunden des Neuen und bei den Anhängern des Alten, ein heiliger Ernſt und ein weihevolles Grübeln an die großen Fragen herantrat, welche, ſolange es Menſchen giebt, die Beſten anziehen werden, um ihrer Erforſchung ihre Kraft und ihren Witz zu weihen und zu opfern.

Digitized by Google

Dieſer tiefinnerliche Charakter der erſten Epoche der Reformationszeit prägt denn auch dieſem Werk einen ganz anderen Stempel auf, als ihn die berühmten Husbilder Leſſing's an ſich tragen. Es iſt nicht wilder Fanatismus, der, mit dem Schwert und dem Feuerbrand in der wuchtigen Fauſt, die religiöſen Fragen zum Austrag bringen will; es iſt nicht das Martyrium eines todesmuthigen und unerſchütterlichen Kämpfers gegenüber der ſtolzen und erbarmungsloſen, der übermüthigen Hierarchie der ſtreitenden und herrſchenden Kirche, ſondern gleichberechtigt ſtehen ſich da zwei Wortführer gegenüber, um mit der Kraft der Rede, mit allem Aufwande von Gelehrſamkeit und Streitkunſt der Wahrheit den Sieg zu erringen.

Die Anordnung des Bildes iſt folgende: Wie es die Geſchichtſchreibung überliefert hat, ſind zwei Katheder im geräumigen Saale aufgerichtet, um die ſich die Anhänger der beiden Streitenden gruppiren, rechts vom Beſchauer Eck, umgeben von den Leipziger Profeſſoren, „die ihn als einen Verbündeten wider die benachbarten Rivalen freudig bewillkommt“ hatten, links Luther, mit welchem Melanchthon, Carlſtadt, Bugenhagen und zahlreiche Wittenberger Studenten gekommen waren, unten der Notar, der, wie bei einem Proceß, Rede und Gegenrede aufzuzeichnen hatte, und der Hofnarr des Herzogs Georg von Sachſen; in der Mitte, etwas erhöht unter einem Baldachin, dieſer Fürſt ſelbſt, ein Gegner der Reformation, der nur in der Hoffnung, daß die ihm als unumſtößlich geltende Wahrheit zum Siege gelangen werde, die Disputation befördert hatte; neben ihm der junge Herzog Barnim von Pommern, ein begeiſterter Anhänger Luther's, damals in Wittenberg ſtudierend, mit der Würde eines Rectors geziert, der mit Luther und den Seinigen von der Nachbaruniverſität herübergekommen war. Mit großem Geſchick hat

Digitized by Google

es der Meiſter verſtanden, die beiden Gruppen äußerſt lebendig anzuordnen, und aus ihnen heraus die zwei Kämpfer mit beſonderer Bedeutung hervorragen zu laſſen. Luther iſt der Mitte des Bildes näher gerückt als ſein Gegner, und da ſich die dunkle Silhouette ſeines Kopfes ſcharf von der durch ein hochgelegenes Fenſter hellbeleuchteten Wand abhebt, erſcheint er ſofort beim erſten Blick als der eigentliche Mittelpunkt, als die Hauptfigur des Bildes. Umgekehrt tritt Eck zwar hinter dieſer bevorzugten Stellung Luther's zurück, doch iſt auch ſeine Stellung, indem er ſich von der dunkeln Wand heller abhebt, eine ausgezeichnete, ſo daß man keinen Augenblick vergißt, daß der Streit Beider, nicht etwa nur die begeiſterte Rede des einen, der Gegenſtand des Gemäldes iſt. Ganz meiſterhaft iſt die Charakteriſtik der Köpfe und — fügen wir hinzu — der Hände der Perſonen, die wir noch einzeln näher zu betrachten haben. In ruhiger Haltung, mit gekreuzten Beinen, ſitzt Herzog Georg auf ſeinem erhöhten Stuhle. Sein Geſicht ſpricht nicht etwa Gleichgültigkeit, ſondern jene vornehme Kühle und Objectivität aus, welche ſo oft die Großen der Erde zu bewahren oder wenigſtens äußerlich zu zeigen verſtehen, in Augenblicken, in denen die minder hoch geſtellten Sterblichen ſich ganz der Wirkung des Moments überlaſſen. Sein Herz iſt nicht bei der Sache, aber ſichtlich erweckt der Kampf, in welchem beide Männer ihr Beſtes einſetzen, ſein lebhaftes Intereſſe. In einer Stunde wird er vielleicht mit derſelben Miene den Bericht ſeines Hofmarſchalls über die nächſte Jagd, das nächſte Hoffeſt entgegennehmen. Ganz anders wirkt die Bedeutung des Vorganges auf ſeinen Nachbar, den jungen Barnim von Pommern. Die Freude über die Beredſamkeit ſeines Luther liegt auf ſeinem Antlitz und leuchtet aus ſeinen Augen; ihm iſt der Sieg ſeines Freundes eine Herzensſache.

Digitized by Google

Eine schwere grobknochige Gestalt steht Eck da, mit den gewaltigen Fäusten auf den Katheder gestützt. Der geistige Hochmuth thront auf seiner Stirne, und um die Lippen schwebt ein Zug der Unfehlbarkeit, wie er dem Bannerträger der päpstlichen Autorität wohl ansteht. Sobald sie sich öffnen, wird man daraus die Worte vernehmen: „Ehrwürdiger Vater! Wenn Ihr glaubt, daß ein rechtmäßig versammeltes Concilium irren könne, so seid Ihr mir wie ein Heide und Zöllner." Für ihn war die Disputation unnöthig, er war überzeugt, und unerschütterlich von dem überzeugt, was er vertheidigte; er konnte belehren und bekehren; belehrt und bekehrt werden — nimmermehr.

Milder, aber im Grundzug ihm gleichend, blicken die Männer und Jünglinge, die um ihn sitzen, keine bedeutenden Köpfe, wohl aber mancher, dessen ernster Blick und gefurchte Stirne auf tiefe Gelehrsamkeit und durchwachte Nächte deuten. Keine der typischen Figuren sehen wir da, wie sie sonst auf Bildern angebracht zu werden pflegen, auf denen ein starrer und rechthaberischer Klerus dargestellt werden soll, auch nicht solche Typen einer in Weltlust und Sinnlichkeit versunkenen Priesterschaft, wie sie auf Lessing's „Hus vor dem Concil" so meisterhaft geschildert sind; höchstens aus dem Auge des Mönchs, der hinter Eck geringschätzig auf das Redeturnier herabschaut, blickt der fanatische Zug eines Ketzerrichters. Weit bedeutender ist die Gruppe, die um Luther geschaart ist: Melanchthon, der mit mildem Auge und ein stilles Sinnen im Antlitze den Worten des Freundes lauscht; Carlstadt, mit einem trotzigen Zug im Gesicht, als zürne er sich und Anderen über die geringen Erfolge, die an den vorangegangenen Tagen seinen Wortkampf mit Eck gekrönt; Jünglinge, deren lauschendes Ohr an den Lippen des Meisters hängt, wie ihr schwärmerischer Blick voll Entzücken seinen Bewegungen folgt; hier hat

Digitized by Google

der Künstler auch sein eigenes Bild in höchst charakteristischer Weise angebracht: in bürgerlicher Kleidung, die weit vorgestreckte Rechte auf einen starken Stock gestützt, erscheint er gleichsam als der Repräsentant des deutschen Volkes, das hinter dem Reformator steht, und die energischen Züge des Meisters scheinen ein stolzes Wort von Muth und Ausdauer in allen Fährlichkeiten des Lebens zu sprechen.

Kommen wir endlich zu Luther selbst. „Luther", sagt Ranke, „war von mittlerer Gestalt, damals noch sehr hager, Haut und Knochen; . . . er stand in der Blüthe des männlichen Alters, seinem sechsunddreißigsten Lebensjahre." So ist er hier dargestellt. Und gerade das frappirt zumeist im ersten Augenblicke. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß uns die Züge der größten Männer unserer Nation so vorschweben, wie diese in ihrem Alter ausgesehen. Der Knabe, der sich an den Thaten Friedrichs des Großen begeistert, sieht den „alten Fritz" mit dem Krückstock im Garten zu Sanssouci wandelnd abgebildet; der Jüngling, welchen Goethe's Dichtungen entzücken, stellt sich den Dichter des Werther und des Götz so vor, wie ihn Rauch mit dem gewaltigen Haupt eines Zeus gebildet, und Luther steht gemeinhin als eine unschöne Gestalt, wohlbeleibt und mit hängenden Backen vor unserem geistigen Auge. Wie sehr ist es zu beklagen, daß Albrecht Dürer nicht das Vorhaben ausführen konnte, dessen er in einem Briefe an Georg Spalatin erwähnt, ein Bild des Reformators zu zeichnen und in Kupfer zu stechen!

Hier nun, in diesem Bilde, hat Lessing dem deutschen Volke den jungen Luther, den Luther von 1519, den Helden der Reformation, den begeisterten und begeisternden Redner wiedergeschenkt. Wie wir sein Profil hier vor uns sehen, wollen uns im Anfange die feingeschnittenen Züge fremd erscheinen; aber wenn wir näher hinschauen, so finden wir doch

Digitized by Google

aus dieſem ſchönen, jugendfriſchen Antlitz die Züge heraus, die an dem uns bekannten des älteren Mannes ſo charakteriſtiſch ſind, vor allem die breite Stirne und den eigenthümlichen Bau der Naſe. Die Haltung Luther's iſt eine außerordentlich lebendige. Indem die linke Hand auf eine Stelle der aufgeſchlagenen Bibel hinweiſt, deutet die etwas nach vorn geneigte Geſtalt, die erhobene Rechte — ein wahres Meiſterwerk — auf die eindringliche Gewalt der Worte, mit denen er den Gegner für ſeine Ueberzeugung zu gewinnen ſucht. Es iſt noch nicht der Luther, der die Worte ruft: „Hier ſtehe ich, Gott helfe mir; ich kann nicht anders," noch nicht der fertige und ganz in ſich gefeſtigte Mann; das Erz, aus dem er gemacht war, iſt noch im vollen Fluſſe, noch ſtrömt das Blut der Jugend in ſeinen Adern, noch glaubt er an die Möglichkeit, die geſammte Kirche mit ſich fortzureißen zu einer genügenden, allſeitig als nothwendig erkannten Reform an Haupt und Gliedern. Es iſt nicht der Staatsmann, nicht das Haupt einer neuen Kirche, nicht der Gelehrte — es iſt der Reformator Luther, der Idealiſt, der gewaltige Redner, deſſen Worte zünden und mit fortreißen, nicht durch den Reichthum der Gelehrſamkeit und die Künſte der Schule, ſondern durch die Empfindung, „daß er die Wahrheit ſuche". Man kann vielleicht nicht ganz ohne Grund den Einwand erheben, daß Luther doch gar zu jung dargeſtellt ſei. Indeß iſt ja doch wohl dem Maler ſo gut wie dem Dichter, dem Eindruck des ganzen Kunſtwerks zu lieb, eine poetiſche Licenz erlaubt. Vielleicht hat der Meiſter durch die jugendlichen Züge, die er Luthern gegeben, auch auf den gährenden, jugendmuthigen Charakter der kirchlichen Reformbewegung hinweiſen wollen, wie er überall gegenüber der retardirenden, maßvolleren Haltung der Vertheidiger des Alten, Hergebrachten, aufgetreten iſt. Im Bilde übt dieſer

Digitized by Google

Gegenſatz jedenfalls eine ſehr auffällige Wirkung und dürfte ſomit auch gegenüber den Einwänden, die aus der Chronologie hergenommen ſind, gerechtfertigt erſcheinen.

Dies wird genügen, um die Bedeutung dieſes neueſten Werkes Leſſing's erkennen zu laſſen, das wir, vielleicht nicht in der erſten unmittelbaren packenden Wirkung, wohl aber, was Harmonie des Ganzen, Wahrheit und Charakteriſtik der einzelnen Figuren und Ueberwindung großer Schwierigkeiten betrifft, noch über ſeine anderen großen Hiſtorienbilder ſtellen.

Digitized by Google

Die freiwillige Hülfsthätigkeit unter dem rothen Kreuze und die Friedensarbeit der Hülfsvereine.

Unter den großartigen Leistungen, durch welche sich während des deutsch-französischen Krieges unser Volk ausgezeichnet hat, nimmt die freiwillige Hülfsthätigkeit unter dem Zeichen des rothen Kreuzes im weißen Felde eine ehrenvolle Stellung ein; wohl bescheiden und weit zurücktretend hinter den gewaltigen Thaten unserer siegreichen Armeen, aber innerhalb des ihr angewiesenen Wirkungskreises jenen Thaten ebenbürtig durch die ebenso patriotische wie humane Idee, welche sie beseelte, und durch die Intensität, die Ausdauer und die Tüchtigkeit, welche die unter diesem Zeichen Wirkenden bethätigt haben.

Diese Hülfsthätigkeit hat noch keine langjährige Geschichte hinter sich. Aus der Wiege, wenn man so sagen darf, ward sie auf das Schlachtfeld geführt, um dort, wie in außerordentlichen Zeiten Alles sich in ungewöhnlicher Art gestaltet, sofort zu thatkräftiger und selbständiger Reife zu erwachen.

Im Jahre 1867, auf einer Conferenz von Vereinsdelegirten in Würzburg, trat der Gedanke einer einheitlichen

Digitized by Google

Organisation aller deutschen Hülfsvereine zuerst in die Erscheinung, nachdem sie, in Folge der Genfer Convention seit 1859 entstanden, vereinzelt schon in den Jahren 1864 und 1866 Bedeutendes geleistet hatten. Auf der internationalen Conferenz zu Berlin im Jahre 1869 erlangte sodann diese auf fruchtbaren Boden gefallene Anregung eine feste Gestalt. Aber diese Concentration der vornehmsten Organe der freiwilligen Hülfsthätigkeit war weit davon entfernt, eine vollendete Centralisation des gesammten den Zwecken der freiwilligen Krankenpflege dienenden Vereinswesens zu sein. Große Gruppen blieben dieser Organisation ferne; einmal manche Vereine, welche die Wirksamkeit ihres Vereinslebens fruchtbarer entfalten zu können glaubten, wenn sie völlig uneingeschränkt nur den eigenen Impulsen folgten; sodann die geistlichen Orden, die sich der Krankenpflege widmen; endlich jene Ritterorden, auf deren Programm ebenfalls die Pflege der Kranken, besonders der Verwundeten im Kriege steht, die Johanniter und die Malteser. Auch blieb die größte Zahl der Frauenvereine dem unmittelbaren Vereinsverbande ferne, wobei indeß zu bemerken ist, daß gerade die bedeutendsten derselben mit den Männervereinen ihrer Länder in bester Harmonie zusammenwirkten.

Es kann eine offene Frage bleiben, was der gesunden und lebenskräftigen Entfaltung und Weiterbildung des Vereinswesens förderlicher sei: eine festere Zusammenfassung unter strammer einheitlicher Leitung, oder eine losere Verbindung bei möglichst freier Ausbildung localer Eigenthümlichkeiten, stets vorausgesetzt eine ausgesprochene Uebereinstimmung in gewissen, Allen gemeinsamen Zielen und eine Gleichförmigkeit in den Hauptrichtungen, die zu diesen Zielen hinführen. Man wird hier wohl unterscheiden müssen zwischen der Kriegs- und der Friedensthätigkeit der Vereine. Entsprechend der ein-

Digitized by Google

heitlichen Gestaltung der deutschen Kriegsverfassung wird in Allem, was die Vereinsthätigkeit im Kriege betrifft, die möglichste Einheit des Handelns, das Ineinandergreifen aller Organe unter fester Leitung der Centralstelle eine Grundbedingung praktischer Wirksamkeit sein. Im Frieden dagegen werden sich locale Verhältnisse und Bedürfnisse für das Leben der Einzelvereine immer als maßgebend erweisen dürfen.

Im letzten Kriege hat es das Centralcomité der deutschen Vereine zu Berlin, das anerkannte officielle Haupt der sämmtlichen deutschen Hülfsvereine, vortrefflich verstanden, bei entschiedenem Festhalten der einheitlichen Leitung aller ihm unterstehenden Zweige der Vereinsthätigkeit, den Einzelvereinen gerade da den weitesten Spielraum zu lassen, wo das Handeln selbständiger Organe in der Peripherie einer bloßen Ausführung der aus dem Centrum kommenden Directiven vorzuziehen war.

Nun kommt ein Umstand hinzu, der die Vereinswirksamkeit in eigenthümlicher Weise berührt hat.

Nach der königlich preußischen Militär-Sanitäts-Instruction von 1869 war die oberste Leitung der gesammten freiwilligen Hülfsthätigkeit sowohl auf dem Kriegsschauplatze wie in der Heimath in die Hand eines von Sr. Majestät dem Könige ernannten Commissars und Militär-Inspecteurs gelegt, der seinerseits für alle Zweige der freiwilligen Krankenpflege eine große Zahl von Delegirten zu ernennen das Recht hatte. Bei dieser Ernennung nun war ihm durch dieselbe Instruction zur Pflicht gemacht, seine Delegirten vorzugsweise aus der Zahl der Johanniter- und Malteserritter zu wählen. Wo also diese Ritter auftraten, erschienen sie nicht als Vertreter ihrer Orden, sondern lediglich als Abgeordnete und Bevollmächtigte des königlichen Commissars.

Dieses Verhältniß ist während des Krieges von 1870 bis

Digitized by Google

1871 nicht immer klar hervorgetreten. Die Delegirten selbst schienen sich desselben nicht immer bewußt zu sein, und denjenigen, die mit ihnen in Verkehr zu treten hatten, stellte sich der Delegirte zunächst als Angehöriger der Corporation dar, deren äußere Abzeichen er trug. Es konnte also nicht ausbleiben, daß bei den unvermeidlichen Collisionen, die sich zwischen den Delegirten einer-, den Vereinen und ihren Angehörigen andererseits ergaben, sich eine gewisse Mißstimmung gegen den Johanniter- und Malteserorden herausbildete, besonders da, wo die größtentheils aus norddeutschen Edelleuten bestehenden Delegirten mit süddeutschen Vereinsmitgliedern in Berührung kamen. Daraus hat sich schließlich, und ganz besonders in Süddeutschland, eine ausgesprochene Feindseligkeit, ein absolut absprechendes Urtheil gegen den Johanniterorden und seine Mitglieder ergeben, welches in dieser Allgemeinheit gewiß durchaus unberechtigt ist.

Unter den Johanniterrittern war eine große Zahl ausgezeichneter Männer, die ihrer Aufgabe vollkommen gewachsen waren und sich derselben mit der größten Hingabe und Aufopferung widmeten. Diese Männer hatten durch ihre Stellung in der Gesellschaft, durch ihre Uniform, durch ihre Bekanntschaft mit den Officierkreisen Vorzüge, die absolut durch nichts zu ersetzen sind und die Thätigkeit der Organe der freiwilligen Krankenpflege, welche unter ihrer Leitung standen, in ganz besonderer Weise förderten. Daß es auch an gerechtfertigten Klagen gegen einzelne Personen nicht fehlte, versteht sich von selbst; es erscheint nur als eine Pflicht der Billigkeit, gegen das Generalisiren der Klagen und Verurtheilungen aufzutreten, gegen welches zu protestiren die Mitglieder der Hülfsvereine eben so guten Grund haben wie die Ordensritter. Durch die Kriegssanitätsordnung von 1878, welche für die gesammte Thätigkeit der freiwilligen Krankenpflege in ihren Beziehungen

Digitized by Google

zu den officiellen Organen der Armee eingehende Bestimmungen aufstellt, sind alle Vereine und Corporationen, welche in Friedenszeiten sich mit der Krankenpflege befassen, berechtigt, dem kaiserlichen Commissar geeignete Personen zu Delegirten vorzuschlagen. Man wird in dieser Neuerung eine sehr wesentliche Verbesserung erblicken dürfen, wenn auch eine unmittelbare Verbindung der Vereinsorgane mit den Chefs der militärischen Sanitätsanstalten noch wünschenswerther gewesen wäre.

Um uns ein Bild der Vereinsthätigkeit vor Augen zu stellen, wird es nöthig sein, zunächst nach dem Kriegsschauplatze zu blicken und zu sehen, wie es denn da der freiwilligen Krankenpflege möglich war, sich, in Ergänzung der officiellen Sanitätsanstalten der Armee, nützlich zu machen.

Das Ideal, das wohl bei Bildung der Männervereine überall vorschwebte: Hülfe auf dem Schlachtfelde selbst zu leisten, hat sich verhältnißmäßig am wenigsten erreichbar erwiesen. Große Colonnen von Helfern sind ausmarschirt, nur ganz kleinen Abtheilungen derselben ist es gelungen, in so enge Verbindung mit den kämpfenden Truppentheilen zu treten und in derselben zu verbleiben, um da, wo freilich die Hülfe am nöthigsten, aber auch am schwierigsten zu leisten ist, thätig einzutreten. Es ist absolut unmöglich, eine so große Zahl von Krankenträgern im Gefolge einer Armee mitzuführen, wie sie nöthig wäre, um, wenn die Stürme der Schlacht wüthen, und an den schrecklichen Abenden und in den noch schrecklicheren Nächten, wenn der Donner der Kanonen und das Knattern der Gewehrsalven verstummt ist, wenn durch die Schauer der Nacht das Wimmern und Stöhnen der Kampfesopfer dumpf und kläglich ertönt, um da jene Hülfe zur Hand zu haben, die in wenigen Stunden die Aufgabe erfüllen könnte, welche die in der That vorhandenen Kräfte

Digitized by Google

oft nur im Verlaufe mehrerer Tage und für Viele überhaupt nicht mehr zu lösen im Stande sind.

Einigen Abtheilungen deutscher freiwilligen Hülfscorps ist es gelungen, diese höchste, schwierigste, freilich auch lohnendste Aufgabe der freiwilligen Krankenpflege erfüllen zu dürfen. Aber es wird dies immer nur ausnahmsweise der Fall sein können. Die eigentliche, regelmäßige, fest organisirte und normirte Thätigkeit der Vereinsorgane wird immer ihre erste Station im Feldlazareth haben.

Ein Feldlazareth! Wie wenige von denen, welche mitleidigen Herzens sich den Vereinslazarethen genaht und da, in schönen, geräumigen Sälen, in eigens für diesen Zweck erbauten Baracken Gelegenheit gehabt haben, den Verwundeten und Kranken Trost und Hülfe zu spenden, wie wenige machen sich eine Vorstellung, wie ein Feldlazareth beschaffen ist. Da ist nicht lange Zeit, sich nach schönen und günstig gelegenen Räumen umzusehen. Wo sich eben die Gelegenheit bietet, muß sich das Lazareth etabliren. Die Kirche mit ihrem kalten Steinboden, der dürftig mit Stroh bedeckt wird, aber doch mit schützendem Dache und hohen luftigen Gewölben, das ist schon ein günstiger Platz; aber wie oft ist es nur eine Scheune, wie oft sind es die halbzerschossenen dumpfen Stuben eines Bauernhauses, um das vor wenigen Stunden noch der Kampf getobt hat, wo nun der Schauplatz der ärztlichen Bemühungen aufgeschlagen wird. Wie primitiv sind da alle Einrichtungen, wie fehlt es nach großen, blutigen Kämpfen wo die Opfer nach Tausenden zählen, bald an Allem, was nöthig ist!

Da nun ist der Moment, in dem den officiellen Sanitätsanstalten, welche absolut unmöglich alle die an sie herantretenden Aufgaben zu lösen im Stande sind, die Vereine zu Hülfe kommen können.

Digitized by Google

Schon nahen sich schwer bepackte Wagen, von kräftigen Männern geleitet, deren Arm die weiße Binde mit dem rothen Kreuze ziert. Da werden die Fässer und Tonnen und Säcke abgeladen, und bald gelingt es, den Verwundeten, den Kranken zu spenden, wonach sie lechzen: stärkende Weine, kräftige Brühen, frische Wäsche, weiche Kissen — das Alles ist von dem nächsten Stapelplatze auf den ersten Ruf herbeigekommen. Aber nicht nur dieses, auch eine andere Wohlthat haben die Wagen mitgebracht. Bald sieht man ordnend und säubernd Frauenhände in dem Lazarethe thätig, mit sicherem Blicke, mit kundiger Hand sind um die armen Kampfesopfer die wackeren Schwestern beschäftigt.

Es möchte unnütz erscheinen, von dem zu sprechen, was Allen bekannt ist, und doch ist es geboten, hier Zeugniß zu geben von den heroischen Leistungen der deutschen Frauen auf dem Gebiete der Krankenpflege im Kriege. Da sind denn in erster Reihe die Ordensschwestern, die religiösen Pflegerinnen zu nennen, barmherzige Schwestern, Diaconissen und wie sie sonst heißen, die hinüber geeilt sind in Feindesland, als es galt die Wunden zu heilen, die die tobende Schlacht geschlagen. Man kann nicht genug die opferwillige Hingabe, die selbstlose Freudigkeit hervorheben, mit der diese frommen Frauen sich ihrer schweren Aufgabe gewidmet haben. Freund und Feind waren einstimmig in dem Gefühle der Bewunderung und des Dankes für die Leistungen dieser Pflegerinnen. Ihr Ordenskleid, das ihrem Auftreten von vorne herein eine geheiligte Würde verlieh, war auch da, wo sie des Schutzes vaterländischer Krieger entbehrten, für sie selbst und die ihnen anvertrauten Kranken ein Talisman, der sie vor jeder Unbill bewahrte und mit jener Weihe umgab, vor der Roheit wie Frivolität scheu zurückweicht.

Ein Theil dieser Schwestern war schon im Frieden trefflich

Digitized by Google

geschult in den ihrer Sorge anvertrauten Krankenhäusern, andere unterzogen sich mit derselben Hingabe den häuslichen Arbeiten, die im Lazarethe von nicht geringerer Bedeutung sind als die unmittelbare Krankenpflege. Auch die Ordensschwestern, die in Feindesland heimisch waren, und deren Anstalten für die Zwecke der Krankenpflege in Anspruch genommen wurden, haben im Ganzen und Großen ihre Aufgabe zur vollen Zufriedenheit gelöst, wenn auch Fälle vorkamen, in denen die Abneigung gegen den Feind weder durch das menschliche Gefühl des Mitleids noch durch die Vorschriften der Religion ganz überwunden wurde.

Mit dieser Anerkennung der hohen Verdienste der Pflegerinnen aus der Reihe der Ordensschwestern soll den Leistungen und den Vorzügen der weltlichen Krankenwärterinnen keineswegs zu nahe getreten werden. Bei diesen muß nun freilich scharf unterschieden werden zwischen den völlig ausgebildeten, ebenfalls zu einer Corporation gehörenden Pflegerinnen, wie die des badischen Frauenvereins, des hessischen Alice- oder des sächsischen Albertvereines, und jenen, welche, sei es dem Drange des Herzens oder dem Gebote der Vaterlandsliebe folgend, sei es von dem Gefühle der Unbefriedigung mit dem heimischen Dasein getrieben, auf den Kriegsschauplatz eilten. Die ersteren haben da, wo sie von ihren Vereinen hinbeordert waren, ihren Platz würdig neben den Ordensschwestern eingenommen und mit ihnen an Hingabe und Sorgfalt gewetteifert, die letzteren aber haben theilweise die weibliche Krankenpflege in Mißcredit gebracht. Auch unter ihnen haben einzelne Damen Außerordentliches und der höchsten Anerkennung Würdiges geleistet; das waren zumeist solche, denen ein organisatorisches Talent eigen war, und die an der Spitze der ökonomischen Verwaltung von Lazarethen in freundlichem Zusammenwirken mit den Aerzten sich große Verdienste erwarben. Im Allgemeinen

Digitized by Google

aber wird daran festzuhalten sein, daß auf dem Kriegsschauplatze nur solche Frauen ihre Stelle auszufüllen vermögen, welche einem religiösen Orden oder einer auch im Frieden der Krankenpflege zugewandten Corporation angehören.

Jene Art der Feldlazarethe, die wir eben erwähnt, hätte richtiger Verbandplatz genannt werden sollen. Es sind das eben die ersten Stadien eines nach der Schlacht etablirten Feldlazarethes. Bei einer Belagerungsarmee, oder wo es nöthig ist, daß, während die Armee vorrückt, Lazarethe sich bis zur Möglichkeit der Evacuation ihrer Insassen Wochen lang fest niederlassen, da ist natürlich das Innere eines Feldlazarethes bald verwandelt. Dann wird es möglich, bessere Räume auszusuchen und größere Sorgfalt auf die Lagerung der Kranken zu verwenden. Wir haben Feldlazarethe gesehen, welche in Bezug auf die Sauberkeit, ja sogar den Comfort ihrer Einrichtung mit jedem Vereins-Reservelazareth wetteifern konnten.

Aber auch in diesem Stadium können die Feldlazarethe der Unterstützung durch die Hülfsvereine nicht entbehren. Die militärischen Vorschriften müssen nach einer gewissen knappen und normalen Oekonomie eingerichtet sein, sie können nur das absolute Bedürfniß der Kranken, nicht aber das im Auge haben, was den Kranken an Ueberfluß, an Comfort, an Annehmlichkeit zu bieten, die erfinderische Liebe der zu Hause Zurückgebliebenen bereit gemacht und auf den Kriegsschauplatz nachgesendet hat.

Und hier treten nun, ergänzend und helfend, die Depots den Lazarethen zur Seite. In Gegenden, wo eine Anzahl von Feldlazarethen sich etablirt hatte, wurden regelmäßig größere oder kleinere Depots der Hülfsvereine errichtet. An der Spitze derselben standen Verwalter, welche die Vereine ernannten, und denen, je nach dem Geschäftskreise der Depots,

Digitized by Google

eine größere oder kleinere Zahl von Gehülfen beigegeben war. Kleinere, vorgeschobene Depots wurden von Hauptdepots gespeist, die an passenden Eisenbahnstationen errichtet waren und ihrerseits aus der Heimath ihre Vorräthe fortwährend ergänzten.

Ein wohleingerichtetes Depot ist wie ein großes Waarenlager. Hochaufgestapelt ziehen sich an den Wänden entlang die zahllosen Gegenstände, die in den Lazarethen gebraucht werden. Man kann diese in drei Kategorien eintheilen: Betten, Wäsche, Verbandzeug; Lebens- und Genußmittel; Instrumente und Arzeneien. Ueber alle diese Dinge werden gesonderte, wohlgeordnete Bücher geführt, Zu- und Abgang wird eingetragen, die Belege werden für sich verwahrt; es ist ein völlig kaufmännisch geführtes Geschäft. Wenn man erwägt, daß neben der guten, für die Conservirung aller dieser verschiedenen Gegenstände geeigneten Aufbewahrung auch die planmäßige Ergänzung und die nach dem Vorrathe und den zu erwartenden Sendungen zu bemessende Abgabe der Sorge und Entscheidung des Depotverwalters übertragen ist, so kann man leicht ermessen, daß die Stelle eines Depotverwalters eine wichtige, und die Führung dieser Geschäfte eine schwierige und sehr verantwortliche ist.

Das Leben und Treiben in einem Vereinsdepot ist denn auch ein sehr bewegtes. Schon in der frühen Morgenstunde pocht es an der Thüre, und vor dem Oeffnenden steht ein Wagen, den ein benachbartes Lazareth herübergeschickt hat, um den Bedarf für die nächsten paar Tage zu requiriren; dann kommen die Requisitionsscheine der Aerzte aus den am Sitze des Depots etablirten Lazarethen, die regelmäßig nach vollendeter Visite ausgestellt werden; dann eilt Jemand vom Bahnhofe herbei, wo ein Krankenzug hält und verschiedene ausgegangene Vorräthe zu ergänzen wünscht; ein reitender

Digitized by Google

Bote kommt herangesprengt, um für ein Lazareth in der Nachbarschaft Chloroform zu erbitten, das dort mangelt und doch bei den vielen schweren Operationen nicht entbehrt werden kann; wieder kommt ein Wagen herangerasselt, eine Kiste wird abgeladen, sie soll mit Eis gefüllt werden; glücklicherweise ist es dem Spürsinne des Depotverwalters nicht entgangen, daß sich im Orte ein großer Eiskeller befindet, er hat sich in den Besitz des Schlüssels gesetzt, und die wohlgefüllte, sorgfältig mit Stroh umhüllte Kiste bringt das ersehnte Eis an seinen Bestimmungsort. Nun ertönt die Marschtrommel, ein Regiment kommt durch die Straße gezogen, einer der Aerzte spricht im Depot vor, um für die Halbkranken, die auf dem Gepäckwagen sitzen, einige Labemittel zu erbitten. Nun wieder kommt ein Bote aus dem Lazarethe; ein Dutzend Reconvalescenten soll evacuirt werden, für sie sind Leibbinden, Wollsocken, Flanellhemden nöthig. Inzwischen ist der Divisionsprediger hereingetreten, er kennt schon den Schrank, in dem die Bücher verwahrt sind, und er genießt das Privilegium, sich selber aussuchen zu dürfen, was er für seine Pflegebefohlenen wünscht; mit Bibeln, Liederbüchern, Erzählungen beladen, verläßt er die Räume des Depots. Dann kommen die Abgesandten der Truppenärzte. Es fehlt nicht an Revierkranken; stärkende Weine, Fleischextract, Cognac werden für diese erbeten, für andere Wollenwaaren, denn nur warm gekleidet können sie Dienst thun, ohne einen Rückfall befürchten zu müssen. Endlich, etwas schüchtern, kommen einzelne Leute, Soldaten, die aus den Quartieren herübergeschickt sind, um einzukaufen, Begleiter von Gefangenentransporten, Ordonnanzen. Auch sie betrachten das Depot als eine Quelle, aus der sie gerne schöpfen möchten. Im Allgemeinen gilt freilich der Grundsatz, daß an gesunde Soldaten nichts abgegeben wird; aber wenn einer besonders

Digitized by Google

rührend betteln kann, oder wenn unter der geöffneten Uniform ein gar zu malerischer Defect der Leibwäsche sich offenbart, hat wohl auch der strengste Depotverwalter einmal einen schwachen Augenblick und verläugnet seine Grundsätze; er wird dafür auf Indemnität rechnen dürfen.

Aber die Requisitionen mehren sich, und es kommen Tage, da auch dem umsichtigsten Depotverwalter die Vorräthe vor der Zeit ausgehen. Da wird dann freilich das Hauptdepot, das dem Kriegsschauplatze zunächst liegt, oder das Centraldepot der Heimath mit Drahtberichten bombardirt. Der Ungeduldige da draußen denkt dann oft nicht daran, in welchem Mißverhältnisse die Schnelligkeit, in der seine Depeschen befördert werden, mit der Langsamkeit in der Beförderung des von ihm Verlangten steht. Liegt das Depot an der Bahn, und ist die Bahn nicht durch Truppen-, Geschütz- oder Munitionszüge völlig in Anspruch genommen, nun dann geht die Beförderung immerhin erträglich rasch. Muß man aber seine Zuflucht zum Transport der Depotgegenstände durch Landfuhrwerk nehmen, das ist dann allerdings eine höchst langwierige und langweilige Sache. Die Männer, welche solche Transporte, oft auf sehr weiten Strecken, geleitet haben, verdienen besonders rühmliche Erwähnung, und wer nie halbe Tage lang in einer Colonne gefahren ist, wer nie die herannahende Gefahr des „Colonnenwahnsinnes" verspürt hat, wie unsere Officiere, die das Geschick zu einer Colonne verschlug, das Gefühl bei solchen Reisen getauft haben, der weiß nicht, welche Leistung es war, einen Transport von zehn, zwölf und mehr Wagen mit widerwilligen Kutschern, schlechten Pferden, schadhaften Wagen, auf durchweichten und bodenlosen Straßen durch Wind und Wetter den Depots zuzuführen, um so mehr, als diesen Begleitern, welche auf die Einsicht und den guten Willen der Etappencommandanten angewiesen waren, oft keine

Digitized by Google

andere Autorität als die einer entschlossenen Geistesgegenwart zur Seite stand.

Dafür wurden sie aber auch jubelnd empfangen; denn es ist immer ein Freudentag für einen Depotverwalter, wenn eine große Sendung kommt und Schmalhans wieder aufhören darf, Küchenmeister zu sein.

Mit dem oben Geschilderten ist aber der Dienst des Depotverwalters nicht erschöpft. Die Pflicht ruft ihn auch in die Lazarethe seines Bezirkes. Die Lazarethe an seinem Wohnorte besucht er täglich, die Kranken kennen ihn und verehren ihn besonders als Spender der tröstenden Cigarren; er versieht aber auch, wo nicht ein Delegirter oder der Feldprediger dies besorgen kann, die Rolle eines Correspondenten; mit Postkarten und Briefpapier ausgerüstet geht er von Bett zu Bett: dort giebt er die Karte ab, um sie beschrieben wieder in Empfang zu nehmen, hier schreibt er selbst, was ihm ein bebender Mund dictirt, einen letzten Gruß an die fernen Lieben, ein Wort des Abschiedes und des Trostes an Weib und Kind; dort hält ihm eine zitternde Hand ein Blatt entgegen und bittet wieder und wieder, die freundliche Kunde aus der Heimath zu lesen, die das brechende Auge selbst nicht mehr zu entziffern vermag. Und dieser unmittelbare Verkehr mit den Kranken, so schmerzlich und wehmüthig er auch alle Saiten des Gemüthes berührt, er ist doch das, was in den Strapazen und Gefahren des freiwilligen Krankenpflegers immer wieder Kraft und Muth und Ausdauer verleiht, weil er am directesten den Werth und die Bedeutung der Hülfsthätigkeit vor Augen führt.

Strapazen und Gefahren! Es sind das nicht leere Worte. Gar mancher von denen, die hinaus zogen, um den Kranken helfende Hand zu leihen, kam selbst krank und gebrochen zurück, den Todeskeim im Herzen, und mehr als einer liegt

Digitized by Google

drüben im Feindeslande, ein Opfer seiner edlen Gesinnung. Und wieder andere sind in Feindeshand gerathen und haben, trotz ihrer Neutralitätsbinden, mit langer und harter Gefangenschaft ihre patriotische und humane Thätigkeit belohnt gesehen.

Wir haben weiter oben ausgeführt, daß die Hülfe auf dem Schlachtfelde selbst nur in seltenen Fällen von den Organen der freiwilligen Krankenpflege geübt werden kann. Anders ist es mit der Hülfeleistung auf dem weiten und schmerzlichen Wege von den Verbandplätzen und Feldlazarethen nach der Eisenbahn und von da auf den Bahnzügen in die Lazarethe der Heimath. Hier, wo die Kräfte der officiellen Sanitätsanstalten numerisch absolut unzureichend sind, hier ist das Eingreifen der freiwilligen Krankenpflege in erster Reihe am Platze. Aber für den Transport vom Verbandplatze und von den Feldlazarethen an die Bahn, weithin durch Feindesland, im Rücken der großen Armeen, auf schlechten, durch Etappen nur dürftig geschützten Straßen, in Gegenden, die der Krieg ausgesogen hat, hierfür sind nur wohlorganisirte Hülfscorps mit militärischer Verfassung und Disciplin und vollständig genügender, zu selbständigem Auftreten geeigneter Ausrüstung brauchbar. Alle anderen ungenügend gerüsteten, des festen Bandes der Disciplin entbehrenden Schaaren, so gut auch ihr Wille, so trefflich ihre Gesinnung und ihr Eifer sein mag, sind vom Uebel, werden bei den militärischen Behörden und den Bewohnern discreditirt und zu jeder ernstlichen, tief eingreifenden, in die ordnungsmäßigen Anstalten der Krankenpflege organisch eingepaßten Thätigkeit unbrauchbar sein.

So schwierig es aber auch sein mag, solche Hülfscorps zu bilden, die unbedingt im Frieden schon organisirt werden müssen, so dringend nothwendig ist es anerkanntermaßen, auf

Digitized by Google

diesem Gebiete eine Ergänzung der Lücke zu schaffen, welche die officiellen Sanitätsanstalten nie ganz werden ausfüllen können.

Der Transport der Verwundeten und Kranken — denn die Sorge für die Kranken ist ebenso nothwendig und verdienstlich wie die den Verwundeten zugewandte Pflege — auf der Eisenbahn hat, nach amerikanischem Vorbilde, das ganz neue Institut der Lazareth-, Spital- oder Sanitätszüge in's Leben gerufen. Baiern und Würtemberg haben sich das Verdienst erworben, die ersten wohlausgerüsteten Bahnzüge zum Krankentransporte auf den Kriegsschauplatz geschickt zu haben, während in den ersten Wochen des Krieges alle in diesen Zügen nicht Unterkunft findenden Patienten in sehr primitiv construirter Lagerung, auf einem armseligen Strohlager, im günstigen Falle auf Strohsäcken und Matratzen, in Güterwagen transportirt wurden. Später sind andere Staaten und Vereine diesem Beispiele gefolgt, und bei Beginn des Winters war eine große Zahl von Lazarethzügen ununterbrochen unterwegs, um die Kranken und Verwundeten aus Feindeslande in die Heimath zu führen.

Die Wagen der Lazarethzüge, zu denen sich die nach amerikanischem Systeme gebauten Eisenbahnwagen mit Verbindungsthüren an den Stirnseiten am besten eigneten, wurden, nach Entfernung der Sitze, mit Lagerstätten versehen, die theils auf elastischen Unterlagen auf dem Boden ruhten, theils in Gummiringen oder Gurten hingen; Küche, Apotheke und Vorrathswagen gestalteten diese Bahnzüge zu vollständigen ambulanten Lazarethen, in denen jede mögliche Bequemlichkeit, liebevolle Pflege und ärztliche Hülfe jederzeit zur Hand war. So war es möglich, selbst Schwerverwundete auf den weitesten Strecken, z. B. von Pontarlier bis Stettin, ohne Belästigung und Schaden für ihren Zustand zu transportiren.

Digitized by Google

Auf diesen Lazarethzügen war die Pflege zum größten Theile Männern anvertraut; Krankenwärterinnen traten nur subsidiär ein; den männlichen Pflegern (auf den süddeutschen, überhaupt wohl auf den von Vereinen ausgerüsteten Zügen durchweg Freiwillige, meist junge Leute) lag natürlich auch die Verpflichtung ob, ihre Patienten aus den Lazarethen, oft auf weiten und schlechten Wegen, in die Eisenbahnwagen zu verbringen.

Kein schönerer Anblick läßt sich denken, als wenn der Lazarethzug, an seinem Bestimmungsorte angelangt, nach Aufnahme der Patienten sich zur Heimfahrt rüstete. Die Leute waren so bequem wie möglich gelagert, wurden nach ihrer Aufnahme nach Bedarf mit frischer Wäsche versehen, dann kam ein stärkender Labetrunk, die Cigarre wurde angezündet, und wenn dann die Signalpfeife der Locomotive erklang, und der lange Zug sich in Bewegung setzte, da zog es wie ein Hauch neuer Lebenslust über die Gesichter der armen Burschen. Mancher dünkte sich schon halb gerettet, wenn er nur in diesem Zuge geborgen war und die Sicherheit hatte, daß es nun nach Hause gehe. Ach, wie Mancher hat doch seine Heimath nicht wieder gesehen!

Es ist endlich noch einer Einrichtung der freiwilligen Krankenpflege zu erwähnen, der sogenannten Erfrischungsstationen. Auf großen Stationen der Eisenbahn, wo auch für gewöhnliche Züge Ruhepunkte zu sein pflegen, waren von den Militärbehörden die geeigneten Vorkehrungen zur Speisung der Passanten getroffen. Aber für Kranke und Verwundete genügt es nicht, an den Stunden der Hauptmahlzeiten das zugemessene Quantum von Speise und Trank zu erhalten; der geschwächte Organismus verlangt öfter Nahrung und giebt sich dann lieber mit geringeren Quantitäten zufrieden. Aus diesen Erwägungen ging von Seiten der Hülfsvereine die

Digitized by Google

Gründung der Erfrischungsstationen hervor, an denen den vorüberfahrenden Patienten stärkende Brühen, kräftige Getränke, wohl auch vollständige Mahlzeiten dargeboten wurden. Je nach der Größe der Station, nach der durchschnittlichen Dauer des Aufenthaltes der Züge, waren die Einrichtungen an solchen Stationen verschieden; an den meisten war ein geordneter Dienst, mit einander ablösenden Rotten eingeführt, und während die sorglichen Frauen in der da und dort eigens für diesen Zweck construirten Küche ihres Amtes walteten, eilten die Männer mit mächtigen Servierbrettern von Wagen zu Wagen und spendeten Labung.

In Feindesland waren die Anforderungen, welche an eine solche Anstalt gestellt wurden, mannichfacher, der Dienst weniger regelmäßig, der Verkehr viel bunter.

Es möge erlaubt sein, die Schilderung einer solchen Erfrischungsstation über dem Rheine drüben hier einzufügen und dazu die von dem badischen Hülfsvereine zu Brumath im Elsaß, an der Straßburg-Pariser-Bahn begründete Erfrischungsstation zu wählen, welcher ich selbst von Mitte August bis Anfang October 1870 vorstand.

Eine weiße Fahne mit dem rothen Kreuze, die vor einem kleinen Wartesaale befestigt war, sowie die von einem malerischen Talente meiner freiwilligen Mannschaft angefertigte Inschrift verrieth den Ankommenden, was ihrer harre; im zweiten Wartesaale hatte die militärische Bahnhofwache ihr Quartier, zuerst von den Gardelandwehrgrenadieren, später vom ersten pommerschen Füsilierregiment Nr. 34; in der zum Billetverkaufe bestimmten Halle lagen die Matratzen, auf denen die freiwilligen Krankenpfleger ihre Nachtruhe hielten. Statt der Vorhänge waren die großen Pappetafeln mit Reclamen, wie sie in allen französischen Wartesälen zu Dutzenden hängen, an die Fenster befestigt. Ein Neben-

Digitized by Google

zimmer war Brod- und Fleischkammer; in unserer Wachtstube war ein kleiner Kramladen etablirt, aus alten Brettern und Kisten hatte einer der Genossen ein ganz artiges Gestell construirt, in welchem nun, wohl sortirt, alle die guten und nützlichen Dinge aufgespeichert waren, die uns das Vereinsdepot bescheerte, oder die wir vorüberziehenden Transporten abjagten. Da waren Tabak und Cigarren, Zucker und Zwieback, Kaffee und Chocolade, Fleischextract, Portwein und Bordeaux, Cognac und Magenbitter; dann kam allerlei Verbandzeug, es kamen Flanellhemden, Leibbinden und Socken; dann standen in zierlichen Fläschchen Opiumtinctur und einige andere Medicamente, die von den Passanten am häufigsten verlangt wurden, und endlich eine angeblich gegen Ruhr und Cholera helfende Mixtur, die ein Elberfelder Verein in großen Quantitäten nach Frankreich schickte, die wir aber erst dann vertheilen ließen, als einer unserer Feldärzte sie als jedenfalls harmlos bezeichnet hatte. Diese Mixtur erfreute sich sofort besonderer Beliebtheit.

Es war Anfangs keine Kleinigkeit, die Verpflegung der Passanten zu besorgen. Eben erst war die Bahn von Nancy her eröffnet, aber die Telegraphenleitung war noch zerstört, und die Züge, die zu allen erdenklichen Zeiten ankamen, machten sich erst bemerklich, wenn sie etwa einen Kilometer vor der Station ihre Signalpfeife ertönen ließen; dann hieß es sich sputen, um 2—300 Portionen theils erst zu rüsten, theils das Vorbereitete zu vertheilen. Unsere Küche war eine Treppe hoch, in der Wohnung des französischen Bahnhofsvorstandes, der vom Amte suspendirt worden war und einem Deutschen, einem wackeren Hannoveraner, hatte Platz machen müssen. Aber der depossedirte Gallier schlich immer im und um den Bahnhof herum, zum großen Aerger unserer pommerschen Bahnhofwache, die ihn sehr gerne in Nummer Sicher

Digitized by Google

untergebracht hätte; eines Tages war er verschwunden, es hieß, er sei unter die Franc-tireurs gegangen. Seine würdige Gemahlin, eine Dame von grimmiger französischen Gesinnung, obschon sie das ausgeprägteste elsässer „Dütsch" als angeborene Mundart sprach, mußten wir bald darauf mit Beiseitesetzung jeder Galanterie aus der Küche entfernen, welche bisher ihren internationalen Charakter bewahrt hatte; da Madame sich mit der von uns proponirten Zeiteintheilung nicht einverstanden erklärte, setzten wir uns in ausschließlichen Besitz dieses Gelasses und bestellten eine eingeborene Köchin, die in einem evangelischen Pfarrhause gedient und dort deutsche Gesinnung erworben hatte.

Die Bewohner von Brumath waren wacker und mildherzig. Als die Leute sahen, daß wir da Tag und Nacht Wache hielten und, wenn ein Bahnzug ankam, Freund und Feind in gleicher Weise mit Speise und Trank versorgten, da kamen sie, erst einzeln und schüchtern, nach und nach in Schaaren und mit freundlicher Miene herbei und brachten ihr Schärflein für die Kranken und Verwundeten. So thaten zuerst die armen Leute, die in dem Viertel am Bahnhofe wohnten; später kamen auch angesehene Bewohner herbei, stellten uns Wein, Brod, Fleisch zur Verfügung, und eine sehr gewandte Dame, Frau G., organisirte ein Comité von Frauen, das nicht nur die Ueberwachung der Küche übernahm, sondern auch bei der Vertheilung der Gaben in und an den Wagen Theil nahm. Es war freilich bald wahrzunehmen, daß mit ein Hauptgrund dieser Annäherung in dem Wunsche bestand, durch diese Thätigkeit Zutritt in den Bahnhof und die Möglichkeit zu erlangen, von den Vorüberfahrenden über diesen und jenen Angehörigen Erkundigung einzuziehen; auch machte sich bei Vertheilung der Gaben immerhin eine gewisse Bevorzugung der Franzosen bemerkbar. Indeß war dies

Digitized by Google

kamen, wo wir denn gar vielfach Gelegenheit hatten, so weit unsere Mittel reichten, auch diesen gegenüber, von denen ja nur zu viele krank waren und aus den Strapatzen des Feldzuges den Todeskeim in die Gefangenschaft mitbrachten, unser Samariterwerk auszuüben. Neben all dem Elend, das man da sah, besonders als die zahllosen Ruhrkranken vorüberkamen, auch der Typhus häufiger zu werden anfing, war es doch eine herzstärkende und beglückende Thätigkeit, so unmittelbar Tausenden von Kranken und Verwundeten Erquickung und Labsal spenden zu dürfen. Neben den Kranken und Verwundeten aber nahm noch eine Menschenklasse unsere Hülfe in Anspruch: das waren die Bediensteten der Eisenbahn. Im Sommer von Hause abberufen, traten sie nun ohne warme Kleidung in die rauhe Jahreszeit ein, und es mußte Jeden, der diese Leute ihrem schweren und wichtigen Dienste nachkommen sah, Mitleid ergreifen. Sie wurden auf unserer Station wie Soldaten verpflegt, und wir haben damit zwar unsere Instruction verletzt und unsere Competenz überschritten, aber dafür wohl manchem braven Manne Leben und Gesundheit gerettet.

Im Monate October, nach der Capitulation von Straßburg und nach Errichtung einer ähnlichen Station in Zabern, wurde die Erfrischungs-Station in Brumath aufgelöst. Nach Hause zurückgekehrt, war es mir gegönnt, einer der Leiter der rastlosen Arbeit der Vereinsangehörigen in der Heimath sein zu dürfen. Hierüber, über die Vereinsthätigkeit im Inlande, werde ich mich viel kürzer fassen können.

Das gesammte deutsche Volk, alle die Millionen Menschen, die unter den auf fremder Erde Kämpfenden Freunde und Verwandte zählten, die mit dem ganzen Herzen bei der großen Sache waren, die sich in Frankreich so gewaltig, so ruhmreich entschied, alle Angehörigen unseres Volkes, kann man wohl

Digitized by Google

sagen, haben in irgend einer Weise, nach ihren Kräften, Fähigkeiten, Verhältnissen, sich an der freiwilligen Hülfsthätigkeit betheiligt.

Hier natürlich concentrirte sich das Hervorragendste der Vereinsleistungen auf dem reichen Gebiete der Lazarethpflege. Frauen und Jungfrauen aus allen Ständen drängten sich herzu, nicht etwa um mit einer, dem überwallenden Gefühlsdrange entspringenden, rasch entstehenden, rasch verfliegenden Begeisterung, nein, um mit der ganzen Hingebung und Ausdauer, die eben nur das Product einer tiefinnerlichen Ergriffenheit von der hohen Bedeutung dieser Aufgabe sein konnte, sich dauernd, ausschließlich, vorbehaltlos dem schweren Werke der Krankenpflege zu widmen. Nur wer selbst Zeuge dieser über alles Lob erhabenen, der wahrsten Bewunderung und aufrichtigsten Huldigung würdigen Thätigkeit der deutschen Frauen war, kann ermessen, welche unendliche Wohlthat sie durch ihr Eingreifen den armen Opfern des Krieges erwiesen haben. Ihre Majestät die Kaiserin-Königin und zahlreiche hohe Frauen deutscher fürstlichen Häuser haben auf diesem Gebiete durch ihr erhabenes Beispiel die Sache der freiwilligen Hülfsthätigkeit in ganz hervorragender Weise gefördert.

Aber auch die Männer haben auf diesem Gebiete treu mitgearbeitet. Die Kriegs-Sanitäts-Ordnung hat, im Hinblick auf die Thatsache, daß im Augenblicke des Ausmarsches fast alle militärischen Organe der Krankenpflege den inländischen Lazarethen entzogen werden, das Wesentliche der Lazarethverwaltung im Inlande den Hülfsvereinen übertragen, nicht etwa, um von dem Staate gewisse lästige Verpflichtungen und Kosten abzuwälzen, sondern um den Kranken und Verwundeten eine bessere und sorgfältigere Pflege angedeihen zu lassen, als sie ihnen unter diesen Umständen die staatlichen Organe zuwenden könnten. So waren denn aus Vereinskreisen

Digitized by Google

zahlreiche tüchtige Kräfte: Aerzte, Inspectoren, Lazareth-Commissäre, für diesen Zweck aufzubieten, und es ist eine anerkannte Thatsache, daß die von den Vereinen unmittelbar oder unter militärischer Oberleitung verwalteten Lazarethe ihre Aufgabe mit der größten Auszeichnung erfüllten. In welch großartigem Maßstabe die Vereine diesen Theil ihrer Thätigkeit aufgefaßt und durchgeführt haben, beweist, daß entweder vollständig oder wenigstens theilweise aus Vereinsmitteln oder aber auf Anregung der Vereine eigene Gebäude — Baracken nach amerikanischem Vorbilde — zur Unterbringung von Kranken und Verwundeten erbaut wurden.

Neben der Lazarethpflege wandte sich die Thätigkeit der Hülfsvereine im Inlande einerseits der Sammlung von Geld, Naturalien und Kleidern, andererseits der Verarbeitung von Material zu jeder Art von Bekleidungsgegenständen zu, und auch auf diesem Felde haben wir wieder die rastlose, hingebende, liebevolle und erfindungsreiche Thätigkeit der Frauen mit dankbarer Bewunderung zu preisen.

Die Männer waren beim Transporte und der Erfrischung der Verwundeten thätig, und endlich waren große und vielbeschäftigte Bureaux etablirt, welche eine die colossalsten Dimensionen annehmende Correspondenz zum Zwecke der Nachweisungen und der Auskunft über den Aufenthalt der Kranken und Verwundeten in allen Lazarethen Deutschlands und des Feindeslandes zu bewältigen hatten. Ihre Bemühung, die sich in ihrer segensreichen Wirksamkeit der öffentlichen Aufmerksamkeit entzog, spendete unzähligen angsterfüllten Herzen Trost und Beruhigung und gab jenen Armen, denen Trauerbotschaften zu senden waren, wenigstens die, mit der entsetzlichen Spannung der Ungewißheit verglichen, immer noch erträglichere Gewißheit ihrer Verluste.

Neben der Hülfeleistung für Kranke und Verwundete geht

Digitized by Google

sodann, in manchen Ländern eng verbunden, in anderen durch besondere Vereine vertreten, die Sorge für die Familienangehörigen der Reservisten und Landwehrleute und für die Invaliden.

Nachdem der Friede wiederhergestellt war, haben die Hülfsvereine auch an die Zukunft gedacht und, an der Hand der in der großen und bewegten Kriegszeit gemachten Erfahrungen, ihre Fortbildung in solcher Weise in das Auge gefaßt, daß sie einmal für den Fall eines abermaligen Krieges gerüstet seien, noch Größeres und Bedeutenderes zu leisten, dann aber, daß sie die in ihrer Mitte vorhandenen Kräfte und Mittel auch im Frieden zu Nutz und Frommen der Gesammtheit verwenden.

Eine Vereins-Institution ist in der glücklichen Lage, beiden Zwecken zu gleicher Zeit dienen zu können. Es ist dies die Ausbildung von tüchtigen, allen Ansprüchen gewachsenen Pflegekräften. Es wird auch da, wo die religiösen Genossenschaften sich mit Eifer und Erfolg der Krankenpflege annehmen, nicht möglich sein, eine solche Anzahl tüchtiger Pflegekräfte im Schooße dieser Genossenschaften auszubilden und bereit zu halten, wie sie im Kriegsfalle nöthig ist. Aber auch andere Frauen und Jungfrauen, die nicht den Beruf in sich fühlen, ihr Leben in einem Ordenshause zuzubringen, haben Anlage und jene Lust und Liebe, ohne die es kein Vollbringen giebt, zur Krankenpflege. Ein schöner, segensreicher und geachteter Beruf eröffnet sich hier für zahlreiche Frauen und Jungfrauen, und so ist dieser Zweig der Vereinsthätigkeit zugleich ein Versuch an der Lösung des Problemes mitzuwirken, die Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes zu erhöhen.

Scheinbar ausschließlich mit dem Gedanken der Kriegsvorbereitung hat es dagegen die Gründung von Krankenträgercorps zu thun, die an manchen Orten in's Auge gefaßt, an

Digitized by Google

einigen auch in der That zur Ausführung gebracht wurden. Es hat sich im letzten Kriege bis zur Evidenz herausgestellt, daß nur wohlvorbereitete, militärisch organisirte Hülfscorps zur Hülfeleistung in Feindeslande verwendbar sind, und insoferne liegt allerdings dem Streben, eine solche — wenigstens bezüglich der Cadres absolut nothwendig im Frieden vorzubereitende — Organisation zu schaffen, der Gedanke an einen künftigen Krieg zu Grunde. Allein daneben dürfen denn doch die großen Vortheile nicht vergessen werden, die auch im tiefsten Frieden eine wohlgeschulte und festgefügte Verbindung tüchtiger Männer bei großen und außerordentlichen Unglücksfällen: Brand, Ueberschwemmungen, Eisenbahnunglück, Epidemien, mit sich bringt, ganz abgesehen von dem Gewinne, den jedes einzelne Mitglied durch die gründliche Aneignung anatomischer und chirurgischer Kenntnisse — und seien es auch nur die elementarsten — erwirbt.

Eine andere Aufgabe der Hülfsvereine ist die Beschäftigung mit der öffentlichen Gesundheitspflege überhaupt. Es wird von unberechenbarer Bedeutung sein, wenn wenigstens in allen größeren Städten Vereine bestehen, welche für alle die hier einschlägigen Fragen — Krankenhäuser, Ventilation, Bäder, Trinkwasser, Canalisation u. dergl. — stets ein offenes Auge, einen sachverständigen Rath und im Nothfalle auch eine wohlgefüllte Börse haben.

In näherem oder fernerem Zusammenhange mit den Aufgaben der öffentlichen Gesundheitspflege stehen aber noch zahlreiche andere Gegenstände, welche die Hülfsvereine theils bereits in ihren Wirkungskreis gezogen haben, theils für denselben zu erobern bestrebt sind. Dazu gehören die Errichtung von Speiseanstalten für die ärmeren Classen, von Asylen für Säuglinge; auch die Armenpflege und besonders die Armenkrankenpflege fällt diesem Gebiete der Vereinsthätigkeit zu.

Digitized by Google

Wenn die Regierungen Gelder zur Erhaltung und Erhöhung der Wehrkraft fordern und dabei an den Spruch erinnern: si vis pacem para bellum, rufen ihnen wohl die Friedensfreunde zu: si vis pacem para pacem. Nun wohl, wer an unseren Mobilmachungsplänen, die für die Eventualität eines Kriegs berechnet sind, Anstoß nimmt oder sich für diese nicht erwärmen kann, dem bieten die Hülfsvereine ihre Friedensthätigkeit als ein Object seiner Theilnahme. Und diese ist auch eine Mobilmachung gegen die Feinde, welche, so lange die Welt besteht, nicht aufhören werden, Glück und Wohlfahrt der Menschen zu bedrohen, gegen Krankheit und Elend, eine Mobilmachung, zu der die Hülfsvereine gerne Alle herbeiziehen möchten, die gegenüber der Noth und dem Elende auf allen Gebieten des Lebens ein warmes Herz haben und eine offene Hand.

Digitized by Google

Die Eröffnung der Universität Straßburg.

Am Dienstag den 30. April 1872 gegen 5 Uhr Nachmittags fuhr ich über die Rheinbrücke von Kehl. Eine Fülle von Gedanken stürmte auf mich ein. Was alles liegt von großen, gewaltigen, unsere Nation in ihren höchsten Interessen berührenden Ereignissen in dem Zeitraume von 20 Monaten zwischen jenem Tage des Juli 1870, als eine dumpfe weithin hörbare Detonation den Bewohnern des Rheinthales die Sprengung der Kehler Brücke verkündete, und diesem heutigen Festvorabende, der in einem endlosen Bahnzuge eine wahre Völkerwanderung von Meistern und Schülern der deutschen Wissenschaft hinüberführt in das wiedergewonnene Reichsland! „Wieder unser" ist es geworden durch die Gewalt der Waffen, durch die Kraft und Tüchtigkeit, durch die Tapferkeit und Einsicht unseres unvergleichlichen Heeres. Wieder unser muß es bleiben, auch geistig uns wieder erobert werden durch die Waffen des Geistes und der Wissenschaft. Aus allen Theilen Deutschlands eilen die Abgesandten herbei, um der neu erstehenden Alma mater ihre Glückwünsche entgegenzubringen, um Zeugen zu sein dieses großen, für das

Digitized by Google

Reichsland und das ganze Reich hochwichtigen geschichtlichen Ereignisses. Ueberall, wo in die große Verkehrsstraße Bahnen einmünden aus den Landestheilen, welche Hochschulen besitzen, herrscht ein reges, bewegtes Leben und Treiben an den Bahnhöfen. Ernste Männer, die sich auf den ersten Blick in ihrer äußeren Erscheinung als Professoren verrathen, eilen, Platz in den Wagen zu gewinnen, und von allen Seiten ertönen Begrüßungsrufe von Männern, die seit Jahrzehnten die Zierden der deutschen Gelehrtenrepublik sind. Auch die akademische Jugend zieht herbei mit ihren farbigen Mützen, mit den frischen, fröhlichen jungen Gesichtern; alle Dialecte des Reiches tönen bunt durcheinander. Es ist so recht ein Bild der glücklich errungenen Einheit des Vaterlandes. In weitem Bogen umkreist die Bahn die Gemarkung der alten Reichsstadt, deren ehrwürdiges Wahrzeichen, das Münster Meister Erwins, uns mit ernstem Blick ihren Gruß entgegenzutragen scheint. Wir nähern uns der Stadt und zahlreiche Spuren des Krieges treten uns entgegen. Ruinen von Landhäusern, die Trümmerhaufen der Citadelle werden sichtbar; nun kommen wir an die Wälle heran, die noch die gewaltigen Lücken zeigen, welche die deutschen Geschosse hinein gewühlt; endlich fahren wir durch einen Tunnel und sind nun im Bahnhofe. Das stürmische Treiben bei der Ankunft des Zuges entzieht sich jeder Beschreibung. Aber durch all den Tumult, das Stürmen und Drängen der ankommenden Jungen und Alten macht sich bald eine wohlgegliederte Kette von trefflichen Anordnungen zum Empfang der Gäste bemerkbar. Große Placate signalisiren das Wohnungsbüreau, Bandschleifen im Knopfloch und farbige Armbinden machen die Ausschußmitglieder kenntlich, welche mit dem regsten Eifer bemüht sind, für jeden Ankömmling ein Unterkommen nachzuweisen, und wackere Soldaten des sächsischen Infanterie-

Digitized by Google

Regiments Nr. 105 werden durch eine Armbinde mit der Aufschrift „Fest-Ordonnanz" als die Führer, Träger und Nothhelfer in diesem friedlichen Sturm auf die alte Reichsstadt vorgestellt. Ich habe meine Wohnungskarte erobert und mich nach langem Warten in den Besitz meines Koffers gesetzt. Nun geht es weiter, hinein in die Stadt. Gewaltig ist seit jenem 28. September 1870, als es mir gegönnt war, unmittelbar nach dem Einmarsch unserer Truppen die eroberte Stadt zu betreten, gewaltig ist seitdem an dem Wiederaufbau des Zerstörten gearbeitet worden. Neue mächtige Gebäude sind erstanden, aber doch noch ist manche klaffende Lücke, manche ruinenartige Mauer, mancher Schutthaufen vorhanden, um uns zu erinnern, daß dem glücklich erlangten Besitze die entsetzlichsten Schrecken des Krieges vorangehen mußten. Da und dort von einem öffentlichen Gebäude oder aus der Wohnung eines Reichsbeamten oder sonst eingewanderten Deutschen weht eine Fahne in den Reichsfarben. Die Einwohnerschaft verhält sich passiv, aber in ihrem äußeren Auftreten nicht feindselig gegen das Fest. Doch habe ich gehört, daß es Leute gab, die das Begehen dieser Feier mit ihrem Prunk und Lärm als eine „rücksichtslose Kränkung ihrer tief verletzten patriotischen Gefühle" bezeichneten. Ueberall wohin wir blicken, stehen Festgenossen geschaart, Begrüßungen werden ausgetauscht, Bekanntschaften angeknüpft, alte Freunde finden sich unerwartet wieder. Ueber Alle aber breitet sich ein begeisteter Zug des erregten nationalen Gefühles hin; auf allen Gesichtern ist die Freude, das Glück, der Stolz zu lesen, daß es uns gegönnt ist, diesen schönen Tag, dies seltene Fest miterleben zu dürfen.

Und es gestaltet sich denn auch in der That zu einem großartigen nationalen Ereigniß. Schon der Schauplatz der Eröffnungsfeier war geeignet, die patriotische Stimmung des

Digitized by Google

deutschen Reichsbürgers begeisternd zu berühren. Das Schloß, das den Herrschern Frankreichs bei ihren Besuchen in Straßburg zur Wohnung gedient hatte, wo so oft aus alemannischem Munde das „Vive le Roy!“, „Vive l'Empereur!“ erklungen war, dies war ausersehen, Zeuge der erhebenden Vorgänge zu sein, welche die Eröffnungsfeier darbot. Der große Hof war mit einem Zeltdach überdeckt worden und der also geschaffene Raum, mit der Büste des Kaisers Wilhelm uru ihr zur Seite mit Büsten der um die alte Akademie und Universität verdienten Männer, mit den Wappen der elsaß-lothringischen Städte, mit zahlreichen Flaggen in den Farben des Reiches wie der einzelnen deutschen Staaten und grünem Tannenreis ebenso reich als geschmackvoll verziert, füllte sich um die zehnte Vormittagsstunde des 1. Mai mit den Gästen aus Stadt und Reich. Ich wage es nicht, von den Vertretern der Universitäten und anderen gelehrten Körperschaften einzelne namhaft zu machen, es mag genügen, zu sagen, daß sich die glänzendsten Namen aus dem Kreise der deutschen Gelehrten, der deutschen im eminentesten Sinne des Wortes — denn auch Deutsch-Oesterreich und die Schweiz hatten ihre Vertreter gesandt — unter ihnen befanden. Auch viele andere hervorragende Personen waren anwesend: Prinz Wilhelm von Hessen, Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg, die Präsidenten der drei Bezirksregierungen und viele andere höhere Beamte aus Elsaß-Lothringen und Baden, der baierische Regierungspräsident von Braun aus Speyer, die Dichter Berthold Auerbach und Victor Scheffel, der Kapellmeister Ferdinand Hiller, der Maler Lessing u. a. Es mögen wohl an 3000 Personen gewesen sein, die den gewaltigen Festraum erfüllten; der Mehrzahl nach Deutsche aus dem alten Reich, aber doch habe ich auch manchen Elsässer gesehen. Von Seite der Stadt war der Maire, Herr Lauth, mit einigen Municipalräthen er-

Digitized by Google

schienen; ihre Mienen zeigten, daß es geschehen war, „der Noth gehorchend, nicht dem eignen Triebe.“ Der Bischof von Straßburg hatte Anfangs seine Bereitwilligkeit erklärt, der Feier beizuwohnen; im weiteren Verlaufe bot ihm die Nachricht, daß Herr von Döllinger unter den Vertretern Münchens sein werde, einen wahrscheinlich willkommenen Vorwand, seine Zusage zurückzunehmen und auf dieser Zurücknahme zu bestehen, auch nachdem die Ankunft des gefürchteten Gegners der Unfehlbarkeit nicht erfolgt war. Ich denke indeß, der Segen des Himmels wird dem neuen Werke auch ohne die Assistenz des Msgr. Räß zu Theil werden.

Es lag ein Hauch von Weihe und Andacht über den Anwesenden und manches Auge füllte sich mit Thränen der Rührung, als mit dem Glockenschlage 12 Uhr, unter Vorantritt der Pedelle, während das Orchester des Conservatoriums den Marsch aus der Zauberflöte anstimmte, die auserlesene Schaar der für die neue Universität gewonnenen Professoren, an der Spitze der ehrwürdige beinahe 80jährige Rector Bruch (ein Elsässer und schon bisher Professor an der theologischen Facultät der Straßburger Akademie), den Saal betrat, gefolgt von den Deputationen und allen übrigen anwesenden Professoren der deutschen Hochschulen, und in feierlichem Zuge sich nach ihren Plätzen begab. Welche Fülle von Geist und Wissen, welcher gewaltige Reichthum an Kenntnissen war da auf einem kleinen Raume vereinigt — in Wahrheit ein glänzender Generalstab der Armee deutscher Wissenschaft. Und diesem erhebenden Momente folgte ein zweiter, als der Oberpräsident Herr von Möller, ein Mann voll Würde und herzgewinnender Einfachheit in seiner Erscheinung, einer der hochverdientesten unter den hohen Würdenträgern des preußischen Staates, nach Verlesung der kaiserlichen Stiftungsurkunde die Versammlung zu einem Hoch auf Se. Majestät den Kaiser aufforderte. Es

Digitized by Google

war ein Jubelruf ohne Gleichen, ein Sturm der Begeisterung durchtönte den Festraum, es war ein feierlicher Act der Besitzergreifung, und wohl jeder der anwesenden Deutschen hatte das erhebende Gefühl, daß er einen großen, welthistorischen Moment erlebte. Dieses Hochgefühl konnte die kleinliche Demonstration des Maires und seiner Genossen, welche bei dem Hoch auf den Kaiser sitzen blieben, in keiner Weise beeinträchtigen. Und dann kam noch ein dritter Moment, als im Namen der deutsch-österreichischen Universitäten Professor Tomascheck aus Wien der neuen Alma mater seinen Gruß zurief, und dabei den Sympathien der Deutschen Oesterreichs für das Deutsche Reich einen ebenso warmen als wahren Ausdruck verlieh. Es war ein Minuten lang anhaltender Jubel, der seinen Worten, folgte und er wird hinüberhallen weit über die Mauern des Napoleonischen Schlosses hinaus, hinüber zu den Deutschen in Oesterreich, deren Gesinnung wir so herzlich und begeistert erwidern, wie sie uns entgegentritt, und hinüber nach der Seine, wo man bei den Nachepläne für die Zukunft so gerne sich der Illusion einer Bundesgenossenschaft mit Oesterreich hingiebt. Aber neben diesen großartigen Momenten, die uns wie die Marksteine des Festes in der Erinnerung für alle Zeit fortleben werden, ist noch mancher schöne erhebende und rührende Eindruck zu verzeichnen: die schlichte, aber das alte deutsche Herz zeigende Rede des ehrwürdigen Rectors, die meisterhafte, gedankenreiche Festrede des Kunsthistorikers Professor Anton Springer, die edel gehaltene Begrüßungsrede des Göttinger Historikers Waitz, die einfachen Worte des Vertreters der Schweiz, Professors von Wyß. Auch die edle Musika und zwar eine echt deutsche Musik verherrlichte das Fest. Nach Beethoven's Ouvertüre Op. 114 (Weihe des Hauses) sang der deutsche Gesangverein zwei Chöre aus der „Schöpfung", und den

Digitized by Google

Schluß der Feier bildete Weber's Jubeloubertüre. Als das Orchester zum Schlusse derselben die Volkshymne intonirte, folgte wieder eine jener spontanen Kundgebungen, welche die Elsässer überzeugen kann, welcher Unterschied besteht zwischen der Liebe und Verehrung eines großen und freien Volkes für seinen Kaiser und Heerkönig und dem commandirten officiellen Enthusiasmus, den die Napoleonsfeste zur Schau zu tragen pflegten. Gegen 1 Uhr endigte die Eröffnungsfeier und bewegten Herzens verließen die Theilnehmer die Festhalle.

Schon in der Rede des Rectors Bruch bei dem officiellen Eröffnungsacte war dem Freiherren von Roggenbach warmer Dank für seine Wirksamkeit bei Begründung der neuen Hochschule ausgesprochen worden. Roggenbach, der „Brautvater", wie ihn Berthold Auerbach nannte, hatte in seiner bescheidenen Weise jede officielle Rolle bei dem Acte abgelehnt. Um so höher, weil ohne jede bloß conventionelle Motivirung erfolgt, ist die allgemeine Anerkennung anzuschlagen, die seinen großen Verdiensten um das neue Werk gebührend zu Theil wurde. In sehr warmen Worten gab bei dem officiellen Festbankett ebenfalls wieder Herr Rector Bruch, als der berufenste Dollmetsch, diesem Gefühle Ausdruck, und die allgemeine Wanderung zu dem Platze des gefeierten Staatsmannes, dem jeder der Gäste gerne persönlich seine Verehrung bezeugen wollte, schien kein Ende zu nehmen. Auch dieser Theil des Festes war ein höchst gelungener. Der große Saal der „Réunion des arts" in der Fegergasse war mit großem Geschmack verziert und bot gegen 400 Personen Platz an vier endlos langen Tischreihen; die Mitte jedes Tisches nahmen die hochgestellten und officiellsten Festtheilnehmer ein, so daß sich dadurch ein viel regeres und lebendigeres Treiben gestalten konnte, als wenn diese Größen alle in einer Gruppe vereinigt gewesen wären. Schon bei dem Gründungsacte war die Theilnahme

Digitized by Google

einer überaus großen Zahl von Officieren aller Grade und Waffen bemerkt worden. Und auch an allen übrigen Episoden des Festes nahmen sehr viele Vertreter des „Volks in Waffen" als Gäste der Armee des Geistes Antheil; so war es denn auch sehr entsprechend, daß bei dem Festmahle der Gouverneur der Festung, Generallieutenant von Hartmann, den Toast auf Se. Majestät den Kaiser ausbrachte. Mit einer mächtigen, sonoren Stimme, von der man wohl glauben kann, daß sie auch im Donner der Schlachten noch wuchtig klingt, brachte er seine mit unendlichem Jubel aufgenommene Huldigung dem obersten Kriegs- und Friedensherren der Deutschen. Hier brauchte der Herr Maire von Straßburg nicht sitzen zu bleiben, denn er war mit seinem Gefolge von Municipalräthen gar nicht erschienen. Dafür waren aber andere Elsässer gekommen die mit freudigem Herzen einstimmten, als wir unserem Kaiser den Tribut der Liebe und Ehrfurcht darbrachten. Da war Herr Sengewald, Präsident der Handelskammer, Dr. Mühl, ein trefflicher Arzt und patriotischer Dichter, da war Adolf Stöber, der edelsten einer unter den Männern, die der Verwälschung entgegengearbeitet alle die langen Jahre her, da waren Geistliche (natürlich protestantische), Kaufleute und Landwirthe, freilich nur eine kleine, aber eine um so auserwähltere Schaar. Aus ihrer Mitte ergriff Graf Dürckheim-Montmartin das Wort, ein in der Nähe von Wörth und Fröschweiler wohnender Großgrundbesitzer, und begrüßte im Namen des Volkes von Elsaß die Deputationen der auswärtigen Universitäten. Nur eine Kruste fremden Wesens, sagte er, habe sich um das kerndeutsche Herz des Elsässers gebildet, und die deutsche Wissenschaft habe nun den Beruf, diese Kruste zu erweichen. „Schwingt den Hammer, schwingt," rief er mit den Worten des Dichters, „bis der Mantel springt!" Es läßt sich denken, welcher Jubel dieser

Digitized by Google

Rede folgte, von welcher freilich nüchterne und etwas skeptische Naturen meinen, daß sie mehr den individuellen Stimmungen des ehrenwerthen Grafen als der Durchschnittsgesinnung der Elsässer Ausdruck gegeben habe. Aber wozu die Skepsis bei einem Festbankett! Es folgten noch zahlreiche Toaste und der Gesang der drei eigens zu diesem Tage gedichteten Lieder von Emanuel Geibel, Dr. Mühl und J. V. Scheffel, die der zugleich feierlichen und heiteren Feststimmung einen höchst glücklichen Ausdruck gaben. Dann aber überstürzten sich die Wogen des festlichen Treibens zu einem bunten Gewühle, in dem jeder Versuch, auch der gewaltigsten Stimme, sich Gehör zu verschaffen, scheiterte. Höfler aus Prag und Halm aus München gaben sich vergebens alle Mühe, ihren Toasten ein Publicum zu erringen; man gewahrte nur die Gesticulationen der Redner und mein Tischnachbar meinte, nun hätte er doch auch einmal eine Rede halten *sehen*.

Inzwischen war der Abend hereingebrochen, und als wir die Straße betraten und nach Durcheilung einiger der engen winkeligen Gassen der alten Stadt einen freien Platz gewannen, da stand das Meisterwerk Erwins, da stand das herrliche Münster vor unseren Augen im wunderbarsten Strahlenglanze. Die architektonischen Linien des gewaltigen und doch so zart gegliederten Baues waren durch Tausende und Abertausende von Lämpchen markirt und hoben sich von dem tiefblauen Nachthimmel ab, wie ein Wunder aus der Welt der Phantasie. Und nun, nachdem das Auge sich an diese strahlende Herrlichkeit gewöhnt hatte, nun loderten im Inneren der Pyramide die bengalischen Flammen empor, nun glänzten aus der graziösen Kreuzblume die intensiven Lichtwellen einer elektrischen Flamme weithin über Stadt und Land. Es war ein Anblick, ewig unvergeßlich Allen, die das Glück genossen, ihn zu sehen, so herrlich und wunderreich, so phantastisch

Digitized by Google

und überirdisch, wie sich kein prächtigerer Abschluß des schönen nationalen Festes erdenken ließ. Uns aber, welche die Belagerung miterlebt haben — und es hatte sich ein Kreis von Männern zusammengefunden, die theils in der Armee, theils im Dienste der freiwilligen Krankenpflege vor Straßburg gewesen waren — uns traten alle die Bilder aus jener Zeit, besonders das schauerlich schöne und ergreifende Bild vor das geistige Auge, als wir von den die Stadt beherrschenden Höhen in den Augustnächten des Jahres 1870 den Brand der beschossenen Stadt erblickten, als die zerstörenden Flammen aus dem Dache des Langhauses der Kirche gegen diesen nämlichen Münsterthurm emporschlugen. Und wir dankten Gott, daß trotz aller Schrecken dieser Tage das wunderbare Bauwerk uns erhalten geblieben. Durch die Straßen der Stadt aber strömten die Schaaren des Volkes, staunend und bewundernd, die Belagerer und die Belagerten von damals, und kein Mißklang störte den Eindruck des herrlichen Festes.

Nun brach der zweite Festtag an und um $^3/_4$7 Uh Morgens entführte ein endloser Wagenzug über 1000 Gäst dem Straßburger Bahnhofe. Der Ottilienberg war das Zi der Pilgerfahrt; jener berühmte Aussichtspunkt, von dem einst der junge Goethe trunkenen Auges über Berge und Thal hinausgeblickt hatte, „wo sich das herrliche Elsaß immer dasselbe und immer neu wiederholt". Vorüber an Molsheim, wo ein schön geschmückter Bahnhof uns begrüßte, an Rosheim, wo durch die blühenden Baumkronen eine der ältesten Kirchen des Elsaß ihre romanischen Formen zeigt, nach einem raschen Einblick in das Thal von Mutzig, hielt der Zug in Ober-Ehnheim (Obernay hatten die Franzosen die alte Reichsstadt getauft), wo die alten Thürme mit dem einköpfigen Reichsadler, der jetzt wieder das Wappen des geeinigten Reiches

Digitized by Google

geworden ist, sympathisch den Gast begrüßten. Hier bestiegen einige Hunderte die bereit stehenden Wagen, andere traten die Fußwanderung an, während wieder andere vorzogen, bis Barr die Eisenbahn zu benutzen und erst von da aus den Berg zu erklimmen. Ich schloß mich in Ober-Ehnheim den Fußwanderern an und genoß in vollen Zügen die Reize dieser echt alemannischen Landschaft, die sich wie ein Spiegelbild der schönsten Schwarzwaldpartien am rechten Ufer des Stromes dem Auge darbietet. Bis Ortrott, wo ein berühmter „Rother" wächst, wo links von der Höhe das Schloß Rathsamhäusen herabblickt, folgten wir der Landstraße. Dann aber biegt links ein Fußpfad in die Berge hinein und führt langsam aufwärts durch einen duftigen, frischen, hochstämmigen Fichtenwald, mit anmuthigen Ausblicken in die reiche Landschaft des Rheinthales, mit herzerquickenden Durchsichten auf die benachbarten Berghöhen, wo von dem satten Dunkel des Nadelgehölzes das glänzende Laub der Buchen im leuchtenden Frühjahrsgrün sich wunderschön abhebt. So geht es bergan, bis die stattlichen Gebäude des Klosters auf dem Berggipfel den von der mehr als zweistündigen Wanderung Ermüdeten gastlich aufnehmen. Hier, an einer uralten Kultusstätte, wo Kelten und Römer einst um die Herrschaft kämpften, wo gewaltige Mauern von der Riesenkraft jenes urwüchsigen Geschlechtes zeugen, das diese Befestigungen rings um die Berghöhe schuf, hier hauchten die lieblichen Sagen von der heiligen Ottilie, der wunderthätigen Jungfrau aus fürstlichem Geschlechte, Goethe jene künstlerische Anregung ein, „die in der Gestalt der Ottilie aus den Wahlverwandtschaften zur künstlerischen Darstellung ausreifte." Im Klosterhofe, unter schattigen Bäumen waren Bänke angebracht, in der Klosterküche war ein trefflicher Imbiß bereitet und im Klosterkeller harrten der köstliche Ortrotter und andere Gewächse des Elsasses

Digitized by Google

der Vertilgung. Aber hier machte sich ein Mißverhältniß zwischen Vorbereitung und Wirklichkeit geltend. Auf 400 Personen etwa hatten sich die guten Franziskanerinnen gerüstet, auch sonst nicht ungewohnt in der Bewirthung wandernder Fremdlinge; dieser Völkerwanderung, die sich wie eine Wolke von Wanderheuschrecken über ihre friedlichen Räume ergoß, waren sie nicht gewachsen. Mit gelinder Verzweiflung ließen sie das Andrängen der Hungrigen und Durstenden über sich ergehen und schauten mit staunendem Lächeln diesem bellum omnium contra omnes zu, bei dem den Kriegsgenossen des letzten Feldzuges die Erfahrung im Requiriren wohl zu Statten gekommen sein mag. Mit der errungenen Beute ließ sich jeder nieder, wo sich ein Sitz darbot, und auch der, welcher bei diesem Eroberungszuge zu kurz gekommen war, verlor darum die gute Laune nicht, was allerdings auch beim Anblicke der herrlichen Natur und dieses frohen Durcheinander von bemoosten Häuptern und jugendstrahlenden Studenten ein Kunststück gewesen wäre. Da und dort trat auch ein Redner auf, ohne sonderliche Erfolge zu erleben; erst als Berthold Auerbach sich am Fuße eines mächtigen Baumes auf einen zur Rednerbühne erhobenen Stuhl stellte und hier „auf der Höhe" mit mächtiger Stimme Ruhe gebot, sammelte sich alles Volk zum Anhören seiner Rede. Aus dem Meere von Gedanken, das uns da oben umströmt, faßte er mit der Hand des Künstlers einige Tropfen heraus und sprengte sie unter die lauschende Menge. Und als diese Tropfen sich kristallisirten, ward daraus ein Hoch auf unsere tapfere deutsche Armee, die uns die Möglichkeit gegeben, hier dieses Fest zu feiern, in das denn auch mit weithin über Berg und Thal schallendem Jubel Alt und Jung einstimmte. Dann aber luden die Klänge der Musik ein, den Marsch zum „Mennelstein" einzuschlagen, einem weit vorgeschobenen Aussichtspunkte,

Digitized by Google

wo einst in unvordenklichen Zeiten eine Opferstätte gestanden und wo sich nun um eine grün geschmückte Rednerbühne die bunten Schaaren der Festgäste drängten und den begeisterten Worten des Generalprocurators Vacano aus Kolmar lauschten, dessen Hoch Deutschland galt, dem ganzen Deutschland vom Fels zum Meere. Noch manche andere Rede wurde geredet und dabei dem edlen Gerstensaft fleißig zugesprochen, der aus zahlreichen Fässern quoll, und ein bunter, festfroher Tumult tönte von dem alten Heidengemäuer hinunter in das Rheinthal, das, wunderbar anzuschauen, zu unseren Füßen sich ausbreitete. Und nun hinab nach Barr und dann wieder zurück nach der alten Argentina, unterwegs von Freudenfeuern und Böllerschüssen begrüßt, wohl nicht von den Elsässern abgefeuert, sondern von den wackeren deutschen Ansiedlern, die da drüben, als Pioniere der deutschen Sache, dem Vaterlande dienen. Spät erst konnte der Festcommers eröffnet werden in der feierlichen, traditionellen Art mit Salamanderreiben und Schlägerklang, wie unsere deutschen Hochschulen das gewohnt sind, und ungezählte „alte Herren" und junge „Burschen und Füchse", mit dem Band um die Brust und der bunten Mütze auf dem Kopfe sangen und feierten da die alte Burschenherrlichkeit. Selbst der Oberpräsident von Möller mit dem Bande der Heidelberger Westphalen, denen er vor langen Jahren angehört, hatte sich unter die Anwesenden gemischt, und die wuchtige Gestalt des Bezirkspräsidenten von Ernsthausen präsidirte mit energischer Miene dem studentischen Feste. Alles war wieder jung geworden, und wie die Alten sich der Illusion freuten, als ob sie auch noch zu den Jungen gehörten, so zeigten sich die Jungen der Alten würdig. Denn alles heimischen Haders vergessend saßen Korpsburschen und Burschenschafter friedlich neben einander, alle von dem Gedanken beseelt, daß es hier gelte, das Vater-

Digitized by Google

land würdig zu vertreten. Manches gute Wort erklang von der Rednerbühne herab, manches Vivat, Floreat, Crescat! wurde der neuen Alma mater zugerufen; aber auch hier rief die Rede auf die deutsche Armee den höchsten Jubel hervor, die Rede in der der Reichstagsabgeordnete Franz Duncker der Armee des Friedens, die von heute ab hier ihre schöne Mission zu erfüllen hat, in der Pflichttreue und Tüchtigkeit des deutschen Heeres ein glänzendes Vorbild vor Augen stellte.

Nun ist das schöne, nationale Fest, eigenartig wie kaum je eines gefeiert worden, vorüber. Die Gäste sind heimgekehrt, von reichen Erinnerungen an herrliche, große, historische Momente erfüllt. Mit hoffnungsreichen Blicken schaut das Vaterland hinüber auf die neue friedliche Schöpfung in dem durch die deutschen Waffen wiedergewonnenen Reichslande. Auch wir rufen der neuen Universitas Argentinensis aus warmem deutschen Herzen zu: Glück auf!

Digitized by Google

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

WIDENER BOOK DUE CANCELLED DEC 15 1984 1358794

WIDENER BOOK DUE FEB 15 1985 CANCELLED FEB 15 1985 1423916

WIDENER BOOK DUE CANCELLED JAN 17 1985 1396067

WIDENER BOOK DUE APR 15 1985 CANCELLED APR 15 1985 1499069

WIDENER BOOK DUE MAR 15 1985 CANCELLED MAR 15 1985 1533514

Ger 295.145
Aus alter und neuer Zeit;
Widener Library
003786032
3 2044 086 031 598

Digitized by Google